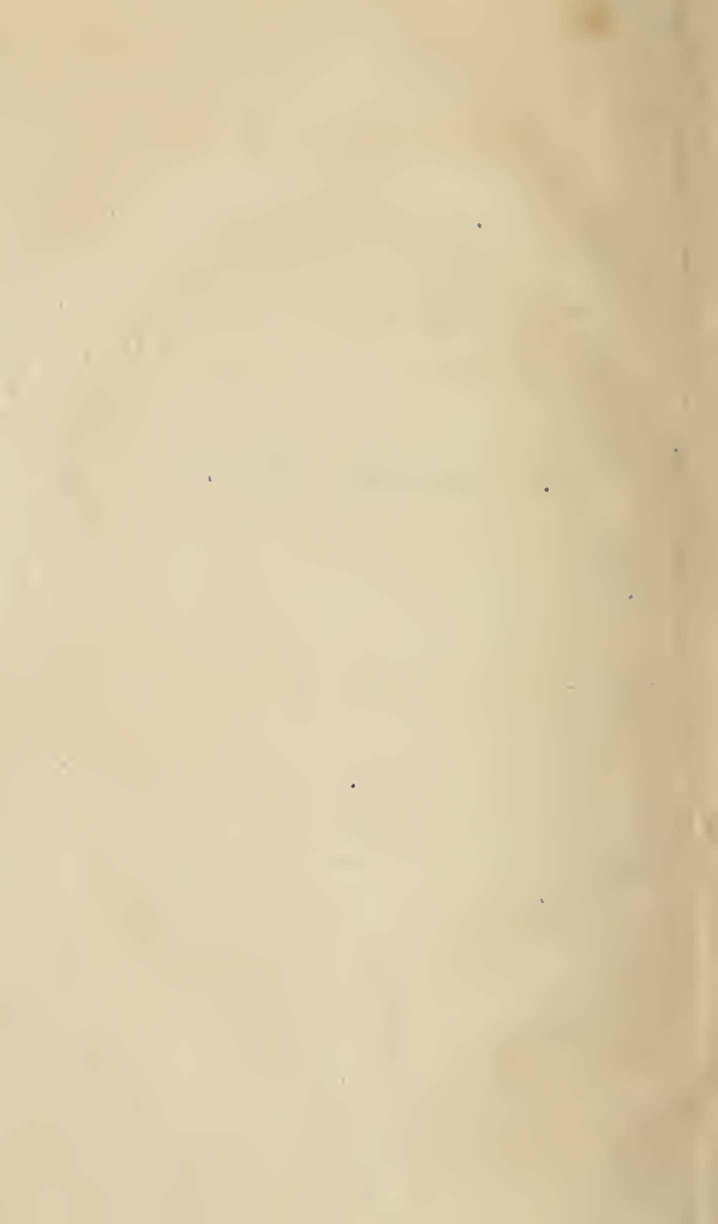






Antiquarische Briefe.



Antiquarische Briefe

von

A. Böckh, J. W. Loebell, Th. Panofka,
F. von Raumer und H. Ritter.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1851.

Inhalt.

Erster Brief.

Raumer an Böckh.

17. December 1849.

Die Werke der alten Classiker haben die vortreffliche Eigenschaft, daß wenn man sie (nach der horazischen Vorschrift) immer wieder zur Hand nimmt, sie jedesmal in eigenthümlich neuer Weise anregen, Gedanken erzeugen und zu Bemerkungen Veranlassung geben. Nicht selten habe ich Ihnen, verehrter Freund, Einzelnes der Art mitgetheilt und dankbar Ihre Belehrung empfangen; viel öfter habe ich das Meiste vergessen, bevor es zu einem für mich nützlichen Gespräche kam. Dies zu vermeiden, möchte ich selbst Unbedeutendes niederschreiben und es Ihnen mit dem Wunsche vorlegen, mündliche oder schriftliche Berichtigungen beizufügen. Wenn ich mir hiebei scharfe Urtheile erlaube, so geschieht dies nicht aus Anmaßung, sondern um Sie, den Meister, desto bestimmter zur Zurechtweisung des Schülers anzuregen.

Ich beginne heute mit Randglossen zum Xenophon. Stelle ich (seine geschichtlichen Werke und die Cyropädie diesmal bei Seite lassend) die Denkwürdigkeiten nebst dem Oeconomicus, die Apologie und das Gastmahl ne-

beneinander, so drängt sich mir die Meinung auf: daß Xenophon und Platon, nicht bloß durch äußere Verhältnisse bestimmt, ähnliche Werke und Aufsätze schrieben; sondern daß dieselben in vorsätzlicher Wechselbeziehung stehen. Jeder ergriff ferner den Gegenstand nicht bloß seiner persönlichen Natur gemäß, sofern er wahrscheinlich von der Auffassungsweise des Anderen wußte, und dieselbe (beistimmend, oder widerlegend) berücksichtigte. Mündliche Aeußerungen gingen gewiß den schriftlichen Darstellungen voran und kamen zu gegenseitiger Kenntniß; weshalb die Zeit der Abfassung jener Schriften minder wichtig wird: — doch wäre es allerdings anziehend zu wissen, wenneher Platon und Xenophon jene abfaßten, wer voranging und wer nachfolgte. Gewiß wurden alle erst nach dem Tode des Sokrates, und die Xenophon's erst nach seiner Rückkehr vom Zuge der 10,000 Griechen entworfen. Denn im Oeconomicus (den man als letztes Buch der Denkwürdigkeiten betrachten kann) ist von dem Tode des jüngeren Cyrus die Rede. [1])

Daß Platon (welcher große Philosophen kaum erwähnt und über die größten athenischen Staatsmänner von sehr einseitigem Standpunkte aus verwerfend urtheilt) den Xenophon für gering und ihm unebenbürtig hielt, läßt sich vermuthen; natürlich erscheint es hingegen, daß Xenophon den hochfliegenden Platon berücksichtigte, und (ihn berichtigend) seinen Lehrer Sokrates so einfach darstellte, wie er dem Einfachern erschienen war.

So stehen die gleichnamigen Schriften einander gegenüber, und wenn Platon's großes Kunstwerk, der Staat, im Oeconomicus zu einer bescheidenen Hauswirthschaft zusammenschrumpft, so macht die Cyropädie (von ihr ein

andermal) gewiß höhere Ansprüche; ja, sobald nicht von philosophischen Speculationen, sondern vom Möglichen und Brauchbaren die Rede ist, so steht Xenophon wol auf festerem Boden, denn Platon.

Sollte ferner die Aeußerung des Xenophon am Anfange der Apologie [2]), über die Pracht, oder das Schwülstige anderer Darstellungen, nicht geradehin wider Platon's Auffassung des Sokrates gerichtet sein? Aus gleichem Grunde legt er wol so großen Nachdruck auf die fast philisterhafte Abneigung des Sokrates [3]) gegen alle nicht unmittelbar brauchbare Wissenschaft. Allerdings erklärt sich diese aus der bis dahin vorherrschenden Liebe zur bloß naturwissenschaftlichen, oder gar nur kosmologischen Philosophie, und Sokrates hätte schwerlich an dem Timäus des Platon Gefallen gefunden; doch müssen wir es diesem allerdings danken, daß er über des Sokrates Forderung hinaus, — vielleicht zu weit hinausging.

Ein Widerspruch gegen Platon scheint mir auch in dem lebhaft wiederholten Lobe der Keuschheit des Sokrates zu liegen [4]); denn so viel Alcibiades darüber auch in Platon's Gastmahl beibringt, findet sich doch daselbst eine andere unschickliche Stelle, und die einfache Tugend des xenophontischen Sokrates leuchtet mehr als die Pracht platonischer Zusätze und Reden.

Allerdings berührt der xenophontische Sokrates auch schwierige Punkte höherer Philosophie; gewiß aber bedurften seine Andeutungen einer weitern platonischen Fortbildung: so z. B. die Frage über das Verhältniß des Nützlichen zum Guten, das subjective und objective Gute, das gegenseitige Verhältniß der einzelnen Tugenden u. s. w. [5])

Im Vergleiche mit der oft in den Denkwürdigkeiten

wiederholten Lehre, daß man seinen Feinden schaden müsse, ist der platonische Satz: es sei besser Unrecht leiden als Unrecht thun, schon ein bedeutender Fortschritt; noch viel höher steht aber das christliche Gebot von der Feindesliebe: obwohl es oft (ohne Rücksicht auf den Inhalt, auf gut und böse) misverstanden und von den Christen fast niemals befolgt wird.

Ich bin überzeugt daß wir, Alles in Allem gerechnet, den wirklichen Sokrates besser aus Xenophon, wie aus Platon kennen lernen. Dieser hatte sich nämlich gar nicht den Zweck gesetzt, ein durchaus treues Bild seines Lehrers zu entwerfen: er gebraucht ihn vielmehr als Träger seiner eigenen Gedanken, verwandelt ihn gleichsam in eine mythische Person; — schiebt ihn jedoch in späteren Werken einige Male zur Seite, wo es unnatürlich und unzweckmäßig erschien, ihm, von der sokratischen Lehre und Natur allzu Abweichendes, in den Mund zu legen. — Xenophon hingegen bedurfte einer solchen zweiten Schöpfung, oder Wiedergeburt, des Sokrates in keiner Weise; auch trieb ihn seine ganze Natur zu einer rein geschichtlichen Auffassung und treuen Darstellung des Gesehenen und Gehörten, ohne Zusatz, oder weitere Ausbildung.

Verstatten Sie mir jetzt, in bunter Folge, allerhand Bemerkungen vorzulegen, welche mir beim Lesen der obengenannten Schriften Xenophon's eingefallen sind: sie sollen nicht mehr Raum einnehmen als oft anderwärts bloß grammatische Erläuterungen, auch nur geringen Gewichts.

Wenn in neuern Zeiten, wo man körperliche Uebungen und Geschicklichkeiten weit weniger treibt und schätzt

als bei den Griechen, dennoch Kunststücke erlernt, gezeigt und bewundert werden; so ist es sehr natürlich, daß derlei Virtuosität auch schon damals entstand und sich geltend machte. [6]) Tänze zwischen Schwertern und das Spiel mit Kugeln, wie es in Xenophon's Gastmahl beschrieben wird, sieht man auch in unseren Tagen, obgleich ich mich nicht erinnere, daß die Zahl der in Bewegung gesetzten Kugeln jetzt jemals bis auf zwölf gestiegen wäre. Doch kann man fragen: ob nicht die Schnelligkeit der Bewegung eine richtige Zählung erschwerte, und vielleicht weniger als zwölf wirklich geworfen und aufgefangen wurden?

Worin das dritte, künstlichste Kunststück jener Tänzerin bestand [7]), ist mir nicht ganz deutlich. Es ward nämlich ein Rad, nach Art einer Töpferscheibe herbeigebracht, und während man vielleicht jene Künstlerin rasch auf demselben herumdrehte, las und schrieb sie zu gleicher Zeit. Daß sie aber hierbei nicht selbst ganz still stand, oder den Kopf oben behielt, scheint mir aus zwei Gründen wahrscheinlich. Erstens, weil das Kunststück als das erstaunenswürdigste bezeichnet, und zweitens weil (im richtigen, Maß haltenden Schönheitssinn der Griechen) bemerkt wird: das Mädchen würde ohne heftige, überkünstliche Verdrehungen und Bewegungen des Körpers, in ruhiger Haltung, schöner und anmuthiger aussehen.

Maß, Besonnenheit, Haltung, Selbstbeherrschung, Unabhängigkeit werden überhaupt in den löblichen sokratischen Kreisen so allgemein gelobt und hervorgehoben, daß Sokrates seine böse Frau und Antisthenes [8]) häßliche Liebschaften als treffliche Mittel zu jenen Zwecken empfehlen.

Aehnlicherweise preiset man die Vorzüge der Armuth [9]), fast nach Art der Bettelmönche, oder des Derwisch, welcher spricht: „der wahre Bettler ist doch einzig und allein der wahre König! [10]) — Ja, ein früher Tod, in der Fülle der Kraft, wird einem längeren Leben (verbunden mit leiblicher und geistiger Abschwächung) bestimmt vorgezogen. [11])

Von hier aus ließe sich wol ein Uebergang nachweisen zu der platonischen Abneigung gegen alle Staatsgeschäfte; obgleich das, was Aristipp in dieser Beziehung bei Xenophon sagt [12]), sich nicht auf ein speculatives Philosophenleben bezieht, sondern sich mehr auf Bequemlichkeit gründet, oder von der Demokratie hergenommen ist. Die Städte (behauptet er nämlich) behandeln ihre Obrigkeiten, wie ich meine Sklaven!

Sokrates hebt die Betrachtung in eine reinere Höhe, wenn er die Athener laut preiset: daß sie Ehre und Vaterland über Alles schätzen, und gern dafür jegliches übernehmen, wagen und opfern. [13]) Geheimnißvoll und doch offenbar werden die Grenzen unserer Kräfte bezeichnet, wenn Sokrates sagt: es scheint mir nicht ein bloß menschliches Gut, sondern etwas Göttliches zu sein, über Willige zu herrschen! [14])

Zu dem Schönsten und Edelsten in den Denkwürdigkeiten gehört der Abschnitt über Götter, Gottesfurcht und Vorsehung [15]): er mag in der Schärfe der Begründung und der Schlußfolgen den platonischen Darstellungen sehr nachstehen, nicht aber in Hinsicht auf Gemüthlichkeit und einfache Wahrheit.

So großes Gewicht Sokrates auch legt auf Gaben, Führung und Einwirkung der Götter, spricht er sich doch

bestimmt dafür aus, daß der Mensch jede Tugend auch durch Forschung und Uebung lernen und mehren könne. [16]) Denjenigen, welche Alles den Göttern zuschieben und die Hände müßig abwartend in den Schoß legen möchten, tritt schon Euthydem mit der Frage entgegen: ob denn die Götter gar nichts anderes zu thun hätten, als für die Menschen zu sorgen? [17])

Mehr als an künstlichen, ja selbst streng wissenschaftlichen Untersuchungen (welche oft eher in Zweifel hineinführen, als sie beseitigen) mochte Xenophon Gefallen finden an dem von der Pythia aufgestellten Grundsatze [18]): man solle den Gesetzen seines Vaterlandes gemäß leben und handeln. — In ähnlicher Art weiset der praktische Perikles den über Gesetze und bürgerlichen Gehorsam klügelnden Alcibiades zurecht [19]), und stellt die männliche That hinauf über jugendliches Grübeln und Spintisiren. Vielleicht ahndete Perikles, welche Zweideutigkeit der Handlungsweise, welche Tyrannei einst versuchen werde, sich durch sophistische Halbphilosophie zu rechtfertigen. Xenophon entwirft ein lebendiges Bild von den schrecklichen Verhältnissen in Athen zur Zeit der dreißig Tyrannen [20]), und jene erwuchsen großentheils aus grundsätzlicher Willkür in den oberen, aus haltungsloser Willkür in den unteren Regionen.

Sonderbar genug finden wir nebeneinander Verehrung, oder doch Praxis der Demokratie, und Verachtung aller Handwerker, Gewerbtreibenden u. s. w., welche man unter dem Namen der Banausen zusammenfaßte. Sie werden (im Gegensatz zu den Landleuten und den höher Gestellten) körperlich als unkräftig und abgeschwächt, geistig aber als beschränkt und unfähig bezeichnet [21]), und

deshalb die Forderung aufgestellt, sie von jeder Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten auszuschließen. Beruht nicht diese Ansicht auf einer einseitigen, zum Theil durchaus unwahren Betrachtungsweise? Denn, um zuerst das Körperliche ins Auge zu fassen, so steht in dieser Beziehung ein Großknecht auf dem Lande gewiß einem Weber in der Stadt voran; aber ein Schmied aus der Stadt könnte eben so leicht einen ländlichen Schafhirten bezwingen. Wird nun gar der Landbau durch Sklaven oder Heloten betrieben, so läßt sich die Theorie von allgemeinen Vorzügen des Landvolkes noch weniger beweisen. Allerdings finden sich gewisse Ausartungen vorzugsweise in den Städten; wiederum läßt sich aber daselbst durch das engere Zusammenleben und durch mannigfaltigere Thätigkeit, auch eine größere Bildung und Gewandtheit hervorrufen. Dem Zunftwesen und Bürgerthum in den italienischen und deutschen Städten des Mittelalters fehlte weder Muth, noch geistige Beweglichkeit. So steht (wie gesagt) die Demokratie der Alten mit jenen Ansichten im Widerspruche: während das Anerkennen einer freieren Herrschaft des Persönlichen über die bloße Beschäftigung, in neueren Zeiten eine breitere Demokratie rechtfertigt, oder ihre Verwerflichkeit aus anderen Gründen zu erweisen bleibt.

Noch mehr steht einer echten Demokratie das Sklaventhum entgegen. Wenn Xenophon die große Verschiedenheit des Geldwerthes einzelner Sklaven anerkennt [22]), und zugibt, daß man die Guten unter ihnen so wenig verkaufe, als man sich von seinen Freunden trenne; so steht der praktische Gebrauch höher als Theorie und Gesetz. Hiermit hängt wesentlich zusammen, daß man

(wenigstens in Athen) vielen Sklaven das Heirathen erlaubte, und Xenophon sogar von reichen Sklaven sprechen und behaupten konnte [23]): sie wären, in vielen Beziehungen, fast den Freien gleich gestellt.

Die Art, wie sich Xenophon im Oeconomicus umständlich über die Verhältnisse der Frauen zu ihren Männern und Kindern, zu dem Hauswesen und mitherrschender häuslichen Thätigkeit erklärt, [24]) steht im schroffsten Widerspruche zu den unpraktischen, und zuletzt auch unsittlichen Träumereien Platon's; so daß man annehmen darf, jener habe die Absicht gehabt (vom Standpunkte des anwendbaren, gesunden Menschenverstandes und des tüchtigen Hausvaters) die Erfindungen des allzukühnen Philosophen zu widerlegen.

Xenophon macht darauf aufmerksam, daß eine Trennung der bürgerlichen von den Kriegsbehörden nützlich sei. [25]) Fast immer ist die Theorie mit diesem Grundsatze einverstanden gewesen; nicht so die Praxis. Insbesondere hat Rom ihn lange Zeit nicht befolgt; und als ihn endlich Constantin zur Anwendung brachte, konnte er dadurch das veraltete Reich und die verknechteten Völker nicht mehr verjüngen.

In einer Rede an die Athenienser läßt Xenophon einen Bewerber sagen: „gebt mir das ärztliche Geschäft.“ [26]) Ist daraus herzuleiten, daß Gewerksprüfungen und Bestätigung irgend einer Behörde zur Uebernahme und Ausübung eines Berufes oder Gewerbes nöthig waren?

Die Athener straften (laut Xenophon) Undankbarkeit der Kinder gegen die Aeltern. [27]) Ward in dieser Beziehung von Amtes wegen eine Aufsicht geführt, oder wartete man die Klagen der Aeltern ab?

Eine Stelle im Gastmahl zeigt, daß das Sprechen der Tetrameter mit einer Flöte (αὐλος) begleitet, und der Gesang hievon unterschieden war. Worin bestand dieser Unterschied? [28])

Wie soll man es verstehen, wenn Xenophon (Anaxagoras widerlegend) sagt: nicht das Feuer, sondern Sonnenschein mache die Farben schwärzer (μελαντερα)? [29])

Daß man die Ilias und Odyssee auswendig lernen könne und auswendig gelernt habe, bezeugt Xenophon [30]): daß aber der Text selbst von den Rhapsoden zusammengestellt, vervollständigt und verbessert worden, ist unglaublich, wenn sie (wie dort behauptet wird) wirklich die dummsten aller Menschen waren!

---

1) Oecon. c. IV, 18.

2) ἀφρονεστέρα αὐτοῦ φαίνεται εἶναι ἡ μεγαληγορία.

3) Memor. IV, c. 7, 3, 5.

4) Ib. I, c. 2, 1, 20; c. 3, 8, 14.

5) Ib. III, c. 8, 3, 6; c. 9, 5; Oecon. c. 1, 12; c. 6, 4. Aehnlich Hesiod. opera 353.

6) Sympos. c. 2, 8—11.

7) Ib. c. 7, 2, 3.

8) Ib. c. 2, 10; c. 4, 38.

9) Ib. c. 3, 9; c. 4, 32.

10) Nathan, zweiter Aufzug, neunter Auftritt.

11) Apologia 6; Memor. IV, c. 8, 8.

12) Memor. II, c. 1, 8—9.

13) Ib. III, c. 3, 13; c. 5, 2, 3.

14) Oecon. c. 21, 12.

15) Memor. I, c. 4.

16) Ib. II, c. 6, 39; III, c. 9, 3.

17) Ib. IV, c. 3, 9.

18) Memor. I, c. 3, 1.
19) Ib. I, c. 2, 46.
20) Ib. II, c. 7, 2. Hellenica Buch 2.
21) Oecon. c. 4, 2, 3; c. 5, 1, 9, 11; c. 6, 5–7.
22) Memor. II, c. 5, 2, 5.
23) Oecon. c. 9, 5; Respubl. Atheniens. c. 1, 11, 12.
24) Ib. c. 7—10.
25) Ib. c. 4, 9.
26) ὅμως δέ μοι τὸ ἰατρικὸν ἔργον δότε. Mem. IV, c. 2, 5.
27) Mem. II, c. 2, 13.
28) Sympos. c. 6, 3.
29) Mem. IV, c. 7, 7.
30) Ib. IV, c. 2, 10; Symp. c. 3, 5.

Zweiter Brief.

Raumer an Böckh.

19. December 1849.

Platon schildert in seinen Büchern vom Staate, das Wesen und den Gemüthszustand eines Tyrannen so eindringlich und abschreckend, daß es kaum möglich erscheint, Etwas abzunehmen oder hinzuzusetzen. Dennoch hat Xenophon im Hiero die Aufgabe anders aufgefaßt und gelöset.

Beide Schriftsteller stimmen in dem Hauptsatze überein: der Tyrann sei theilhaft des wenigsten Guten und des meisten Bösen. [1]) Indem aber Xenophon dies durch alle nur aufzufindende Einzelheiten erweiset und diesen Beweis einem Tyrannen, dem Hiero, in den Mund legt, wird man von der Wahrheit der Angaben noch mehr ergriffen, und die durchgeführte Schilderung läßt tiefe Blicke thun in die damaligen Ansichten und Verhältnisse. Jede Alleinherrschaft erschien den Hellenen lange Zeit so unnatürlich, gewaltsam und verhaßt, daß zwischen Tyrannei und Königthum kein Unterschied gemacht, und über beide gleiche Verdammniß ausgesprochen wurde. Denn Platon's Behauptung: nur der echte Philosoph

sei ein wahrer König und zum Herrschen bestimmt, führte zu wenig in staatsrechtliche Kreise hinein, als daß sich praktisch viel daran anknüpfen ließ. Unerwartet, und viel bestimmter stellt Xenophon im letzten Kapitel seines Hiero [2]) die Tyrannei zur Seite, und entwickelt beifällig das Wesen des Königthums. Zu dieser Theorie bietet ihm nächstdem Agesilaus ein hellenisches Beispiel, und die Cyropädie bezweckt ein Ideal hinzustellen, einfacher und natürlicher als das des platonischen Staates.

Beide, Platon und Xenophon, können und wollen ihre Abneigung gegen die Demokratie (das heißt gegen Athen) gar nicht verdecken und verhehlen. Sind sie denn aber, weil man deren Mängel zugestehen muß, mit ihrem Tadel und ihrer Abneigung wirklich im vollen Rechte? — Keineswegs! — Daß jemand krank ist, sieht auch der Laie; die Heilung aber soll der Arzt verstehen und bewirken. Niemand aber wird behaupten können: Platon's Republik, oder Xenophon's Cyropädie hätten ein zweckmäßiges, wirksames Mittel gegen athenische Krankheiten dargeboten.

Nur Perikles und Demosthenes hatten Geist genug, die Demokratie zu begreifen, Gemüth genug, nie an ihr zu verzweifeln. Beide kannten die Gebrechen ihrer Zeit, beide litten durch dieselben; aber weit entfernt, in bloßes Verneinen zu gerathen, mit falscher Vornehmthuerei sich zurückzuziehen, achselzuckend, oder verdrießlich die Hände in Unschuld zu waschen, traten sie mit höchstem Ernste jeder Ausartung entgegen, und fanden Gehör, weil auch die Gegner nicht leugnen konnten, daß edle Liebe und männliche Hoffnung sie dahin brachten, bittere Arzneien einzugeben.

Alle die anderen ausgezeichneten Athener, welche zwischen Perikles und Demosthenes lebten, vertraten nur einzelne Richtungen, oder stellten sich auf einen Standpunkt, von wo aus sie nicht (wie Archimedes) die athenische Welt bewegen konnten. Sie fehlten bald durch zuviel, bald durch zuwenig, und beschleunigten oder hemmten übermäßig, statt die richtige lebenerzeugende Mitte zu erkennen und auf sie loszusteuern. Bei aller Achtung vor der Redlichkeit des Nicias und aller Bewunderung der Talente des Alcibiades, ward die Aengstlichkeit des Ersten und der Egoismus des Letzten, gleich verderblich für Athen. Isokrates blieb nur Schriftsteller, was damals nicht ausreichte, um Menschen zu beherrschen und Besserungen herbeizuführen. Sokrates' Lebensaufgabe war nicht die des praktisch eingreifenden Staatsmannes, und noch mehr schwebte Platon in anderen Welten. Xenophon endlich ward geradezu ungerecht gegen sein Vaterland, um Schlechteres lobzupreisen. Er verließ Athen zu einer Zeit, wo seine Thätigkeit neben der des Thrasybul, wo Platon's Begeisterung (wenn er sie für Athen gefühlt) dessen Rettung vielleicht dauernd bewirkt und der hellenischen Geschichte eine andere Wendung gegeben hätten.

Daß die letzte Anklage gegen Xenophon nicht ohne Grund ist, beweisen seine Schriften über die athenische und spartanische Verfassung.[3]) Gleich anfangs spricht er seine Misbilligung der ersten, und seine Bewunderung für die letzte aus; — und während er Lykurg auf jeder Seite preiset, wird Solon auch nicht ein einziges Mal erwähnt. Warum weiset er von spätern spartanischen Mängeln immer auf das Lykurgische, als ein Unübertreffliches hin;

während er kein Wort über die einst so gesunden Verhältnisse Athens sagt, und die Wunder der athenischen Thätigkeit und athenischen Geistes gar nicht zu kennen scheint! Xenophon's Schilderung Athens gleicht einem Bilde ohne Licht, die Spartas einem Bilde ohne Schatten: denn der Schatten, welcher hier angedeutet ist, fällt in Wahrheit außerhalb des Bildes.

Daß Xenophon die damaligen Verhältnisse Athens als daseiend, und insofern als natürlich anerkennt [4]), daß er sich in die Fortdauer des als mangelhaft Bezeichneten, als in etwas Unabänderliches findet und auf jede Besserung Verzicht leistet, ist für einen Staatsmann keineswegs der richtige, oder gar der höchste Standpunkt. Wenn die Demokratie in Athen das Natürliche und Rechte war, so war es auch die Aufgabe aller Optimaten und Xenophon's, in jeder Weise einzugreifen und mitzuwirken, daß sie sich nicht unmerklich, oder gewaltsam in Unnatürliches und Unrechtes verwandele. Auch hätten die von den dreißig Tyrannen verübten Gräuel doch wol von falscher Vorliebe für Aristokratie heilen und von halsbrechenden Sprüngen in das Entgegengesetzte, zum mittleren Maße zurückführen können. Anstatt zu Besserungen mit Hand anzulegen, empfiehlt Xenophon Das, was er selbst that, nämlich auszuwandern. [5])

Die Hauptformen der athenischen und spartanischen Verfassung lernt man aus Xenophon's Schriften nicht genügend kennen. So tadelt er die athenische Volksversammlung, ohne ihre Organisation genauer nachzuweisen, oder Rath und Areopagus zu erwähnen; — und während die spartanische Pädagogik sehr umständlich behandelt wird, ist von staatsrechtlichen Einrichtungen kaum die Rede.

Verwunderlich bleibt es, wie Xenophon (oder sonst einer der ersten Männer aus dem hochgebildeten Athen) solch Verdienst darin sehen, solch Lob daran vergeuden konnte, daß die Spartaner schlecht aßen, tranken, wohnten und sich kleideten [6]); — daß es ihm so wichtig und vortrefflich erscheint, barfuß zu gehen, Winters und Sommers, bei Kälte und Hitze denselben Mantel zu tragen, Eßwaaren (als Vorübung zum Kriege) zu stehlen, oder sich auspeitschen zu lassen, auf heimlich weggenommenen Pferden spatzieren zu reiten, die Hände in die Tasche zu stecken, verdrießliche Gesichter zu schneiden, nur vor die Füße, und nicht seitwärts, oder aufwärts zu sehen u. s. w. Sind denn die Spartaner durch alle diese Kleinigkeiten und Fratzen wirklich gesunder und tüchtiger geworden, als die Athener? Haben sie länger gelebt, und führte dieses Vorwalten körperlicher Beziehungen, nicht nothwendig zur Vernachlässigung der edelsten geistigen Richtungen und Fähigkeiten?

Der Begriff des Banausen ward in Sparta so weit ausgedehnt, daß jede bestimmte Thätigkeit als unwürdig bezeichnet wurde, und Nichtsthun für den besten Beweis edler Freiheit galt. [7]) Wie diesem gerühmten Nichtsthun gegenüber eine Sklaverei eintreten mußte, weit härter als in Athen, hat Xenophon zu erwähnen nicht für gut befunden; er hat verschwiegen, wie es wirken muß, wenn in einem Volke kein Bedürfniß und kein Lohn des Fleißes vorhanden ist.

Fast unbegreiflich bleibt es, wie Xenophon, nachdem er Stellung und Pflichten der Frauen im Oeconomicus so verständig und herzlich entwickelt hat, im Widerspruche mit sich selbst, die Verhältnisse der Weiber in Sparta

so anpreisen, wie er Gefallen finden kann an der Auflösung des Familienlebens, an der endlosen Beaufsichtigung der Jugend, der allgemeinen Schulmeisterei und Vielregiererei. Wenn Xenophon bemerkt [8]): daß es nie einem Staate, oder Volke eingefallen sei, Sparta nachzuahmen, so hätte er weiter schließen sollen, daß es nicht nachahmungswürdig war, und Gehorsam gegen die Gesetze kaum halb preiswürdig ist, wenn sie wenig taugen.

Mich erinnert Xenophon (wenn auch nur in einer Hinsicht) an Rousseau, dessen Einsicht in die Mängel einer zum Theil falschen und ausgearteten Cultur, ihn zum Zorne gegen alle Bildung und dahin führte, mit dem geradezu Unvollkommenen und Rohen, Götzendienst zu treiben, und (nach dem Sprichworte) das Kind mit dem Bade zu verschütten.

Nach so manchem, ich glaube nicht ungerechten Tadel, muß ich lobend hervorheben, daß Xenophon die Wichtigkeit der Seeherrschaft richtig anerkennt [9]), und einsieht, daß Athens Geschichte, wenn es ein Inselstaat gewesen, eine glücklichere Wendung würde genommen haben. Tyrus, Carthago, Amsterdam, Venedig hatten ebenfalls nicht diesen unermeßlichen Vorzug, dessen sich allein die Engländer erfreuen.

Sehr natürlich ist für die Zeit Xenophon's die Anklage stehender Heere; unerwartet finden wir aber im Hiero eine Vertheidigung derselben [10]), welche kaum irgend einen erheblichen, dafür sprechenden Grund unberührt läßt.

Jetzt noch einige Worte über die Cyropädie. So oft ich dies Werk in die Hand nehme, gerathe ich in unbequeme Zweifel, welche mir die Philologen bis jetzt nicht gelöset haben. Daß Vieles rein erfunden ist, und

Anderes einen geschichtlichen Boden hat, läßt sich ohne Mühe erweisen; aber die Grenzen der Wahrheit und Dichtung sind keineswegs leicht aufzufinden. Manches erscheint für Poesie zu nüchtern, für Philosophie zu unbedeutend; und doch zeigen sich Bedenken, eine geschichtliche Grundlage anzunehmen. Wozu so viele umständlich erzählte Thatsachen, wenn sie nicht wahr sind und zu dem theoretischen Zwecke des Buches doch auch nicht unentbehrlich erscheinen? Sind diese Thatsachen wirklich mit anderen (allerdings oft dürftigen und sich untereinander widersprechenden) Berichten unvereinbar? Oder warum wich Xenophon von diesen ab, wenn seine Erzählungen (z. B. im Vergleiche mit der des Herodot von Krösus) so matt und abgeschwächt erscheinen?

Die weitläufige Pädagogik der Cyropädie erinnert an ähnliche Entwickelungen in Platon's Staate. Die Vorschläge beider Männer bleiben aber einseitig und unpraktisch; sie sind höchstens aristokratischer Art, ohne irgend eine Rücksicht auf die Massen des Volkes. Häusliche Erziehung stellt Xenophon ganz in den Hintergrund, und gibt hingegen der öffentlichen Pädagogik eine solche Breite und Dauer, daß sich Jegliches darin auflöset [11]), daß sie das ganze Leben umfaßt, und trotz alles Erziehens doch keiner fertig erzogen ist, oder selbständig zu nützlicher Thätigkeit und Arbeit übergeht. Erinnerungen an Sparta mögen zu diesem Irrthum geführt haben. Zwar wird der Nachdruck nicht bloß auf das Physische gelegt, sondern Erziehung zur Gerechtigkeit an die Spitze gestellt, und auf Lesen und Schreiben fast verächtlich hinabgeblickt. Und doch ist das Lernen des Letzten begreiflicher, als wie man den größten Theil des Tages

hindurch den Kindern Gerechtigkeit lehren solle.[12]) Zu diesem Zweck (so heißt es) bringen die Kinder Anklagen vor, über Diebstahl, Raub, Gewalt, Betrug, Schmähungen und andere Nichtsnutzigkeiten und Verbrechen. Mögen diese Anklagen erfunden sein, oder sich auf wirkliche Thatsachen beziehen; in beiden Fällen würden die Kinder beschäftigt mit allen Untugenden eines schlechten Lebens und darin eingeweiht, um ihnen Tugend beizubringen. Aehnlicherweise müßte man für die Jugend allerhand Künsteleien hervorsuchen, um ihnen (wie Xenophon will) Besonnenheit in regelmäßiger Weise und lehrend beizubringen.

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Xenophon bezeugt die Ausartung der Perser, wie der Spartaner und Athener.[13]) Was hatte denn aber jedes Volk vor seiner Ausartung gethan und zu Stande gebracht? Was war das Ergebniß der Pädagogik seines gesammten Lebens und Wirkens? Welche Schätze hat es den nachfolgenden Geschlechtern hinterlassen? — Bei wahrheitliebender Beantwortung dieser Fragen, leuchtet Athen hervor mit unvergleichlichem Glanze, und alle Herbigkeit der Anklagen wider dasselbe verschwindet vor der theilnehmenden Wehmuth über die Kürze und Hinfälligkeit auch des Schönsten und Edelsten auf Erden!

---

1) Hiero c. 2, 6.

2) Ib. c. 11.

3) Athen. resp. c. 1, 1; Laced. resp. c. 1, 1. Zweifel über deren Echtheit zu erörtern und zu entscheiden, ist nicht meines Amtes. Siehe Diog. Laert. II, 6, 13.

4) Athen. resp. c. 1, 2—6; c. 3, 11.

5) Ib. c. 2, 20.

6) Laced. resp. c. 2—3; c. 6. Anab. IV, 6, 11.

7) Ib. c. 7, 2.

8) Ib. X, 8.

9) Athen. resp. c. 2.

10) Hiero c. 8, 10; c. 10.

11) Gegen die Cyropädie ist wol gerichtet, was Platon (de legib. III, 314 ed. Bekkeri) sagt.

12) I, 2, 6—8.

13) VIII, c. 8.

Dritter Brief.

Raumer an Böckh.

21. December 1849.

Wenn sich eine so große Masse von Thatsachen dem Beobachter darbietet, daß ihre Anordnung und Uebersicht sehr mühsam erscheint, dann sucht man nach allgemeinen Grundsätzen umher, welche als Regel und Richtschnur des Verfahrens dienen und die abschreckenden Schwierigkeiten beseitigen sollen. Indessen haben diese Grundsätze schon deshalb nicht zum Ziele geführt, weil sie untereinander oft in schroffem Widerspruche standen, mithin (bei Anwendung des einen, oder des anderen) ganz entgegengesetzte Ergebnisse hervortraten. So sagt z. B. die eine, abstrahirende, halb philosophische Schule: das Aelteste ist allemal das Vollkommenste, und der Ablauf der Jahrhunderte zeigt stets Verschlechterung und Ausartung. Daher steht Homer an der Spitze aller Dichter, und Herodot an der Spitze aller Geschichtschreiber.

Umgekehrt lehrt eine andere Schule: der Fortschritt vom Unvollkommenen zum Vollkommenen ist so natürlich und mächtig, daß der Spätere fast immer den Früheren (mithin Xenophon den Thucydides, und dieser den Herodot)

übertrifft. — Ein dritter Lehrsatz lautet: die Entwickelung steigt jedesmal vom Mangelhaften bis auf eine erfreuliche Höhe, und sinkt dann naturgemäß wieder zum Schlechteren zurück: daher ist Herodot nur eine Vorübung zum Thucydides, und Xenophon geringer als dieser.

Lehrsätze vorstehender Art: vom regelmäßigen Steigen, vom regelmäßigen Sinken und vom auf und ab, tragen allerdings einen Bestandtheil des Rechts und der Wahrheit in sich; sie vergessen aber in ihrem anmaßlichen Eigensinne zunächst die zahlreichen, unleugbaren Ausnahmen von ihrer Regel, und legen dem bloßen Ablaufe der Zeit (ohne alle Rücksicht auf Persönlichkeit und Genius) ein übertriebenes Gewicht bei. Auch leben die Chorführer in Kunst und Wissenschaft nicht selten so nahe nebeneinander, daß ihre Verschiedenheit keineswegs allein aus der Zeitrechnung zu erklären ist: so Cäsar, Sallust und Livius, Macchiavelli, Guicciardini und Davila, Robertson, Hume und Gibbon, Sophokles und Euripides, Raphael und Michel Angelo u. s. w.

Bevor ich Zeitverhältnisse und Persönlichkeit der großen griechischen Geschichtschreiber erörtere, drängt sich mir (zur Erläuterung) die Frage auf: wie sie sich zu den großen römischen Geschichtschreibern verhalten. Vor mehren Jahren kam dieser Gegenstand in meinem Briefwechsel mit dem so gelehrten, als liebenswürdigen Manso zur Sprache. Er hatte nämlich in einer scharfsinnigen Abhandlung, den rhetorischen Charakter der römischen Literatur nachgewiesen, in einer anderen Recension hingegen den Schein erweckt, als stelle er dennoch die römischen Geschichtschreiber den griechischen voran. Daran

reihte sich ein briefliches Gespräch, aus welchem ich folgendes aushebe.

Manso. Daß die Römer den Griechen gegenüber rhetorisch erscheinen, ist und bleibt wahr. Allein hiemit ist über die Ersteren noch keineswegs der Stab gebrochen, oder abgeurtheilt. Ich wette daß Sie, so gut wie ich, den unterhaltenden Sallustius lieber lesen, als den langweiligen Xenophon, den beredten Livius dem redseligen Herodot vorziehen, und zum Tacitus öfter zurückkehren, als zum Thucydides.

Raumer. Ich kann mich in Hinsicht der alten Historiker noch nicht für überwunden geben, ich muß wenigstens eine fortgesetzte Vertheidigung versuchen. Herodot's natürliche Beredtsamkeit steht wol höher als die künstliche des Livius, und des Ersten Mannigfaltigkeit zieht mehr und öfter an, als des Letzten ewige Kriegshändel. Tacitus ist tiefsinniger, anregender wie irgend ein Geschichtschreiber, und nirgends verliert er sich in so kleine Einzelheiten wie Thucydides in etlichen Büchern; aber dieser ist doch weniger gemacht, die Zeit hat ihn weniger verstimmt, und der fatale Stoicismus sitzt ihm nicht so im Leibe. Bei der Zusammenstellung des Xenophon und Sallust möchte ich freilich, um obzusiegen, mehr die Personen vergleichen, als ihre Werke: aber zuletzt hat Löbell doch wol Recht, wenn er dem Sallust großes Talent, dem Thucydides, Herodot und Tacitus aber echtes historisches Genie beilegt.

Manso. In Absicht der alten Historiker kann ich mich keineswegs für widerlegt halten. Beredt ist Herodot gar nicht, sondern ein naiver, kindlicher Erzähler, ohne allen Schmuck, alle Absicht. Das hat allerdings

sein Gutes, aber es hält doch in die Länge nicht wider. Man verlangt, wenn man ein Mann geworden ist, kräftigere Speise, und die gewährt er nicht. Ueberdem ist bei ihm wohl zu unterscheiden, was der Stoff von unserer Theilnahme sich zueignet, und was die Form. Ich wüßte von allen Geschichtschreibern keinen, dem, in Ansehung des Stoffes, ein glücklicheres Loos gefallen wäre, als ihm. Eben lese ich in der Schule seine Aegyptiaca. Wie oft muß man nicht über die Dummheiten der Aegyptier und den Ernst in der Darstellung derselben lachen! Und doch wie ergötzlich ist das Alles, wie anziehend in dieser weiten Entfernung! An diesem Wohlgefallen hat Herodot, als solcher, gewiß den geringeren Antheil; der größere gebührt dem Stoffe und der Veranlassung, die er uns zum Denken und Philosophiren über das Gelesene gibt. Was den Tacitus betrifft, so möchte ich seinen Stoicismus ihm eher zum Verdienst, als zum Tadel anrechnen. Eine Zeit wie die seinige, muß so behandelt werden, wie er sie behandelt hat, wenn wir sie richtig würdigen sollen.

Raumer. Sie sagen: Herodot ist nicht beredt; das gebe ich gern zu, in dem Sinne wie Homer nicht beredt ist. Aber wer redet und schreibt besser? Wer kann (um an Einzelnes zu erinnern) die Erzählung von Krösus und Solon, vom Uebergange des Xerxes nach Europa; — kurz, wer kann etwas trefflicher nacherzählen, was er in voller Umständlichkeit einmal erzählt hat. Nehmen Sie den Ausdruck beredt im höchsten Sinne, so ist Herodot so beredt in seiner Art, wie Demosthenes: legen Sie den Nachdruck auf die Absicht, die bewußte Kunst; so steht Dionys von Halikarnaß freilich über ihm, und

doch so tief unter ihm wie Apollonius von Rhodos unter Homer. Oder hält Herodot's und Homer's Einfachheit und natürliches Genie nicht länger vor, als die angeblich beredte Manier dieser? Sie werden sagen: „so habe ich den Gegensatz nicht gestellt;" — aber ich kann ihn auch für Livius und Tacitus nicht unbedingt gelten lassen, ob ich gleich wohl weiß, daß diese (ja nicht einmal Thucydides) in ihrer Zeit schreiben konnten und sollten wie Herodot. Ueberhaupt, ein wahrer Künstler ist in seiner Art und Weise immer ein Einziger. Gewiß wirkt der Stoff bei Herodot außerordentlich günstig; aber allein macht es der Stoff auch nicht: vergleichen Sie z. B. Herodot und Diodor. — Des Tacitus Stoicismus ist allerdings auf gewisse Weise ein Verdienst, und doch wieder ein Uebel, das aus den Uebeln der Zeit hervorging, ein Tribut abgeführt an die Zeit. Ist es nicht wehmüthig, wenn ein so tiefes Gemüth zu solchen Ergebnissen, solcher Resignation kömmt, wie Annal. VI, 22 [1]) ausgesprochen sind? Wenn ich ferner den Tacitus nicht ohne Seitenbemerkung vorüberließ, so verweise ich zur Entschuldigung der Anmaßung auf einen an mich gerichteten Brief Johannes v. Müller, worin er sagt [2]): Lesen Sie selbst Tacitus nicht vorzüglich, schon da ist stoische Affectation. Vielmehr Cäsar, Sallust, die ältesten Griechen, Machiavelli und Davila.

An einer andern Stelle heißt es [3]): der große Meister Thucydides ist mir weit mehr als Tacitus; aber er ist unbekannter, man hat es also nicht bemerkt: an Tiefsinn, Hoheit, Majestät der erste Geschichtschreiber. — Affectation, bewußte Ziererei, findet sich nicht im Tacitus: die Affectation lag aber in dem afficirt werden, dem er sich

nicht entziehen, wovon er sich nicht ganz befreien konnte. So ist er ein Beweis, daß auch das allergrößte Gemüth, in dieser allernichtsnutzigsten Zeit würde haben anerkennen müssen: eine neue Zeit sei an der Zeit. Ich habe jetzt wieder fleißig im Tacitus gelesen, mit unverminderter Bewunderung; doch leuchtet in mancher äußerlichen Form ein, schwerlich ganz begründeter Vorsatz durch, und die Wortkargheit erscheint nicht selten wie Verdruß, oder etwas Gemachtes. Merkwürdig ist es, daß von all seinen tiefsinnigen Betrachtungen und scharfen Sprüchen fast nichts auf die mittlere, und viel auf die neuere Geschichte angewandt werden kann. Jene hat unbedingt andere Ansichten, Verhältnisse, Bestrebungen. Auch mag ich meine hohenstaufischen Kaiser nicht gegen seine vertauschen, und die Kreuzzüge nicht mit den parthischen Feldzügen.

So im Jahre 1821 die brieflichen Gespräche zwischen Manso und mir; jetzt einige Zusätze. Das Vergleichen von drei griechischen mit drei römischen Geschichtschreibern ist allerdings anziehend und lehrreich; es entscheidet indessen nichts über den Werth der gesammten historischen Literatur dieser Völker. Sobald ich nämlich jene Vergleichung auf alle vorhandenen (und verlorenen) Geschichtschreiber ausdehne, so stehen ohne Zweifel die Griechen den Römern weit voran. Sie umfassen:

Erstens, einen viel größeren Zeitraum (mindestens von Herodot, bis Zosimus).

Zweitens, sind die Gegenstände ihrer Darstellungen viel mannigfaltiger.

Drittens, ist die Zahl der griechischen Geschichtschreiber viel größer, als die der römischen; und wenn es

Viertens, zweifelhaft sein mag, wer von Griechen und

Römern den höchsten Preis geschichtlicher Kunst verdient; so besitzen wir eine ganze Reihe ausgezeichneter griechischer Geschichtschreiber, während bei den Römern, nach kurzer Blüthe, Form und Inhalt gleich dürftig und mangelhaft wird. Polybius, Diodor, Dionysius von Halikarnaß, Dio Cassius, Arrian, Appian, Herodian, Plutarch überwiegen Alles, was die Römer ihnen gegenüber aufzuzeigen haben.

Gehen wir nach diesem Gesammtergebniß etwas mehr in's Einzelne. Herodot und Livius sind am häufigsten (einer gewissen, bequemen Breite halber) zusammengestellt worden. Aber die milchreiche Fülle (lactea ubertas) des zweiten, welche aus kunstvoller Absicht hervorgeht, ist doch wesentlich verschieden von der naiven, unbefangenen, herzlichen Erzählungsweise des ersten. Ferner finden wir beim Herodot keine Rhetorik ersonnener Reden; ja, die ganze Zusammensetzung und Anordnung seiner Geschichte ist von der des Livius durchaus verschieden. Während Herodot, mit der Freiheit eines epischen Dichters, durch neun Musen sein Kunstwerk auferbauen läßt, bleibt Rom für Livius der unwandelbare Mittelpunkt; und die strenge Anordnung und Zeitrechnung nach Regierungs- und Consularjahren ist ihm natürlich und inhaltsreich vorgeschrieben. Im Herodot herrscht fröhliche Unbefangenheit der Jugend (wie unter den Hellenen); im Livius der Ernst männlicher Ansichten und Thaten, gemäß der Natur und Richtung Roms. Herodot hat seine Freude an Assyrern und Aegyptern, ja selbst an den sonderbar wilden Stämmen Asiens und Afrikas; Livius hingegen sieht von Rom aus mit Verachtung selbst auf alles Hellenische hinab. Die Ausdehnung der einigen, dauernden Herrschaft ist durch

Rom größer geworden, nicht die Ausdehnung des begriffenen und begeisternden Gesichtskreises der Geschichtschreiber. Mit dem Allen will ich aber dem Livius um so weniger zu nahe treten, als dies in neuerer Zeit nur zu häufig geschah, seine Natur und Kenntniß zu gering geschätzt, und mancher bloße Manierist mit Unrecht über ihn hinaufgesetzt ward.

Eine nähere Verwandtschaft als zwischen Herodot und Livius, scheint zwischen Thucydides und Tacitus statt zu finden. Die Ausartung des Republikanischen und Monarchischen gibt den Hauptinhalt ihrer großen Trauerspiele. Doch war zur Zeit des Thucydides der Tod aller Freiheit und geistigen Zeugungskraft noch nicht so allgemein, als zur Zeit des Tacitus. Damals folgten ihm noch Männer wie Demosthenes, Aristoteles, Lysippus, Apelles; — nach Tacitus ging hingegen Alles bergab. Daher seine, schon von mir erwähnte bittere Resignation und Hoffnungslosigkeit; welche Stimmung sich auch dem Leser mittheilt, während Thucydides noch nicht verzweifelt und man über seine Kriegsdarstellungen hinaus viel bewundernswerthe Dinge, und nicht (wie in Rom) das allgemeine Grab der Völker und des eigenen Vaterlandes erblickt.

Die Erzählung kleiner Kriegsbegebenheiten ermüdet allerdings im Thucydides, doch sind die parthischen Kriege im Tacitus nicht anziehender; und wenn Thucydides Zusammengehöriges nach Sommern und Wintern oft unangenehm zerschneidet, so kümmert sich Tacitus fast gar nicht darum vermittelnde Uebergänge zu finden: er geht, schroff abbrechend, von einem Gegenstande zu einem ganz anderen über. So gedankenreich und tiefsinnig auch manche Reden im Tacitus sind, zeigt sich doch keine

solche unbefangene Vielseitigkeit der Ansichten und der Auffassung, wie in den Reden der Korinther, Spartaner und Athener vor Anfang des peloponnesischen Krieges, kein solches Maß der edelsten Schönheit wie in denen des Perikles, keine solche herzzerreißende Klage wie in der Rede der Platäer. Wie traurig, daß Thucydides nicht sein ganzes Werk gleich den ersten Büchern beendete, und daß von Tacitus so viel Unschätzbares verloren ging. Erfreuen wir uns des Uebriggebliebenen, und lassen wir niemals in uns eine beschränkte, krittelnde Stimmung Herr werden über die Bewunderung, welche allein begeistern und uns erheben kann.

Zwischen Xenophon und Sallust findet sich kaum eine erhebliche Aehnlichkeit; eher würde ich jenen mit Cäsar zusammenstellen: wo dann freilich dessen Commentarien sich zur Anabasis verhalten, wie ein glänzender Sieg zu einem geschickten Rückzuge. Dieser gewährt indessen einen heiteren, vorwurfsfreien Abschluß, während bei aller Bewunderung der weit vor Xenophon hervorragenden Persönlichkeit Cäsar's, doch der Schmerz nebenher geht, daß seine Siege unleugbar nach allen Seiten hin die Sittenlosigkeit und Auflösung steigerten.

---

1) Und Hist. 1, 3, non esse curae Deis securitatem nostram, esse ultionem.

2) Werke XXVII, 363.

3) Werke XVII, 244.

Vierter Brief.

Raumer an Böckh.

23. December 1849.

Bedenkend, welche große und gerechte Forderungen an einen Geschichtschreiber gemacht werden, möchte jeder verzweifeln, der es wagt diese schwierige Bahn zu betreten. Er soll sein unparteiisch wie ein Mitglied des Areopagus, kenntnißreich wie ein Gelehrter, begeistert wie ein Dichter, sprachgewandt wie ein Philologe, Anordner und Beherrscher aller Personen und Verhältnisse wie ein Feldherr, oder König. Niemand ist so thöricht sich einzubilden, er könne und werde allen diesen Forderungen genügen; jeder weiß, daß er vom höchsten Ziele sehr entfernt bleibt: — Liebe jedoch zu dem ergriffenen Gegenstande, und eine Art natürlicher Nothwendigkeit, gibt Muth, Ausdauer und selbst Freude auf dieser Bahn mit Hindernissen.

Alles zu Allem gerechnet ist vielleicht das das Schwerste, was oft am wenigsten bemerkt und geschätzt wird; wenigstens hat mir nichts so viel Mühe und Ueberlegung gekostet, als die Anordnung, oder Disposition einzelner Theile, um daraus ein harmonisches, ineinandergreifendes,

übersichtliches Ganzes zu bilden. Wenn mehre Reihen von Ursachen und Wirkungen nebeneinander herlaufen, in getrennten Ländern gleichzeitig Dinge vorgehen, die aufeinander Bezug haben, verschiedene Personen in gegenseitige Thätigkeit gerathen, so ist es erstaunlich schwer zu entscheiden, was früher oder später, umständlicher oder kürzer zu erzählen, wie Licht und Schatten zu vertheilen sei. Nach Maßgabe der Aufgabe bleibt indessen die Lösung leichter oder schwieriger; sollte diese jedoch fast unmöglich erscheinen, so tritt natürlich der Zweifel hervor: ob nicht die ganze Aufgabe falsch gestellt und künstlerisch verwerflich sei?

In meiner Geschichte der Hohenstaufen verdoppelten sich die Schwierigkeiten, durch die unerläßliche Erwähnung des Morgenlandes neben dem Abendlande, und durch die Nothwendigkeit, Zustände (oder Alterthümer) jener Zeit umständlich zu entwickeln. Als ich später eine Geschichte Europas während der letzten drei Jahrhunderte zu schreiben unternahm, warf mir Manso ein: daß sich für ein so breit angelegtes Werk wol kaum eine künstlerisch einige Behandlung auffinden lasse; — auch steigerten sich die Schwierigkeiten mit jedem Schritte. Und doch kann man von vorn herein nicht einmal den Versuch verdammen, eine Universalgeschichte zu schreiben. Johannes Müller, der den größten Theil seines Lebens darauf verwandte, ward jedoch in späteren Jahren immer zweifelhafter an dem Gelingen, und hatte zuletzt einen Plan entworfen, der das Künstlerische in den Hintergrund stellte. Er wollte nämlich in drei Bänden eine fortlaufende Erzählung des Wichtigeren geben, und etwa in zehn Bänden Einzelnes (in Beilagen, Excursen, Episoden,

oder wie man es nennen will) umständlicher behandeln und darstellen.

Allerdings gibt Herodot eine, in ihrer Art vollkommene Universalgeschichte; als jedoch der oft übertrieben getadelte Diodor den großen und löblichen Gedanken faßte, die Geschichte der gesammten Menschheit zu erzählen, konnte er hinsichtlich der Anordnung gewiß nicht den dichterischen Herodot überall zum Muster nehmen; und noch weniger würde in unseren Tagen ein solches Epos gelingen und allgemeinen Beifall finden.

Sowie mit jedem Jahre der Stoff der allgemeinen Weltgeschichte wächst, wird ihre Darstellung schwieriger, während es die Alten in dieser Beziehung leichter und bequemer hatten. Sie erkannten aber auch mit großem Scharfsinne, was eine künstliche Behandlung und Abrundung erlaube. Der peloponnesische Krieg, der Rückzug der 10,000 Griechen, Arrian's Geschichte Alexander's, Cäsar's Commentarien, Sallust's Darstellungen, Sueton's und Plutarch's Lebensbeschreibungen ordnen, organisiren sich ganz einfach und fast von selbst. Bei Livius und Tacitus geht Alles schon mehr in die Breite, nie aber entweicht ihnen der römische Mittelpunkt, und daß sie das Fremde meist vernachlässigen (z. B. Karthago), oder nur in höchster Kürze berühren, kümmert sie nicht, — wol aber uns. Ja, selbst aus Thucydides und Xenophon erfährt Niemand, auf welcher bewundernswerthen Höhe allgemeiner, allseitiger Bildung Athen zur Zeit des peloponnesischen Krieges stand; mehr als die Hälfte der Größe und der Leiden lernen wir nicht aus den Geschichtschreibern kennen.

Wäre es nicht ein unschätzbarer Gewinn für uns,

wenn Thucydides anstatt der bloß kriegerischen Propyläen seines Werkes, Athen in aller Vielseitigkeit seiner Glorie geschildert hätte, ohne die Gefahren der Selbstüberhebung zu verschweigen; und wenn dann von ihm Sparta mit seiner strengen, herben Einseitigkeit wäre gegenüber gestellt worden? Was wir mühsam zusammenstoppeln, ergänzen müssen, stände dann von Meisterhand erbaut vor uns.

Stößt Herodot im Laufe seiner Erzählung auf etwas, das nicht unmittelbar zu ihr gehört, so trägt er kein Bedenken, es beiläufig einzufügen; und Maximilian Jacobi hatte nicht so unrecht in seiner Uebersetzung derlei Einschaltungen als solche, oder als Noten zu betrachten und zu behandeln. Aehnliche Ausweichungen im Polybius, im Ammianus Marcellinus, mögen von Seiten einer streng künstlerischen Beurtheilung, zu Einwürfen Veranlassung geben; dem Unkundigen, Lernbegierigen, der sich anders woher nicht unterrichten kann, sind sie sehr willkommen.

Wo ein Staat (wie Rom), ein Mann (wie Alexander und Cäsar) mit überwiegender Macht sich als Mittelpunkt der Thätigkeit und Bewegung hinstellt; nun da muß man sich diesem Gesetze lebendiger Schwere unterwerfen. Solch Monopol drängt aber vieles Andere übergewaltig zur Seite, und es war ein glücklicher, uns sehr belehrender Gedanke Appian's, einmal vorsätzlich für so viel Vernachlässigtes größeren Raum zu fordern, und es in einen eigenthümlichen Mittelpunkt neu gestaltender Betrachtung zu stellen.

Nach diesen Abschweifungen kehre ich noch einmal zu Xenophon zurück. Nur eine Hyperkritik, welche Kleines, Unbedeutendes unter das Vergrößerungsglas setzt, und von allem Größeren absieht, konnte für die Anaba-

sis einen anderen Verfasser auffinden; — so wie man auch wol Cäsar's Commentarien einem unbekannten, kleinen Manne zuschreiben wollte. Die Art, wie Xenophon (besonders im Anfange des dritten Buches und im 35. Kapitel des fünften Buches) von sich spricht und über sich Bericht erstattet, hätte (abgesehen von sonstiger Form und Inhalt) allein schon jeden herbeigezogenen Zweifel beseitigen sollen. Die überscharfe, bloß zersetzende, verneinende Kritik macht sich überhaupt in unseren Tagen viel zu breit; sie vergißt, daß Begeisterung das Auge mehr schärft und besser zur Erkenntniß führt, als Nergeln und Haarspalten.

Die Anabasis gehört zu den anziehendsten Geschichtswerken; nur Arrian's Feldzüge Alexander's lassen sich daneben stellen. Das Interesse für die Zehntausend ist gerecht und ungetheilt, es wird durch keine Nebenrücksicht und Betrachtung gestört, oder gemindert; während (wie gesagt) im Cäsar die Gallier, Germanen und Briten, so wie die Größe des früheren Roms, einen Schatten auf sein eigenes Thun werfen. Die einfache, verständige, Maß haltende Natur Xenophon's kommt in der Anabasis am schönsten zu Tage; Rede und That gehen wirksam Hand in Hand, und durch keine Pracht der Darstellung könnte der Eindruck einfacher, wahrhafter Erzählung gesteigert werden. Schade nur daß, während der jugendlich kraftvolle Xenophon am Euphrat und Tigris thätig war [1]), Athen seines Geistes und Armes entbehrte, und die Verurtheilung seines geliebten Lehrers Sokrates den Zurückgekehrten doppelt verletzte und seinem Vaterlande entfremdete. [2])

Jetzt noch einige zerstreute Randglossen. Xenophon

setzt voraus, daß man das Verhältniß des jüngeren Cyrus zu Athen und Sparta kenne, während Diodor [3]) darüber lehrreiche Auskunft gibt. Eigenthümlich ist die (wie sonst nirgends) dem Anfange jedes neuen Buches vorangeschickte kurze Wiederholung des früher Erzählten. Woher kommt es, daß nur das sechste Buch keine solche Recapitulation gibt? — Die Ueberlegenheit der Griechen über die Barbaren erweiset sich auf allen Seiten [4]), und wenn der Ueberfluß an Menschen in Hellas zum Söldnerdienste trieb, so ließ sich der Erfolg voraussehen, sobald einst alle diese Kräfte unter einem hellenischen Anführer vereint würden.

Xenophon's Charakteristik des Cyrus und der ermordeten griechischen Anführer [5]) ist geschickt und lebendig, folgt aber erst ihrem Tode, und unterbricht den Faden der Erzählung da, wo man gern rasch das Weitere vernähme.

Hat Xenophon die verschiedenen Erzählungen über den Tod des Cyrus nicht genau gekannt, oder ihrer vorsätzlich keine Erwähnung gethan? Wie kommt es, daß Cunaxa, der Ort der Schlacht, gar nicht genannt wird? Warum begab sich das Heer auf das linke Ufer des Tigris, statt zwischen diesem Flusse und dem Euphrat zu bleiben, oder sich abendwärts zu wenden? [6])

Schon damals finden sich in jenen Gegenden große, ganz wüst gewordene Städte [7]); welche Nachricht zwar der Weltgeschichte keinen reichen Inhalt verschafft, aber doch für eine längere Dauer derselben, für eine lange Vorzeit spricht: denn so schnell man auch Städte zerstören kann, so viel Zeit kostet es sie zu gründen und zu ansehnlichem Umfange zu erheben.

Daß hellenische Heere sich nicht gern ohne die Gesellschaft von Frauen und Mädchen fortbewegten, konnte man voraussetzen; Xenophon gibt aber dafür ein ausdrückliches Zeugniß.[8])

Wenn man lieset, welchen Nachdruck Männer wie Sokrates und Xenophon auf Orakel, Opferzeichen, Träume u. dergl. legen, so wird man zaghaft, dies Alles kurzweg als Aberglauben zu verdammen; denn wenn es Irrthum enthält und oft dazu führen mußte, so regte es doch andere Male den Geist auf zu Gedanken und Handlungen, die ohne solche Reizmittel vielleicht nicht hervorgegangen und vollführt wären.

---

1) Ueber Xenophon's Jugend: II, 1, 10; III, 1, 16; 4, 26.
2) Er focht sogar bei Koronea mit Agesilaos. Anab. V, 3, 7.
3) Buch XIV, c. 19.
4) 3. B. I, 2, 18.
5) I, c. 9; II, c. 6.
6) II, c. 2, 2; c. 4, 7, 9, 16; III, c. 4, 4; IV, 1, 2.
7) III, c. 4, 4. 6.
8) IV, c. 3, 14. Sie nahmen auch Theil an kriegerischen Tänzen, ja am Fechten, wenn die Aeußerungen Anab. VI, 1, 3, 7 nicht Scherz sind.

Fünfter Brief.

Böckh an Raumer.

Berlin, den 1. Januar 1850.

Ihre vier Briefe, verehrtester Freund, aus dem December, habe ich alle zusammen auf einmal empfangen. Wie Sie wissen, stimmen wir in der Betrachtung des Alterthums, und was darauf nicht ohne allen Einfluß ist, auch in den Ansichten über heutige Zustände und Begebenheiten ziemlich überein, und es kann sich daher ein bedeutender Zwiespalt zwischen uns in diesem Briefwechsel nicht herausstellen, sondern nur in untergeordneten Dingen eine Verschiedenheit der Meinung. Aber wenn ich nun auf Ihre Briefe antworten soll, befinde ich mich gegen Sie in großem Nachtheil. Sie haben sich Ihr Thema selbst gestellt und Ihre Betrachtungen sind aus Studien hervorgegangen, die Sie nach freier Wahl jetzt eben vorgenommen haben; ich aber bin genöthigt, einem fremden Plane zu folgen, und muß mich zwangsweise auf ein Gebiet versetzen, wo ich in dem Augenblicke nicht ansäßig oder einheimisch bin, obwol ich daraus wol manche Erinnerungen von alter Zeit her habe. Ferner nehmen Sie die anmuthigen Allgemeinheiten vorweg, und schieben

mir die ermüdenden Besonderheiten zu. Endlich fragen Sie, und ich soll antworten; und jeder gibt zu, was schon Thrasymachos, den ich sonst nicht liebe, doch wol mit Recht gegen Sokrates geltend gemacht hat, es sei leichter fragen als antworten. Indessen will ich es versuchen, ob ich Ihnen genügen kann, so weit meine Muße reicht, die auch beschränkter als die Ihrige ist.

Wenn Sie Ihre Betrachtungen als Randglossen bezeichnen, so müssen Sie mir schon erlauben, daß ich Randglossen zu Randglossen schreibe; hierunter verstehe ich, nach dem Winke, welchen der Anfang Ihres ersten Briefes gibt, Bemerkungen, zu denen die Lesung des Glossirten Veranlassung gibt, und ich halte mich also nicht gerade an die vorgelegten Fragen. So laden mich, der ich als Philolog gewöhnt bin Anmerkungen zu machen, gleich Ihre ersten Worte zu einer Glosse ein, die Sie nicht verlangt haben. „Die Werke der alten Classiker," sagen Sie, „haben die vortreffliche Eigenschaft, daß, wenn man sie wieder zur Hand nimmt, sie jedesmal in eigenthümlich neuer Weise anregen, Gedanken erzeugen und zu Bemerkungen Veranlassung geben." Sollten dies nur die alten Classiker thun? Classiker sind, dem ursprünglichen Wortverstande gemäß, die Mitglieder der ersten Classe nach dem Census; wie weit auch demokratischer Geist sich ausdehnen mag, wird auf dem geistigen Gebiete sich der Census immer geltend machen, indem nicht Alle gleichen geistigen Reichthum besitzen, und wenn alle Güter communistisch vertheilt werden, der Geist sich doch nicht gleich vertheilen läßt. Wir haben also, ebenso gut wie die Alten, unsere Classiker, und nichts ist verkehrter ersonnen als der Gegensatz des Classischen und

Romantischen; der äußerste Gegensatz des Classischen ist das Proletarische, woran auch in der Litteratur Ueberfluß ist, und zwischen beiden in der Mitte liegt eben das Mittelmäßige. Daß nun das Classische, in Form und Inhalt Beste, auf dem Gebiete der Litteratur der durchsichtigste Ausdruck des Geistes und Gedankens, wieder Geist und Gedanken erzeuge, ist natürlich und nichts dem Alt-Classischen Eigenthümliches. Als das sicherste Unterscheidungszeichen des Classischen von allem Anderen erscheint mir dieses: classisch ist, sei es antik oder modern, dasjenige, was immer mehr gefällt, je öfter man es liest; nicht classisch, was bei jeder wiederholten Lesung mehr verliert. An der Form allein kann dies aber nicht liegen; es liegt daran, daß aus dem Classischen, je mehr man es betrachtet, immer mehr Geist hervorspringt, also immer mehr Gedanken; und so erzeugt es auch immer mehr Gedanken. Dies kann auch bei sehr unscheinbaren Werken der Fall sein. Ich habe, wie mir scheint, eine geringere Ansicht von Xenophon, zumal in Vergleich mit Platon, als Sie mir zu haben scheinen; obgleich ich nicht wie Niebuhr über ihn denke, der gegen den Einen wie gegen den Andern mit einer Leidenschaft losfährt, als wenn er wider einen gleichzeitigen Gegner schriebe: aber indem ich, auf Veranlassung Ihrer Briefe, das Gastmahl wieder las, bewährte sich mir selbst an diesem unbedeutenden Werkchen wieder das Classische, weil es mir mehr als früher gefiel.

Zur Sache, werden Sie sagen, da Sie an diesen parlamentarischen Zuruf gewöhnt sind. — Gleich Ihre erste Vorlage stellt mich auf eine schwere Probe, das beabsichtigte Wechselverhältniß zwischen Xenophon's und

Platon's Schriften. Sehr geschickt, um nicht zu sagen ganz schlau, machen Sie sich diese Sache zuerst ganz leicht, indem Sie annehmen, den schriftlichen Aeußerungen seien mündliche vorangegangen, die zu gegenseitiger Kenntniß gekommen, und dadurch beseitigen Sie die schwierigen Fragen über die Zeit der Abfassung der Schriften; doch wünschen Sie nachher die Erledigung auch dieser Fragen. Mit jenen mündlichen Aeußerungen hat es jedoch einige Bedenken: Platon schrieb die meisten seiner Werke, und unstreitig die hier in Betracht kommenden, zu Athen; Xenophon lebte damals in einem Winkel der Triphylia im Peloponnes: daß von einem dieser Orte zum andern Bücher kamen, kann man nicht bestreiten; aber mündliche Aeußerungen, die zu beiderseitiger Kenntniß gelangt seien, dürfte selbst derjenige, welcher wie ich an einen lebhaften Verkehr im griechischen Alterthum glaubt, seinen Hypothesen nicht gern zu Grunde legen mögen. Am häufigsten, und fast ausschließlich ist das Verhältniß der beiden Gastmahle zu einander in Betracht gezogen worden, und alle drei möglichen Meinungen haben ihre Vertreter gefunden, Xenophon habe das Platonische, Platon das Xenophontische, keiner von beiden habe das des andern vor Augen gehabt. Das letzte glaube ich nicht, theils weil denn doch viele Berührungspunkte zwischen beiden vorliegen, theils weil ich eben, wie oben gesagt, einen lebhafteren Verkehr in Hellas als viele Andere voraussetze. Soll nur der eine der beiden den andern vor Augen gehabt haben, so fragt es sich, welche Gründe zur Entscheidung beitragen können; und diese können nur innere oder äußere sein. Ich glaube noch, wie vor fast 40 Jahren (in meiner Abhandlung De simultate, quam

Plato cum Xenophonte exercuisse fertur), daß aus innern Gründen nicht bewiesen werden kann, Xenophon habe in seinem Gastmahle den Platon gewissermaßen berichtigen wollen; aber es würde eine neue Abhandlung erfordern, dieses zu beweisen, was ich damals meinem Zwecke gemäß bloß im Vorbeigehen behandelt habe; da zumal der genaue C. Fr. Hermann sich für das Entgegengesetzte entschieden hat, nämlich dafür, daß Xenophon allerdings nach Platon geschrieben habe. Ist von äußern Gründen die Rede, so kann es freilich nicht in Betracht kommen, daß die Scenerie des xenophontischen Gastmahls in Olymp. 89, 3, die des platonischen in Olymp. 90, 4 fällt; wiewol die erstere Bestimmung, die C. Fr. Hermann mit Recht vertheidigt, in Zweifel gestellt worden ist. Aber es steht fest, daß das platonische Gastmahl nicht vor Olymp. 98, 4 verfaßt sei, ja es kann auch erst viel später geschrieben oder herausgegeben sein; und da man nicht ohne große Wahrscheinlichkeit annehmen kann, Xenophon habe sich um Olymp. 96, 3 nach seiner Rückkehr aus Asien in Skillus zur Ruhe gesetzt, so frage ich, ob es wahrscheinlich sei, daß er die Abfassung der den Sokrates betreffenden Schriften bis nach Olymp. 98, 4 verschoben habe, also mindestens neun Jahre: denn es mußte ihm doch daran gelegen sein, den Sokrates sobald als möglich in seinem wahren Lichte zu zeigen. Wenn ich auf die inneren Gründe mich nicht habe einlassen wollen, so komme ich doch nachträglich auf zwei allgemeinere Punkte zurück, welche sich darauf beziehen. Ein Theil des xenophontischen Gastmahls ist den erotischen Verhältnissen gewidmet, und ihre Einflechtung beruht darauf, daß jeder der Anwesenden auseinandersetzen sollte, worauf er sich

am meisten zu Gute thue; das platonische Gastmahl aber handelt fast ausschließlich von der Liebe, und die Gäste halten über diese nach der Reihe jeder eine Rede. Der Gegenstand ist also in Bezug auf einen großen Theil des Inhaltes derselbe; und in der Form zeigt sich die Uebereinstimmung, daß in beiden Werken ein Gast nach dem andern als Sprecher eingeführt ist, um eine Rede zu halten, nur mit dem Unterschiede, daß bei Xenophon jeder über einen andern Gegenstand spricht, bei Platon alle über denselben. Xenophon behauptet, seine Darstellung sei geschichtlich wahr (natürlich nur in den Hauptsachen); die platonische wird jeder als erfunden anerkennen. Ist es nun wol wahrscheinlich, die erfundene sei die ursprüngliche, und die wahre, welche mit der erfundenen so viele Aehnlichkeit zeigt, sei erst der erfundenen nachgebildet? Wie viel wahrscheinlicher ist es doch, Xenophon habe in dem Gastmahle zuerst ein Gemälde nach dem Leben aufgestellt, Platon habe diese Form der Darlung für philosophische Gedanken anmuthig gefunden, zumal in Bezug auf das Erotische; an diesen dem Xenophon dargebotenen Stoff und auch an die Form der Wechselreden habe er angeknüpft, und die xenophontische Wirklichkeit ins Ideale umgebildet? Selbst unter der Voraussetzung, es sei bei Gastmahlen sehr gewöhnlich gewesen, solche Reden zu halten, die doch schon darum nicht ganz gerechtfertigt ist, weil Flötenspielerinnen und ähnliche unterhaltende Personen dabei die Hauptrolle spielten, müßte es doch auffallen, daß des Platon ideales Gebilde soviel Aehnlichkeit mit dem xenophontischen Bilde der Wirklichkeit zeigte, wenn letzteres erst später gemacht worden. Ich kann mich daher nicht überzeugen, daß das

xenophontische Gastmahl das spätere sei. Den Oekonomikus des Xenophon mit der platonischen Republik in Beziehung zu setzen, dazu sehe ich gar keine Veranlassung. Auch die Kyropädie soll nach den Alten auf die platonische Republik gemünzt sein; was aber hiervon überliefert ist, habe ich schon in der oben angeführten Abhandlung widerlegt. Auch der Anfang der Apologie scheint Ihnen gegen Platon gerichtet. Das Werk ist vielfach angezweifelt: indessen mag es von Xenophon sein oder nicht, so tadelt der Anfang desselben weder den Platon noch irgend Jemanden wegen der Pracht oder des Schwülstigen der Darstellung, sondern es ist daselbst zugegeben, daß Sokrates wirklich so müsse gesprochen haben, wie ihn Die darstellten, welche ihn groß sprechen ließen; nur hätten sie seine Megalegorie nicht gehörig begründet, so daß sie etwas thöricht erscheinen könnte.

Noch eine unverlangte Randglosse muß ich zu dem ersten Briefe machen. Im Gegensatze zu Xenophon's Lehre, man müsse seinen Feinden schaden, sehen Sie als einen bedeutenden Fortschritt den platonischen Satz an, es sei besser Unrecht leiden, als Unrecht thun. Ich erinnere hierbei an den noch directeren Widerspruch des Platon gegen die von Xenophon befolgte allgemeine Ansicht, welcher sich im ersten Buche der Republik, schwerlich jedoch mit bestimmter Beziehung auf Xenophon, findet. Denn dort wird ausdrücklich gesagt, es sei nicht die Sache des Gerechten, irgend Jemanden zu beschädigen, also auch nicht den Feind; denn Beschädigen sei Schlechter machen, und mit der Gerechtigkeit könne man Niemanden ungerecht oder schlecht machen. Sie stellen dann eine fernere Parallele an mit dem christlichen Gebote von der Feindes-

liebe. Allerdings gebe ich zu, daß Platon in seiner dialektischen Betrachtungsweise nicht zu dem Ausdruck kommen konnte, man solle seine Feinde lieben: denn ihm sind nur Gute Freunde, und die Feinde lieben würde ihm so viel gewesen sein, als das Schlechte lieben: aber verfolgt man seinen Gedankengang, so wird man zugeben müssen, daß es nach ihm die Sache des Guten ist, die Schlechten gut zu machen, und sollte dies nicht die wahre christliche Feindesliebe sein, nur nicht mehr in der Gefühlsform, sondern dialektisch gefaßt? Uebrigens will ich hiermit keineswegs in dem Grade wie Manche den dogmatischen Christianismus des Platon behaupten, mit welchem schon das nicht verträglich ist, daß Platon gegen alle Menschwerdung Gottes auf das Entschiedenste protestirt.

Was die Kunststücke der Tänzerin betrifft, so wenden Sie sich mit der Frage darüber an den Unrechten. Soll ich aber meine unmaßgebliche Meinung sagen, so sehe ich nicht ein, warum die Künstlerin nicht zwölf Reifen (solche, nicht Kugeln, verstehe ich) nach einander soll auffangen können; sie wird schon den gehörigen Rhythmus im Werfen und Fangen beobachtet haben. Was das dritte Kunststück betrifft, so glaube ich, ohne ein Tausendkünstler zu sein, Ihre Zweifel doch lösen zu können. Fürs erste ist zu bemerken, daß die Kunststücke auf dem Töpferrade gar nicht als ausgeführte dargestellt sind, sondern die Künstlerin hatte sie nur ausführen sollen; zweitens finde ich nicht gesagt, daß das bevorstehende Kunststück das staunenswürdigste sein würde. Sokrates hintertrieb die ganze Vorstellung auf dem Töpferrade; er wußte aber, was ohngefähr hatte dargestellt werden sollen,

z. B. daß sie auf dem Rade herumgedreht, lesen und schreiben würde; daß sie, auf demselben Rade gedreht, zugleich sich zu einem Reifen krümmen würde. Dies sind, meines Erachtens, zwei verschiedene Kunststücke nach einander; Sie aber scheinen sie für Eines zu nehmen, wodurch die Sache allerdings ganz unbegreiflich werden würde.

Wieder eine unberufene Randglosse! Sie hoben an dem xenophontischen Sokrates hervor, er spreche aus, „daß der Mensch jede Tugend durch Forschung und Uebung lernen und mehren könne." Platon geht noch weiter: ihm ist die Uebung der Tugend durch göttliche Gabe gar nicht die rechte Tugend, sondern die rechte Tugend ist ihm lediglich durch Erkenntniß bedingt. Er sagte nicht mit unserm Dichter: „Und was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth." Er hielt offenbar wenig von Einfalt und kindlichem Gemüth, wenig von bewußtloser Tugend. Das ist wieder eine starke Instanz gegen die platonische Christlichkeit.

Die Sklaverei in der Demokratie ist ohne Zweifel ein Widerspruch; aber der Widerspruch wurde in Athen gemildert durch die Milde gegen die Sklaven und dadurch, daß vermöge dieser Milde der Sklave dem Bürger geringerer Art, mit Ausnahme der politischen Rechte, ziemlich gleichstand. Und das war eben der Aerger der Aristokraten, den der Verfasser der geistreichen Denkschrift vom Staat der Athener in reichem Maße ausschüttet. Auch hatte doch die Demokratie wieder das Gute, daß sie außer der Stadtwache und den untergeordneten Dienern des Staates keine Staatsknechte oder Leibeigenen hatte wie

die aristokratischen Staaten. Aber gar keinen Widerspruch finde ich zwischen der Demokratie des Alterthums und der Verachtung der Handwerker: denn die letztere geht nicht von der Demokratie aus, sondern von den Aristokraten. Das Einleuchtende, daß ein städtischer Schmied einen ländlichen Schafhirten leicht bezwingen werde, beweist auch nicht eine Inconsequenz der Alten in ihrem Lobe der Landbauer im Gegensatze gegen die Handwerker; wenn sie jene erheben, meinen sie wahrlich nicht die Schafhirten, die Sklaven waren, sondern vielmehr die edle Ritterschaft, die Hippoboten und dergleichen, welche größeren oder geringeren Landbesitz hatten, kurz die Herren Gutsbesitzer!

Ich wende mich zu der Schlußfrage Ihres ersten Briefes. 1) In Betreff der Aerzte. Der vorausgesetzte Sprecher verlangt, man solle ihm das ärztliche Werk oder Geschäft übergeben, obgleich er nichts gelernt habe. Nicht als ob, wer Arzt werden wollte, geprüft worden wäre, so wenig als wer Staatsmann werden wollte, wovon vorher die Rede war: sondern der Mann will, so zu sagen, Stadtphysikus, Staatsarzt werden, und dazu wird er freilich nicht geprüft, aber man wählt Den, zu welchem man Zutrauen hat, von dem man also voraussetzt, er verstehe seine Kunst und habe etwas gelernt. Ueber diese öffentlichen Aerzte habe ich mit wenigen Worten in der Staatsh. d. Ath. Bd. I. S. 132 gesprochen. 2) In Betreff der Undankbarkeit gegen die Aeltern. Eine Aufsicht von Seiten des Staates fand nicht statt. Es wurde geklagt; diese Klage stand aber jedem, auch nicht Betheiligten frei (als Klage über schlechte Behandlung der Aeltern, κακώσεως γονέων), und war besonders

privilegirt. Desgleichen wurde bei der Prüfung der Magistrate nach dem Verhalten gegen die Aeltern gefragt, worauf Xenophon besonders hinweiset. Der Kürze halber verweise ich auf Meier und Schömann, Att. Proceß S. 203, 269, 288. 3) Ueber das Sprechen der Tetrameter zur Flöte. Je kundiger Sie der Musik sind, desto weniger verstehe ich Ihre Frage, weil sie in sich selbst schon die Antwort enthält. Die Tetrameter wurden in dem vorliegenden Falle zur Flöte gesprochen, und nicht gesungen, und darin liegt eben der Unterschied. Nicht einmal an Recitativ scheint mir zu denken, sondern an die gewöhnliche dramatische Declamation. Daß man auch zu dieser eine leichte und sparsame Musikbegleitung gibt, kommt doch auch jetzt vor, und es scheint mir Barthélemy in der von Schneider zum Gastmahle angeführten Stelle sich gut ausgedrückt zu haben, wenn er sagt: la déclamation accompagnée de la voix d'un instrument, qui n'était destiné qu'à la soutenir de temps en temps. Man könnte wol damit vergleichen, daß C. Gracchus selbst in politischen Reden sich durch ein tonarium oder epitonium den Ton angeben ließ; doch möchte ich auf diese Vergleichung nicht viel Gewicht legen. Soll ich nun aber, über Ihre Frage hinausgehend, über jene von Xenophon angeführte Sache reden, so gerathen wir hier freilich auf mancherlei Zweifel und Schwierigkeiten. Daß in dem alten Drama nicht nur alle chorische, sondern auch die melischen Partien gesungen wurden unter Musikbegleitung, mit oder ohne Tanz, ist ausgemacht; natürlich aber gibt es hier viele Abstufungen. Wie aber die übrigen Theile des Dramas behandelt wurden, das ist das Schwierige. Plutarch. de musica c. 28 lehrt, die Tragiker hatten nach dem

Vorbilde des Archilochos die iambischen Partien (die Trimeter) theils sprechen, theils singen lassen, und zwar sprechen παρὰ τὴν κροῦσιν, d. h. begleitet mit Saiteninstrument; und Lucian. de saltat. c. 27 sagt, die tragischen Schauspieler sängen oft gar die Jamben, was doch, wenn man die plutarchische Stelle dazu vergleicht, nicht bloß spätere Ausartung gewesen zu sein scheint. Wenn man nun auch das Singen der Jamben auf einzelne kleine iambische Partien beziehen will, die dem Melischen eingemischt sind, z. B. in den sogenannten Kommen, so wird doch stehen bleiben, daß den Trimetern des sogenannten Diverbium, die gewiß nur gesprochen wurden, eine Musikbegleitung beigegeben war, eben wie sie Barthélemy bezeichnet hat; aber daß durchweg, möchte ich bezweifeln, und halte dafür, dies sei eben nur bei solchen Partien geschehen, die eine ausgezeichnete Erhebung hatten. In der Komödie fällt die Erhebung im Zwiegespräch weg; ich halte also dafür, in ihr habe dasselbe keine Musikbegleitung gehabt. Dazu leitet mich nun auch die xenophontische Stelle über Nikostratos. Ich halte diesen nicht für einen tragischen Schauspieler, wie unser Meineke Hist. crit. comm. gr. S. 347 thut; der berühmte tragische Schauspieler des Namens scheint mir ein jüngerer, der demosthenischen Zeit, und Suidas scheint nicht unrecht zu haben, wenn er den Nikostratus zweimal als ausgezeichneten komischen Schauspieler anführt; wobei man nicht nöthig hat, an den Sohn des Aristophanes zu denken. Die Tetrameter der Schauspieler sind in der Komödie auch häufiger als in der Tragödie, und auch die Blasinstrumente dürften in der Komödie häufiger angewandt worden sein, mit Ausnahme der sehr gewöhnlichen Begleitung

der Anapästen mit der Flöte, über deren Vortrag ich nichts weiter sage. Nun wird es offenbar als etwas ganz Besonderes des Nikostratos von Xenophon angeführt, daß er die Tetrameter zur Flöte gesprochen habe; also geschah dies gewöhnlich nicht. Wie wurden sie denn sonst vorgetragen? Hier kann man dreierlei erwiedern: sie wurden nicht gesprochen, sondern gesungen; oder sie wurden gesprochen, aber nicht zur Flöte, sondern zur Kithara; oder sie wurden ohne alle Musikbegleitung gesprochen. In der römischen Komödie wurden die Tetrameter gewiß sehr häufig gesungen, indem sie zu canticis, mit Flötenbegleitung, gestaltet wurden; im griechischen Schauspiel stehen sie zwar höher als die Trimeter, aber es läßt sich kaum denken, daß sie größerntheils gesungen wurden; vielleicht gar niemals. Die Neuerung des Nikostratos kann also nicht im Sprechen der Tetrameter liegen. Aber etwa darin, daß er sie zur Flöte, nicht zur Kithara sprach? Diese Neuerung wäre auch kaum der Rede werth; und ich glaube behaupten zu können, daß die Tetrameter der Komödie, zumal die trochaischen, nach den Grundsätzen der Alten nicht zur Kitharbegleitung paßten. Es bleibt daher nichts übrig, als die Neuerung des Nikostratos darauf zu beziehen, daß er, da man sie sonst ohne alle Musikbegleitung in der Komödie sprach, eine Flötenbegleitung anwandte; und allerdings paßt diese dazu sowol im Allgemeinen, als auch in der Hinsicht, daß die tetrametrischen Partien, besonders die trochaischen, an die ich am liebsten hier denke, sich über das trimetrische Diverbium erhoben und daher, obgleich gesprochen, zur Musikbegleitung geeignet schienen, indem sie sich dem Lyrischen näherten. Wurden sie aber

gewöhnlich ohne Musikbegleitung gesprochen, so können die Jamben in der Komödie noch viel weniger eine Musikbegleitung gehabt haben. 4) Wegen des Schwärzens. Wie Sie wegen der Kunststücke sich eher an Rappo hätten wenden sollen, so wegen dieses Punktes besser an einen physikalischen Freund. So viel ich verstehe, meint Sokrates, die Sonne bräune oder schwärze die Menschen, das Feuer nicht; von anderer Dinge Farbe ist nicht die Rede. Die Bemerkung des Sokrates ist doch wol sehr richtig. 5) Die Rhapsoden der sokratischen Zeit können für etwas einfältig gelten; aber darum sind es die alten Rhapsoden nicht auch gewesen. Hesiod ist anerkannt ein Rhapsode, und doch sehr klug und fein. Sie waren anfangs Aoeden und sangen Fremdes und Eigenes; solche konnten allerdings die homerischen Gedichte weiter bilden und ändern. Homer ist auch nur ein Rhapsode im alten Sinne gewesen.

Sechster Brief.

Böckh an Raumer.

Berlin, 2. Januar 1850.

Wollte ich meine Beantwortung Ihrer Briefe in gleicher Ausführlichkeit wie beim ersten fortsetzen, so würden Sie länger als schon jetzt auf Antwort warten müssen, und daher beschränke ich mich auf flüchtige Bemerkungen zum folgenden. Tyrannei und Königthum sind allerdings lange bei den Griechen, wenige Staaten abgerechnet, in gleiche Verdammniß geworfen worden; aber vorher noch geht die Zeit, wo man den Tyrannen gar nicht kannte, sondern nur den König. Die Entstehung des Bewußtseins des Unterschiedes zwischen beiden ist ein Wendepunkt in der hellenischen Bildungsgeschichte. — Daß Xenophon oder Platon Athen hätten retten können, glaube ich nimmermehr. — Xenophon's Lakonismus ist nicht befremdlicher als der so vieler anderen Alten; ziemlich alle alten Philosophen finden die wahre Staatsweisheit nur in Sparta, und stießen sich nur wenig (obwol etwas) an dem Stehlen und der Helotenjagd; am ersteren mit Recht nicht viel. Denn wenn festgesetzt ist, was man stehlen dürfe und was nicht, so kann von Stehlen

kaum mehr die Rede sein, sondern nur von einigem Communismus, der, wenn irgendwo, in Sparta verwirklicht war, seltsam genug nicht in der Demokratie sondern in der Aristokratie: aber ebenso bezieht sich Platon's Communismus nur auf die Aristokraten, und der altchristliche konnte auch nicht über einen Conventikel hinauskommen und nicht allgemein werden. Nach der Schrift vom Staat der Athener müssen Sie aber Xenophon's Ansicht über Athen nicht mehr beurtheilen. Ich habe mich schon längst überzeugt, daß unser alter Freund Schneider ziemlich das Richtige gesehen hat: diese Schrift ist nicht von Xenophon, nicht weil sie für ihn zu schlecht wäre oder für jünger zu halten, sondern diesmal ganz gegen die gewöhnlichen Athetesen und Urtheile der Kritiker, muß diese Schrift für älter als Xenophon's Blütenzeit gelten; und sie geht über desselben politischen Horizont, hat eine thucydideische Objectivität der Betrachtung, zeigt einen durchdringenden Verstand, einen feinen Humor, aber kein Gemüth. Roscher in seinem Werke über Thucydides hat vortrefflich darüber gehandelt; ich werfe die Vermuthung hin, daß sie von Kritias sei, und werde sie später zu bestätigen suchen. Von hochroth aristokratischem Standpunkte aus kann man die Demokratie nicht besser charakterisiren und persifliren, als in dieser geistreichen Schrift geschieht. Athens Verfassung, deren Darlegung sie darin vermissen, hat der Verfasser wahrlich nicht entwickeln wollen; aber daß er den Athenern Unrecht thue, kann man nicht behaupten. Gleich im Anfange sagt er, er tadle die Athener, daß sie diese Verfassung gewählt, und somit gewählt hätten, daß sich die Schlechten (d. h. die Geringen) besser befänden als die Guten (d. h. die

Optimaten): daß sie aber, nachdem sie einmal so gewählt, ihren Staat wohl verwalteten, und der Tadel der anderen Hellenen gegen sie insofern ungegründet sei, das wolle er zeigen. Als diese Schrift verfaßt wurde, stand Athen noch auf dem Gipfel seiner Macht und Blüte, und der Verfasser weiß sehr wohl, worauf diese ruhen; als Xenophon schrieb, war Athen schon gesunken.

Ihr dritter Brief geht aus von einer Aufstellung der verschiedenen Ansichten über Steigen und Fallen der künstlerischen Darstellung, namentlich und zunächst in der Geschichtschreibung, und Sie knüpfen daran einen Auszug aus Ihrem Briefwechsel mit Manso. Ich finde überall Vieles, was mich anspricht, und wieder Anderes, worin ich abweiche; ich will mich nur mit wenigen Bemerkungen zwischen Sie beide drängen, doch mit kurzen, da ich zum Schluß eile. Ich bekenne mich zu keiner der drei Sekten von Beurtheilern, welche Sie im Anfange dieses Briefes aufstellen, sondern zu einer vierten Ansicht, die ich wenigstens in der griechischen Litteratur bewährt gefunden habe: alle Entwickelungen bilden sich in Stilen, was die alten Kritiker Ideen (Formen der Darstellung) nennen; diese sind ein Ergebniß des jedesmaligen Zeitgeistes in seinem Einfluß auf den eigenthümlichen Charakter jeder Gattung, und allerdings zugleich Ergebniß kräftiger Geister, welche den Ton angegeben haben, dem viele andere dann folgen. Die Aufeinanderfolge dieser Stile ist bei einer naturgemäßen und harmonischen Entwickelung, wie die der Hellenen war, eine natürliche und nicht willkürliche, sondern in den Hauptmomenten nothwendige, und es ist darin weder ein absoluter Fortschritt noch ein absoluter Rückschritt, sondern

jede Form hat ihre besondere Vortrefflichkeit; doch scheint die mittlere in der Regel die höchste zu sein, wie im menschlichen und dem übrigen thierischen und im Pflanzenleben. In der griechischen Geschichtschreibung steht Thucydides in der Mitte, wie im Drama Sophokles. Herodot ist der Gipfel der ersten Entwickelungsform, nämlich der ionischen Logographie; er hat die Einfalt derselben, aber er hat die ganz kunstlose, so zu sagen in geraden Parallellinien fortschreitende Erzählung der verschiedenen Geschichten in einen epischen Kreis umgebeugt und so eine höhere Einheit erzeugt. Seine Darstellung hat ionische Weichheit und eine große Süßigkeit und Anmuth; aber in seiner Auffassungsweise vermisse ich den politischen Blick, obgleich mir der verstorbene Dr. Ehrhard, der eine ziemlich herodotische Natur gewesen zu sein scheint, einmal sagte, Herodot sei der größte Politiker. Wie kann doch eine so unschuldige Seele, die mehr in religiösen Anschauungen, Gefühlen und Grundsätzen lebte, ein großer Politiker gewesen sein! Ebenso wenig als er ein Kaufmann war; denn wenn die Handschriften nicht gründlich verderbt sind, war er auch ein schlechter Rechner. Meiner Ansicht nach steht Herodot in Rücksicht auf Politik weit hinter seinem Zeitalter zurück, welches durch und durch politisch gebildet und über Herodot's religiösen Pragmatismus hinaus war. Dagegen steht Thucydides wie Perikles auf der Höhe der Zeitbildung; seine Geschichte ist, wie sie sein muß, politisch: in der Darstellung verschmäht er die ionische Weichheit, und erstrebt eine attische, ja ich möchte sagen dorische Strenge, die nicht ohne Härte möglich ist; er ist der Phidias der Geschichtschreibung. Wie sich nun dagegen Xenophon

stellt, will ich übergehen: Sie werden, wenn Sie in meinem Gedankengange fortfahren wollen, meine Ansicht leicht errathen und meine Darstellung ergänzen können. Auf eine Parallele mit den Römern will ich auch nicht eingehen. Nur ein Wort vom rhetorischen Charakter, und von der Vergleichung des Thucydides und Tacitus, die ich beide gleich bewundere und doch nicht für sehr ähnlich halte. Ich will mit einer Paradoxie debutiren, doch ohne die Hoffnung, damit Glück zu machen. Die griechische Geschichtschreibung ist auch rhetorisch, schon im Herodot und Thucydides. Manso, der das Rhetorische der Alten übrigens vortrefflich gewürdigt hat, sagt, und im Allgemeinen mit Recht, Herodot sei ein natürlicher Erzähler, ohne alle Absicht. Er ist allerdings eine äußerst naive und epische Natur; aber die Griechen haben überall die Natur mit Kunst verbunden, und die naiven Naturen pflegen sich sehr bald ihrer Naivetät bewußt zu werden, und bilden sie mit Bewußtsein aus, nicht anders als die Spartaner ihre Natur durch Staatsinstitute fast bis ins Bizarre ausgebildet haben. Ich erkläre die herodotische Naivetät für eine bewußte; darum ist sie aber noch nicht eine gemachte, sondern sie ist künstlerisch ausgebildete Natur. Sobald aber Kunst in der Sprachdarstellung ist, ist auch Rhetorik darin. Die Behauptung, Herodot hätte keine ersonnene Reden, ist durchaus ungegründet; eigentliche Reden hat er freilich nicht, aber Gespräche, oder Reden in Gesprächsform, und diese sind so sehr ersonnen, daß sie alle nur seine Natur zeigen, einander alle gleich sehen und ohne unterscheidende Charakteristik sind. Thucydides vollends ist ganz rhetorisch gebildet; wenn Fr. Aug. Wolf meinte, er schreibe wie

ein Unterofficier, so wäre er wenigstens ein Unterofficier mit großem Bewußtsein und Absicht gewesen, und solche mag es allerdings auch geben: aber sein Stil ist durchaus mit Kunst und Absicht gebildet, und zu tief gebildet, als daß ihn auch nur die Grammatiker grammatisch verstünden. In den Reden tritt diese Absichtlichkeit so stark hervor, daß man noch, wie im platonischen Gastmahle, die verschiedenen Redeweisen oder Stilformen erkennt, die er ausprägen wollte. So weit ist kein Römer gegangen, am wenigsten Tacitus; so weit reicht ihre Kunst nicht. Das ist aber freilich nicht die einzige Verschiedenheit des Tacitus von Thucydides. Der Hauptunterschied liegt in der vollendeten Objectivität des Thucydides, die selten einen Gefühlsausdruck zum Vorschein kommen läßt, fast nur bei der sicilischen Niederlage; Tacitus lebt ganz im Gefühle und läßt seine Subjectivität überall stark hervortreten; so edel sie ist, und so wenig dadurch die Thatsachen entstellt werden, so hat man doch deßhalb mit Recht von einem süßen Gift des Tacitus gesprochen, von welchem ganz inficirt zu sein ich selber gern gestehe. Denn dieses Gift ist ein Gegengift gegen viel schlimmere Gifte. Stoicismus ist dies aber wahrlich nicht; denn der Stoicismus ist Apathie, und diese hat Tacitus nicht, noch weniger affectirt er sie: aus seinen Werken spricht überall der tiefe Schmerz der Seele. Schulweisheit ist überhaupt nicht seine Sache; wenn er Hist. III, 81 dem Stoiker Musonius Rufus seine intempestivam sapientiam verweiset, glaubt man fast einen der heutigen Redner gegen die Professoren zu hören.

Noch einige Randglossen zum vierten Briefe, zum Theil statt der Antwort auf Fragen, die ich stillschwei-

gend retorquire. 1) Thucydides, wünschen Sie, hätte Athen in aller Vielseitigkeit seiner Glorie geschildert. Sie verlangen von ihm moderne Universalität; er aber wollte von Dem schreiben, was er verstand; es genügte den Alten beschränkte Aufgaben zu lösen, wir werfen uns immer gleich ins Unendliche, wie schon Goethe gesagt hat, und kommen darum auch nicht zu abgerundeten Werken und plastischen Gestaltungen, und werden niemals fertig. Die politische Geschichte soll die ganze Litteratur-, Kunst- und Sittengeschichte umfassen; die Litteraturgeschichte pfropfen wir voll mit politischen und anderen Thatsachen. Die Alten kannten den Grundsatz von der Theilung der Arbeit so gut wie wir, und befolgten ihn besser als wir in Kunst und Wissenschaft. Darin liegt ihre Virtuosität. 2) Daß man daran gezweifelt hat, ob die Anabasis von Xenophon sei, daran ist er lediglich selber schuld. Warum hatte er die Grille, den Themistogenes von Syrakus als den Geschichtschreiber der Anabasis zu nennen? Ich habe zwar darauf mehr als eine Antwort; aber ich bin nicht dazu aufgefordert sie zu geben. 3) Was Sie am Anfange des sechsten Buches der Anabasis vermissen, dem hat unser alter Freund Schneider durch eine veränderte Abtheilung der Bücher abgeholfen. Ob und wie weit aber diese Abtheilungen in Bücher von den Verfassern selbst herrühren, ist eine schwierige Frage, auf die ich jetzt nicht eingehe, und ich habe die Antwort darauf bei mir selber noch nicht abgeschlossen. 4) Die Zuchtlosigkeit in den hellenischen Heeren ist eine der schlechtesten Seiten der hellenischen Kriegführung und der Mangel an Disciplin später die Hauptursache der Niederlagen, nicht, wie Manche meinen, Mangel an Muth und Tapferkeit. In

der Zeit des Demosthenes und der macedonischen Herrschaft hat das Hetärenwesen in Verbindung mit den Heeren und der Soldateska freilich noch eine höhere Stufe erreicht; Alexander der Große ging mit gutem Beispiel voran, und Demetrius der Poliorket trieb es bis zur Schamlosigkeit der ersten Sorte. 5) Mit dieser niederschlagenden Betrachtung mag ich nicht enden; was Sie zu allerletzt von Orakeln und anderem Aberglauben sagen, eröffnet einen Blick auf Edleres im Irrthum als das ist, was wir dort in der wirklichen Wahrheit sehen. Orakel und Wahrsagung haben bei den Hellenen die edelsten Erscheinungen erzeugt, und neben vielen Irrgängen, zu welchen sie verleitet, mildes und wahrhaft menschliches Verfahren gelehrt, was man noch jetzt zur Richtschnur nehmen könnte. Die Wahrsager selbst gingen mit den großartigsten Beispielen voran: wie heldenmüthig opferte sich Theoklos, der Wahrsager des großen Aristomenes; der Wahrsager des Leonidas Megistias, dem dafür auch Simonides ein würdigeres Epigramm schrieb, als irgend einem unserer Helden zu Theil geworden; ebenso heldenmüthig starb der Wahrsager der Demokraten im Piräeus. Sie erfüllten das selbsterkannte Geschick mit begeistertem und begeisterndem Heroismus. Und welchen Geist der Humanität und der Versöhnung athmete der milde Gott von Delphi! Als die Athener, auf der Höhe ihrer Macht, die Delier unter religiösem Vorwand vertrieben, befiehlt das Orakel ihre Wiederherstellung; als Timo die Tempeldienerin Paros verrathen, verurtheilt die Pythia sie nicht zum Tode, wie die Parier wollten, sondern spricht sie los; als Pausanias Hellas verrathen hatte, genügte der Pythia sein Tod, und Sparta muß ihm

Bildnisse setzen; und als Kleomedes von Astypaläa, darüber wahnsinnig geworden, daß ihm die Hellanodiken den Sieg abgesprochen, weil er im Kampfspiele seinen Gegner erschlagen, die Säulen einer Schule umgerissen und sechzig Knaben dadurch den Tod bereitet hatte, erklärt, freilich auf Veranlassung eines Wunders, die Pythia ihn für den letzten Heros und befiehlt ihm zu opfern.

Doch genug für heute. Nehmen Sie diese Antwort zugleich als Neujahrswunsch, ich will nicht sagen als Unterpfand unserer Freundschaft; denn sie bedarf dessen nicht, da sie in stärkeren Prüfungen, als die wir noch zu erwarten haben könnten, unerschüttert geblieben ist.

Siebenter Brief.

Panofka an Raumer.

Berlin, 30. Mai 1850.

Das Gastmahl, welches Sie für Alterthum liebende Leser angeordnet haben, empfiehlt sich sowol durch angemessene Zahl, feine Wahl und gewürzhafte Zubereitung der vorgesetzten Gerichte, als durch die belebenden Weinsorten, bei deren Auswahl und reichlicher Spende unser gemeinsamer verehrter Freund Böckh Sie treulich und höchst erfolgreich unterstützt hat. Daher läßt sich voraussehen, die Gäste werden nicht, wie von so vielen Tafeln unserer heutigen Parvenus, mit überladenem Magen und schwer in Kopf und Zunge heimkehren, bei Sopha und Schlafgott heilende Zuflucht suchend; sondern leicht und heiter an Leib und Seele, vielmehr mit den Spartanern sympathisiren, welche unter dem Bilde eines jugendlichen, epheu- und weinbekränzten Gottes mit Flügeln an den Schläfen, den geflügelten Bacchus (Διόνυσος ψίλαξ Paus. III, 19) mit Gebet und Dankopfer auszeichneten, weil er die Sterblichen leicht und vogelähnlich in höhere Regionen emporhebt.

Ihrer freundlichen Einladung, bei diesem Gastmahl

mich auch zu betheiligen, darf ich, trotz größerer, die Bildersprache der Griechen entwickelnden litterarischen Arbeiten, die mich gegenwärtig beschäftigen, schon deshalb mich nicht entziehen, weil der den Archäologen so gut wie anderen Sterblichen inwohnende, vielleicht angeborene und nicht gerade immer tadelnswerthe Ehrgeiz mir alsdann einen ernsten Proceß anhängen könnte. Daher biete ich mich mit Rücksicht auf die Sitte der Griechen, bei der Tafel sich nicht von Sklaven, sondern von Freien bedienen zu lassen, damit die Unterhaltung so zwanglos als möglich ausfalle und stets vor Verrath gesichert sei, zum Camillus, d. h. zum Herumtragen von Speise und Trank an die Gäste, an, zumal ein solcher Mundschenk nicht, wie die Eingeweihten, ein Schloß vor dem Munde trug, sondern bei den Gesprächen der Tafel hie und da ein Wörtchen mit einfügen durfte.

Die treffende Bemerkung an der Spitze ihres ersten Briefes, daß die Werke der Alten bei wiederholter Lesung neue Ideen in ihnen entdecken lassen, die wir früher nicht beachteten, sucht unser Freund Böckh insofern zu beschränken, als er sie in gleichem Maße für die classischen Werke aller Völker und Zeiten in Anspruch nimmt. Diese Ansicht, auf den ersten Blick höchst verführerisch, wird gewiß nicht ermangeln, unter dem Panier „Classicität" eine Schaar der edelsten Verfechter um sich zu sammeln. Dennoch scheint sie mir bei näherer Prüfung der Ihrigen gegenüber nicht stichhaltig.

Die alten Classiker unterscheiden sich nämlich wesentlich darin von den neueren, daß zu ihrem völligen Verständniß eine vielseitigere Sachkenntniß jener Zeiten und Völker gehört, als die meisten Leser besitzen, ja nur als

nothwendige Grundlage zugestehen mögen. Zwei Seiten des antiken Lebens sind es aber besonders, die in den Classikern — Prosaikern sogut wie Poeten — obwol sie in den mannigfaltigsten Beziehungen und Anspielungen hervortreten, gewöhnlich rasch und ungeahndet überlesen werden.

Die eine ist die religiöse, die keineswegs sich auf den Götterdienst bei den zu bestimmten Zeiten wiederkehrenden Festen beschränkt, sondern die in die verschiedenen Einrichtungen und Sitten des öffentlichen und Privatlebens namen- und gesetzgebend gebieterisch einwirkt. Daß die Namen der Localitäten in Griechenland und Latium von Namen und Beinamen der Gottheiten herrühren — eine Sitte, die bis auf unsere Tage fortbesteht, wo ganze Orte den Namen einer daselbst zuerst gegründeten Kirche Mariaschein, Mariahilf, Madonna dell'Annunziata führen — habe ich zuerst in meiner Schrift „Ueber den Einfluß der Gottheiten auf die Ortsnamen" [1]) umfassend aus den Quellen des schriftlichen und bildlichen Alterthums nachgewiesen. In einer früheren Schrift „Von einer Anzahl antiker Weihgeschenke und den Beziehungen ihrer Geber zu den Orten ihrer Bestimmung" [2]) hatte ich denselben Einfluß der Gottheiten auf die Namen der Sterblichen, analog dem heutigen der Heiligen auf unsere Taufnamen, documentirt und an Beispielen des schriftlichen Alterthums gezeigt, wie gewisse Eigennamen, welche ursprünglich Beinamen der Gottheiten waren, vorzugsweise bei den Einwohnern der Städte sich finden, deren Hauptgottheit zuerst unter solchem Namen angerufen ward.

Erlauben Sie mir, diese für das gesammte classische

Alterthum fruchtbare und folgenreiche Grundidee an einem schlagenden Beispiel näher zu entwickeln. In Cicero's zweiundzwanzigstem Brief des neunten Buches an die Freunde vertheidigt Paeto die Ansicht der Stoiker, die nichts an sich für obscön halten, sondern jede Sache beim rechten Namen nennen, indeß Cicero vielmehr sich für Plato's Schen und Verdecktsprechen über solche Gegenstände erklärt. Daselbst liest man: „Aber anständig kann man die Coleer von Lanuvium erwähnen, nicht anständig die von Eliternum. Wie? Dieselbe Sache ist also bald anständig, bald unverschämt?" Das Wortspiel, welches die Worte Colei und Cliternini wegen ihres Zusammenhanges mit colus und clitoris in sich schließen, konnte den gelehrten Erklärern nicht entgehen: nur weichen sie darin von einander ab, daß Ernesti colei klein schreibt und es für gleichbedeutend mit cullei, Säcke aus Leder, auffaßt, „die vortrefflich in Lanuvium gemacht und von da nach Rom gebracht wurden;" Manutius dagegen das Wort colei groß schrieb und annahm, zu Lanuvium habe es eine Familie der Coleer gegeben, zu Eliternum nicht, eine Auffassung, die Facciolati noch dahin modificirt, daß er in Lanuvium eine angesehene Familie der Coleer, in Eliternum keine solche voraussetzt.

Inwieweit diese letztere Ansicht die richtige sei, ergibt sich erst aus sorgfältiger Prüfung sowol des Familiennamens Colei, als der Städtenamen Lanuvium und Eliternum. Denn ehe der Name Colei sich zu der Anspielung darbot, hatte er offenbar seinen einfachen und ernsten Sinn, entsprechend unserm Spindler, indem er nur von colus (Spindel) sich herleiten läßt. So gewiß aber die Spindel auf spinnen hinweist, so un=

leugbar führt der lateinische Stadtname Lanuvium auf lana (Wolle) zurück und bezeichnet Wollstadt. Deren Einwohner, so lehren uns schriftliche und bildliche Zeugnisse, beteten als Hauptgöttin eine Juno an, die den Beinamen Ziegen-, auch Wollgöttin, Caprotina und Lanuvina, führte: hiermit im Einklang diente dem Standbild ihres Tempels ein Ziegenfell zur Bekleidung, dessen Kopf statt Helm der Göttin Haupt bedeckte.[3]) Erwägen wir, daß das Ziegengeschlecht die Wolle gibt, so überrascht uns ein unverkennbarer Zusammenhang zwischen dem eigenthümlichen ziegenfellbekleideten Standbild dieser Juno Lanuvina, dem Namen der Stadt Lanuvium und dem der angesehenen Familie der Spindler (Colei) daselbst. Bei diesem letzteren Namen dürfen wir indeß nicht außer Acht lassen, daß die Spindel das bekannte Attribut derjenigen Göttinnen bildet, welche den Lebensfaden der Sterblichen spinnen, daher der Sänger Olen die älteste der Schicksalsgöttinnen, die Geburtshelferin, Eileithyia, höchst sinnig als gute Spinnerin (εὔλινος) anrief. Denn gerade dieser, der Niederkunftsgöttin Eileithyia inwohnende Grundgedanke einer das Lebensloos des Neugeborenen anspinnenden Göttin erklärt uns, warum in den Städten, welche von der Ziege, Wolle und dem Spinnen benannt sind, in Hellas wie in Latium, Ilithyia eines besonderen Cultus sich erfreute.

Deshalb kann es unmöglich als Werk des Zufalls gelten, wenn in der achäischen Stadt Ziegingen (Αἴγιον) die Göttin Ilithyia nicht blos ein ehrwürdiges Heiligthum besaß, sondern auch als Tempelstatue durch einen langen, von Kopf bis zu den Füßen herabwallenden Schleier[4])

sich auszeichnete, da dieser Schleier, πέπλος, offenbar auf Wollspinnerei und Weberei hinweist. Eine gleiche Erscheinung wiederholt sich in einer anderen achäischen Stadt, deren Name Pellene das Wort spinnen, πέλω (filer der Franzosen und unser Filz für πῖλος) sowol, als das des Schaffelles, pellis, in sich schließt, im Einklang mit der Preisvertheilung wollener Tuniken an die Sieger der daselbst gefeierten Hermäen, und die überdies wie Aegium, einen Tempel der Eileithyia besaß.[5]) Allein interessanter ist für uns eine arkadische Stadt, in welcher Pausanias[6]) ebenfalls ein Heiligthum der Ilithyia bezeugt, die der Kleitores, insofern ihr Name mit Κλέω und Κλωϑώ die Spinnerin zusammenhängt. Denn diese griechische Stadt der Kleitoren trägt offenbar denselben Namen, wie die lateinische der Cliterner, und wirft ein unerwartetes Licht auf die Stelle des Cicero, indem sie den innern Zusammenhang zwischen der Familie Spindler und Spinnstadt Cliternum nachweist.

Indem ich für die Stelle des Cicero in Bezug auf die Colei von Lanuvium und Cliternum hiemit einen erschöpfenden Commentar zuerst zu liefern glaube, erlaube ich mir zur Begründung dieser meiner Erklärung noch eine andere Stelle desselben Autors, deren Spitze die bisherigen Herausgeber nicht ahndeten, Ihrer Aufmerksamkeit zu empfehlen. Sie steht bei Cic. de Orat. II, 69 und lautet: „Auch das ist schön, wonach der, welcher es gesagt, lächerlich gemacht wird in derselben Art, wie er es gesagt hat: so, als der gewesene Consul Q. Opimius, der als zarter Jüngling einen schlechten Ruf genossen, einen lustigen Menschen Egilius, der allzuweich schien,

aber es nicht war, angeredet hatte: was willst Du, meine Egilia, wenn Du zu mir kommst mit Spindel und Wolle? erwiderte dieser: Nein, beim Pollux, ich wage es nicht, denn die Mutter hat mir verboten, den im Ruf stehenden Frauenzimmern nahe zu treten."

Daß Egilius, Egilia, wie Egeria aus dem Griechischen herzuleiten, mit αἴξ, Ziege, zusammenhängt und daher richtiger Aegilius, Aegilia zu schreiben, werden Sie mir gern zugestehen, auch ohne daß ich αἰγίλιψ einen von Ziegen unerreichbaren Fels, aegilops eine Augenkrankheit der Ziegen, αἴγιλος ein den Ziegen angenehmes Kraut, und αἴγυλις Keuschlamm, λύγος, agnus castus zu Hilfe rufe. Die unmittelbare Folge davon ist aber, daß in der Stelle des Cicero der Witz nicht blos auf die Anrede des Aegilius als Aegilia wegen seines weiblichen und weibischen Ansehens sich beschränkt, sondern auch in manchen anderen, bisher unbeachteten Worten dieser Stelle sich kund gibt. Vergegenwärtigen wir uns, daß hier von Aegilius und Aegilia, d. i. Herr und Fräulein Ziegner, die Rede ist, so gewinnt das zur Charakteristik derselben gesetzte Beiwort weich, mollis, an Bedeutung, insofern dasselbe die Eigenschaft für die Wolle, die ja von der Ziege kömmt, bezeichnet, und scheint absichtlich hier statt weibisch (effeminatus) oder ein ähnliches gebraucht zu sein. Noch unmittelbarer aber tritt der Zusammenhang zwischen Ziege und Wolle in den mit „Was willst Du, meine Aegilia" beginnenden Worten hervor, welche Fräulein Ziegner mit Spindel und Wolle, statt mit Lyra, Spiegel, Schmuckkästchen oder sonstigem Frauengeräth ankommend schildern.

Hieraus entnehme ich, daß dieser Stelle des Cicero dieselbe Namensanspielung zwischen Ziegner (Aegilius, Aegilia), und Spindel (colus) und Wolle (lana) zum Grunde liegt, welche wir kurz vorher bei den Spindlern (colei), der Wollstadt (Lanuvium) und der Spinnstadt (Cliternum) entdeckten.

Ebenso verbirgt des Aegilius Antwort an Q. Opimius nicht blos ein Wortspiel darin, daß er denselben ebenfalls zu den Frauen zählt, und zwar mit Hinblick auf seinen schlechten Ruf in zarter Jugend mit den verrufenen (famosae) Frauenzimmern vergleicht, wobei sich die Erklärer bisjetzt beruhigen, sondern es muß noch hievon unabhängig in dem Namen Opimius eine Berechtigung für den Vergleich mit famosae verborgen liegen, die dem Witz der Attribute Spindel und Wolle als Anspielung auf den Namen Aegilius nicht nachsteht. Diese finden wir ohne große Mühe, sobald wir auf den Sinn des Namens Opimius tiefer eingehen und uns klar machen, daß er fett, reich bedeutet, weshalb spolia opima auch Siegesbeute bezeichnen. Weit entfernt, der famosae bisher als meretrices anerkannte Bedeutung im geringsten anzuzweifeln, gewinnen wir vielmehr für dieselbe eine um so gewichtigere Begründung, sobald wir unsere Auffassung des Namens Opimius zu ihren Gunsten benutzen: denn daß die Fülle des Körpers einerseits und die Bereicherung und Beutemacherei andererseits die Berüchtigten des Alterthums wie aller Zeiten vorzugsweise charakterisiren, bedarf keines Beweises, und somit tritt die specielle Beziehung zwischen Opimius und Famosae wol zur Genüge ans Licht.

Diesen beiden Beispielen aus dem Alterthum,

deren allzulangen Commentar der geneigte Leser entschuldigen möge, erlauben Sie mir jetzt zwei entsprechende Beispiele gegenüberzustellen, von einem neueren Classiker entlehnt, aus dessen „Reise durch Deutschland" bei Gelegenheit seines Aufenthaltes in unserer Residenz: „Von Raumer habe ich leider nicht angetroffen: er durchmißt wieder weite Räume und bereist jetzt Nordamerika."

Diese Gattung Wortspiel zwischen Namen und Beruf, Charakter oder Thätigkeit des Individuums, kömmt der zweiten Stelle des Cicero, auf Aegilius und Opimius bezüglich, ziemlich nahe. Nichtsdestoweniger erfordert die Stelle des alten Classikers einen längeren und gründlicheren Commentar, während die des neueren desselben überhebt. Den großen Unterschied zwischen Alterthum und Neuzeit veranschaulicht uns aber erst recht lebhaft die zweite Stelle des modernen Schriftstellers im Vergleich zu der ersten des Cicero: „Einer besonders gastfreundlichen Aufnahme erfreute ich mich bei den verschiedenen Gliedern der Familie Beer, einer der angesehensten in Berlin."

Dürfen wir hier von Seiten des Verfassers ein Wortspiel voraussetzen zwischen dem Eigennamen Beer und dem Stadtnamen Berlin? oder dürfen wir nach dem Vorbild von Lanuvium, das die angesehene Familie der Colei ans Licht rief, annehmen, weil die Stadt Berlin einen Bären als Stadtwappen gebraucht, gehöre daselbst die Familie Beer zu den bekanntesten? wogegen nicht blos die vielen Wolf, die unsere Residenz zu ihren Einwohnern zählt, protestiren werden, sondern auch die erhebliche Zahl der Beer beiderlei Geschlechts, denen man in anderen Städten Deutschlands begegnet, zu zeugen vermöchten.

Hieraus folgt, daß Vieles, was im Alterthum noch eine ernste Bedeutung und tieferen Sinn in sich schließt, welche erforscht zu werden verdienen, mit der Zeit diesen gänzlich verlor und völlig zum Spiel von Willkür und Zufall herabsank.

---

1) Abh. d. königl. Akad. d. Wiss. 1840. 1841.

2) Ebendas. 1839.

3) S. meine Terrakotten des königl. Museums zu Berlin, Tafel X, S. 32—42.

4) Paus. V, 23, 5.

5) Ib. VIII, 21, 2. Sch. Pind. Olym. VII, 156.

6) L. VIII, 21. 2.

Achter Brief.

Panofka an Raumer.

---

31. Mai 1850.

Wie wenig aber auch in der Neuzeit die Namen der Personen und Städte zu tieferer, erfolgreicher Untersuchung gleich denen der Alten sich eignen, so darf man doch das Erforschen der Sitten und Feste der Neuzeit nicht auf gleiche Weise als unersprießliches Geist- und Witzspiel ansehen und verschmähen, da auf diesem Gebiete, namentlich bei Festen, Formen und Ideen des Alterthums sich oft wunderbarer Weise durch Jahrtausende erhalten haben, ohne daß die Gläubigen unserer Zeit deren heidnischen Ursprung und Geist im entferntesten ahnden. Nur ein Beispiel hievon sei mir anzuführen vergönnt.

Wenn in Rom alljährlich an dem Festtage des heiligen Antonius der Priester in feierlichem Ornat die ihm vor den Altar geführten bekränzten Esel mit Weihwasser besprengt und mit andächtiger Miene einsegnet, so dürften unter den Tausenden von Zeugen dieses Schauspiels, aus den verschiedensten Weltgegenden zusammengeströmt, nicht gar viele sich bewußt sein, daß diese Sitte von dem römischen Vestafest ihren Ursprung entlehnt. Diese, eine Erd-

und Feuergöttin nämlich, wäre einst, an der Erde schlummernd, der Ueberraschung des liebedurstigen Gartengottes ausgesetzt gewesen, wenn nicht ein lauter Schrei des angebundenen Silenthiers die Göttin noch bei Zeiten erweckt und zu rascher Flucht veranlaßt hätte. Zum Dank für die durch dieses Thier gerettete Unschuld wurden an dem Feste der Vesta die Esel mit Rosenkränzen geschmückt und reichlich mit Speise und Trank versehen, wie Ovid. Fast. VI, 310—348 anmuthig und umständlich beschreibt und pompejanische Wandgemälde veranschaulichen. Daß diese Eselceremonie des Vestafestes sich wirklich in der heutigen Einsegnung der blumengeschmückten Esel treu erhalten hat, läßt sich schon an dem Heiligen wahrnehmen, dessen Charakter mit den Einzelheiten des antiken Mythos wohl übereinstimmt.

So als die Spener'sche Zeitung über die neu zu bauende katholische Kirche hieselbst, die gleichzeitig für den Gottesdienst des katholischen Theils der Garnison bestimmt ist, berichtete und mit kühner, schwer zu erweisender Belehrung hinzufügte, sie werde St. Michaelskirche heißen, um so passender, als dieser Heilige ja auch der Schutzpatron der Krieger sei, wogegen der heilige Georg feierlichen Protest einlegen kann: vermochte ich eine innere Befriedigung nicht zu unterdrücken bei dem Bewußtsein zu den Wenigen zu gehören, welche ihre mythologische und archäologische Forschung zur Entdeckung des Urtypus des heiligen Michael auf Grund und Boden griechischer Götterlehre hinleitete. Es gelang mir nämlich, für diesen heidnischen Dämon nicht blos entsprechenden Namen und Charakter mit den dem heiligen Michael wirklich beigelegten Eigenschaften vollkommen in Einklang

zu finden, sondern auch, was jeden Zweifels überhebt, eine Kunstdarstellung des griechischen Dämon auf antiken Bildwerken nachweisen zu können, die mit der Auffassung des heiligen Michael in der christlichen Malerei die größte Aehnlichkeit verräth.

Die zweite Seite des antiken Lebens, die beim Lesen der Alten gewöhnlich unbeachtet bleibt, begreift die Kunst. Zwar pflegen die Philologen, so oft Bildwerke mit alten Künstlernamen in der schriftlichen Litteratur vorkommen, die chronologische Untersuchung, in welche Zeit sie fallen, sich nicht verdrießen zu lassen, so wenig als die Kunstfreunde und Archäologen gegenüber den erhaltenen Bildwerken der alten Kunst sich der ästhetischen und kunstgeschichtlichen Untersuchung, die in lebhafter Bewunderung oder Geringschätzung im Allgemeinen und in Feststellung des entweder großartigen, oder schönen, oder zierlichen Styls sich äußert, zu entziehen pflegen. Allein das Bewußtsein, daß für die meisten Fragen, die sich auf das Leben der Alten in den verschiedensten Richtungen beziehen, Niemand kürzer und genügender Bescheid zu geben vermag als die alte Kunst, dies Bewußtsein lebt leider nur in einer sehr kleinen Zahl Alterthumsforscher, und diesem Uebelstand muß man es vorzüglich zuschreiben, daß die Ausgaben der alten Schriftsteller trotz ihrer Menge, Dicke und Kostbarkeit, doch den denkenden lichtsuchenden Leser jeden Augenblick in dieser Hinsicht im Stich lassen.

Zum Beweis meiner anmaßend scheinenden, aber nur harte Wahrheit aussprechenden Behauptung, wähle ich die in Ihrem ersten Brief erwähnten Stellen des Xenophon. Hinsicht des ersten Kunststücks (c. II, 7 u. 8)

theile ich zwar Böckh's Ueberzeugung, daß nur von Reifenspiel mit Stäbchen die Rede ist, wie es Vasenbilder und Gemmen uns in den Händen des Eros [1]), Ganymed, Pelops und anderer Knaben deutlich veranschaulichen, aber auch die Ueberraschung und Bewunderung der griechischen Theilnehmer des Gastmahls, indem das im Tanzen in die Höhe Werfen von zehn bis zwölf Reifen und geschickt Wiedereinfangen derselben in der That ans Unbegreifliche grenzt.

Die Stelle aber verdient noch aus einem andern Grunde eine ernstere Beachtung als ihr bisher zu Theil ward, indem sie an einer Lücke krankt: denn vor der auftretenden (ἐφεστηκυίαν) ist offenbar ein Wort ausgefallen, worauf sie getreten war, das also eine Erhöhung bezeichnen mußte. Denn daß sie nicht auf gleicher Fläche mit den Zuschauern tanzte, lehrt schon der Umstand, daß ihr einer die Reifen heraufreichte, (ἀνεδίδου). Das ausgefallene Wort dürfte daher entweder ein länglicher Tisch (τραπέζα) sein, wie wir einen solchen auf einer Komödienvase finden, mit einem Tänzer und begleitenden Musiker darauf, oder ein aufgespanntes Seil.

Das zweite Kunststück der Tänzerin, das auf dem Kopf stehen und Radschlagen (τροχοὺς μιμεῖσθαι, c. II, 23) bedarf keines Commentars. Was das dritte Kunststück anbelangt (c. II, 11), nämlich daß ein Kreis oder Reifen mit Schwertern gebracht wurde, deren Spitzen man nach oben gerichtet sah, während ihre Griffe in gehöriger Entfernung von einander in dem Reifen eingefügt waren: so schlug die Tänzerin keck ihre Purzelböcke über die drohenden Schwerterspitzen hinweg in das

Centrum dieses Kreises hinein und wieder hinaus, ohne sich zu verwunden. Das Neapler Museum [2]) besitzt ein Salbgefäß mit dem Bild einer solchen Tänzerin, die über drei in die Erde gepflanzte Schwerter dies Kunststück versucht. Zu näherer Bezeichnung der Radschlägerin erblickt man über den drei Schwertern oberhalb zwei Bälle, gleich Rädern gezeichnet, und in ihrer Mitte ein Herz. Dasselbe Kunststück zeigt ein unedirtes, in Ruvo ausgegrabenes, zweihenkliches Gefäß des königl. Museums zu Berlin (Nr. 1454), nur daß die Tänzerin einen langen Unterrock (χιτών), der beim Radschlagen sich natürlich erhebt, zur Bekleidung des Unterkörpers trägt, während ihre Kunstgenossinnen meistens völlig unverhüllt, die Schaam mit breitem Gürtel verdeckt, auftreten. Mit minderer Gefahr schießt auf einer Vase im Louvre [3]) eine gleiche Tänzerin ihre Purzelböcke erst über einen viereckten Tisch und dann über eine in geringer Entfernung stehende Fußbank. Oberhalb hängen zwei Handpauken, mitten eine lange Perlschnur mit Quaste, sämmtliche Gegenstände offenbar zur Andeutung der Scene.

Das schwierigste Kunststück aber, welches mit Recht Ihre Einbildungskraft anregte, und das College Böckh mit einem fin de non recevoir von der Hand weist, muß, wenn auch Sokrates hier es wirklich nicht zur Ausführung kommen ließ, dennoch meines Erachtens ausführbar gewesen sein. Den Ihnen schon vorschwebenden Gedanken, daß sie in einem Rad drin stehe, und während dasselbe seinen Kreislauf mache, schreibe und lese, hegte auch ich anfangs, bestärkt theils durch die Bildwerke, welche den Ixion sowol als den Prometheus an ein Rad geschmiedet uns vorführen, genau entsprechend den Worten Lucian's

(Deor. Dial. VI.): „der Unglückliche wird ans Rad angebunden, mit ihm herumgetragen werden," theils durch die griechischen Ausdrücke ἐπὶ τροχοῦ στρεβλοῦσθαι, ἕλκεσθαι, wo Schneider's Lexikon ein Marterinstrument versteht, „worauf der Angeklagte gelegt ward, wie ein Rad gestaltet," statt einfach an ein aufs Rad Flechten zu denken. Allein die specielle Anführung der nicht vergleichshalber gesetzten, sondern wirklichen Töpferscheibe (τροχός τῶν κεραμεικῶν) überzeugte mich, es könne hier so wenig von einem Rad, als von einem Reifen die Rede sein, sondern nur von einer Töpferscheibe aus gebranntem Thon, die mit dem Rad die runde Form und Bewegung gemein hat, sonst aber eine volle Fläche von mäßiger Dicke, gleich dem Discus mit runder Oeffnung in der Mitte besitzt.

Die Maschine aber, mit deren Hilfe die irdenen Gefäße im Alterthum gearbeitet wurden und die Xenophon mit dem Namen τροχὸς τῶν κεραμεικῶν bezeichnet, glich der noch heutzutage von unsern Töpfern gebrauchten. Sie enthielt zwei Scheiben (daher der Plural τῶν κεραμεικῶν) in horizontaler Richtung und bestimmter Entfernung angebracht, die dem Fußboden nahe von weit größerem Umfang; beide haben mitten eine Oeffnung, durch welche ein Stab senkrecht sich erhebt. Während der Töpfer auf hoher Bank vor dieser Maschine sitzt, dreht er mit dem Fuß die tiefere Scheibe fortwährend im Kreis herum (Hesych. v. ποδοτρόχαλος) und bewirkt zugleich die Kreisbewegung der oberen kleineren Scheibe, an der das Gefäß geformt wird. Demnach kann das Kunststück der Tänzerin nur darin bestehen, daß sie, während ein Mitglied dieser Tänzergesellschaft die tiefere Scheibe

herumdreht, sie zugleich auf der höheren kleinen Scheibe sich befindend mit herumgedreht wird und im Tanzen schreibt und liest. Sie hielt ohne Zweifel in der Rechten einen Griffel, in der Linken aufgeschlagene Täfelchen, ähnlich der Muse der Geschichte auf Bildwerken verschiedenster Kunstgattung. Sie werden vielleicht nicht ohne Interesse vernehmen, daß Ihre Bedenken und Vermuthungen zu dieser xenophontischen Stelle schon bei einer sehr sinnesverwandten römischen Stelle von verschiedenen Gelehrten ausgesprochen wurden, und gestatten mir wol, dieselbe, insofern sie auf die griechische ein neues Licht wirft, hier in der Kürze zu berühren. Cicero Pis. 10: „Da Deines Collegen Haus von Gesang und Cymbeln erscholl und er selbst unbekleidet beim Gastmahl tanzte, wobei er nicht einmal dann, wenn er jenen seinen Tänzerkreis drehte, vor dem Rad der Fortuna sich fürchtete." Manutius u. A., sich stützend auf Arnobius II, p. 73, wo von einem, der seine Tänzerkreise drehte, die Rede ist, verstehen es vom Radschlagen. Allein mit größerem Recht ließe sich wegen des Plurals und der Bedeutung von orbis für Reifen, an jenes complicirte Reifenspiel der xenophontischen Tänzerin denken, das im Hochwerfen und umgekehrt Herabfallen derselben bestand. Eine dritte abweichende Meinung der Erklärer äußert sich: „in einer gewissen Tanzgattung habe es eine runde Maschine gegeben, welche die Tanzenden antrieben und zum Umdrehen brachten." Hieran schließt sich als vierte Ansicht die Forcellini's: „es wäre nicht absurd, wenn man unter orbis saltatorius das cymbalum, die Cymbel, verstände." Bei solcher Auffassung wäre doch an das Tamburin, tympanon, zu denken gerathener.

Daß den alten Classikern auch neue sich ebenbürtig zur Seite stellen dürfen, bei denen fast jedes Wort zum Denken und Erklären dringend auffordert, beweist neben der reichhaltigen Goethelitteratur vor allem der an tiefen Ideen unerschöpfliche Dante.

Bei der dankbaren Anerkennung, die Sie und Böckh den classischen Schriftstellern als unermüdlichen Ideenweckern widmen, thut es mir leid, daß kein Wort des Lobes für eine Classe von Individuen abfällt, ohne welche die Classiker weder ihr hohes Ansehen, noch ihren mächtigen Einfluß zu gewinnen vermöchten. Ich meine die classischen Leser, eine fast noch seltenere Vogelart als die classischen Schriftsteller selbst: darunter verstehe ich solche Leser, welche jede Stelle eines Autors in dem Sinne auffassen, welchen dieser beabsichtigt. Sofern es aber schwieriger ist, sich in fremde Verhältnisse hineinzuversetzen und in die Denkweise eines Andern einzugehen, als selbständig glückliche Ideen zu erzeugen und mitzutheilen, um so weniger darf es Wunder nehmen, wenn solche Musterleser fast noch mehr mit der Diogeneslaterne zu suchen sind, als die Musterschriftsteller selbst. Daher ließ es sich wol denken, es ginge an dem Horizont der Litteratur früher ein zweiter Jean Paul auf als der ursprüngliche seinen ersten vollkommenen Leser gefunden hätte. In dies Kapitel gehört auch die allzuwahre Bemerkung in Ihrem vierten Brief, daß in einer Schrift Dasjenige, was uns die ernsteste Ueberlegung und größte Mühe gemacht, nämlich die geeignetste Anordnung des Stoffs zu leichter und klarer Uebersicht, selten zum Bewußtsein, geschweige denn zu dankbarer Anerkennung des Lesers gelangt. Wie häufig werden,

weil wir Deutsche der schwerfälligen, doctrinairen Vortragsweise wissenschaftlicher Gegenstände erst nach und nach uns entwöhnen, selbständige und folgenreiche Forschungen, sobald sie in leichter, gefälliger Form ans Licht treten, entweder völlig überhört und übersehen, oder mit Hohnlächeln als leichtfertig aufgenommen!

Nach einem Leser, wie Pindar ihn an Böckh gefunden, schmachten Homer und die Tragiker noch immer vergeblich, obwol der Reichthum der Erklärungslitteratur dieser Dichter bereits so angewachsen ist, daß deren Anschaffung allein einen gewissen Reichthum des Lesers voraussetzt.

Wenn ich aber Böckh als den ersten Leser des Pindar nenne, wie Latour d'Auvergne als le premier Grénadier de France bezeichnet ward, so geschieht dies, weil zwischen einem so vollkommenen Leser und dem Herausgeber im Wesen kein Unterschied obwaltet, sondern Herausgeber und Vorleser (Professor) nur darin vom Leser abweichen, daß die Bemerkungen, welche der Letztere für sich macht, von den beiden Ersteren schriftlich oder mündlich dem größeren Publikum anvertraut werden.

Ein anderes Beispiel eines vollkommenen Lesers bietet in Bezug auf die Gemälde- und Statuenbeschreibungen der Sophisten Philostratus und Kallistratus der Herausgeberbund von Fr. Jacobs und F. W. Welcker, von denen der Erstere die philologische, der Letztere die archäologische Erläuterung ebenso gewissenhaft als erfolgreich übernahm.

Wie aber der kostbarste Spiegel vom hellsten und reinsten Krystall erst zur wahren Geltung gelangt, wenn sich eine menschliche Gestalt, zumal eine schöne, darin

beschaut: so erscheint auch jeder classische Schriftsteller erst in seinem vollen Werth und Glanz, wenn ein classischer Leser sich seiner bemächtigt.

---

1) Passeri Pict. vasc. T. CLVI, und meine Bilder ant. Leb. X, S.
2) Mus. Borb. VII, LVIII, 41. Bilder ant. Leb. XII, 4.
3) Millin Peint. d. Vas. II, Pl. LXXXVIII, 4. Bilder ant. Leb. XII, 5.

Neunter Brief.

Raumer an Böckh.

30. December 1849.

In einem meiner vorigen Briefe machte ich darauf aufmerksam, daß die Anordnung, die Disposition, eines geschichtlichen oder dichterischen Werkes von höchster Wichtigkeit sei, aber oft (sofern sie gelungen) als durchaus natürlich kaum bemerkt werde. Fehlt indeß jene Anordnung, so entsteht daraus eine solche Unzahl verdrießlicher Mängel, daß sie gar nicht ungerügt bleiben können. Zum Beweise nenne ich einen Schriftsteller, über den Sie bereits ein strenges Urtheil gefällt haben — den Pausanias!

Ob er aus Kappadocien gebürtig war, oder nicht, gilt mir gleich; wie man aber hat streiten können, ob er den Herodot oder Thucydides nachgeahmt habe, ist kaum begreiflich. Mögen einige sprachliche und grammatische Formen (die ich aufzufinden und zu beurtheilen außer Stande bin) an den Einen oder den Andern erinnern; in allen wahrhaft wichtigen Dingen hat er mit ihnen gar keine Aehnlichkeit.

So fehlt bei ihm jede verständliche, übersichtliche, erläuternde Anordnung. Anstatt z. B. über Lage und

natürliche Verhältnisse Attikas auch nur das Unentbehr=lichste beizubringen, nennt er gleich anfangs ganz ver=einzelt zwei Vorgebirge, begibt sich dann in die Stadt, schweift ab zu Einschiebseln aller Art über Gallier, Ae=gypter u. s. w., erwähnt hierauf einige Flüsse, an anderer Stelle einige Berge, noch später einige Inseln u. dergl. Genug, es ist unmöglich nach Pausanias' Beschreibung irgend ein deutliches Bild von Attika oder Athen zu gewinnen. Wenn ihm die historische Kunst des Herodot und Thucydides zu fern, oder zu hoch lag, so hätte er doch aus Strabo das Nöthige lernen können. Und wie leicht war in der That, bei seiner einfach gestellten Auf=gabe, eine Charakteristik der einzelnen (unter sich so verschiedenen und eigenthümlichen) Landschaften Grie=chenlands.

Wendet man ein: Pausanias habe sich in seiner Beschreibung Griechenlands dies Ziel gar nicht vorgesteckt, sondern nur die vorhandenen Kunstwerke (auf eine aner=kannt sorgfältige und genaue Weise) aufzählen und beschrei=ben wollen; so läßt sich entgegnen, daß auch hier leitende Grundsätze und eine gewisse Ordnung unentbehrlich sind. Beides aber vermisse ich, selbst unter dieser Beschränkung seiner Aufgabe. Er wandert durch Athen, aber wer lernt aus seinem Buche, ob rechts oder links, östlich oder westlich? Wer bekommt einen lebendigen Eindruck von der Akropolis, den Propyläen, den Tempeln? Gewiß ist die Physiognomie eines Landes und die Lage einer Stadt nicht gleichgültig; sie gehören weit mehr zu einer Beschreibung Griechenlands, als sehr viele Abschweifun=gen und Einschiebsel.

Behauptet man aber, daß die Kunstwerke der Bild=

nerei und Malerei vor allem Anderen den Pausanias angezogen hätten, so steht dies nicht bloß im Widerspruche mit den soeben erwähnten Abschweifungen; sondern es fehlt auch genügende Kunde über die allmälige Entwickelung der Kunst, über die Aufeinanderfolge und die Schulen der Künstler, sowie über den Charakter der einzelnen Meister. Welche Masse der erfreulichsten Belehrungen würden wir in dieser Beziehung besitzen, wenn damals ein Mann wie Winkelmann Griechenland bereiset hätte. An und für sich lag es so nahe und war so möglich eine Kunstgeschichte, wie eine Staatsgeschichte zu schreiben.

Ich leugne keineswegs, daß wir allein durch Pausanias über unzählige Dinge und Personen ungemein lehrreiche Auskunft erhalten; dieser Gewinn hat aber andererseits sehr natürlich auch zu Abwegen verlockt. Jede unbedeutende Einzelnheit, jeder Name, jede unverständliche inhaltlose Andeutung gab Veranlassung zu haarspaltenden Untersuchungen, überkünstlichen Combinationen, überkühnen Zusätzen und Auslegungen. Ganze Systeme spekulativer Mythologie sind auf diesem schmalsten Grunde, ja man möchte sagen in der Luft aufgeführt, und den ältesten Griechen eine Sophistik von Symbolen, Mysterien und Allegorien beigelegt worden, die ihrer Natur gewiß fremd war. Ich hoffe mit Bestimmtheit, daß unser Freund Panofka durch einen Commentar zu Pausanias erst das rechte Licht anzünden und das wahre Verständniß eröffnen wird.

Jene Behandlungsweise (welche mit ihren physischen, astronomischen, mystischen, dichterischen, geschichtlichen Deutungen unerfreulich selbst bis in die dichterischen

Kreise unserer Zeit eingedrungen ist) hat Manchen den Gedankenreichthum griechischer Mythologie so verleidet, daß sie (ebenfalls einseitig) nichts sehen und berücksichtigen wollen, als die Schönheit der Formen.

Jener ersten Schule gegenüber hätte man (abgesehen von allem sonstigen Inhalte) Grund, die Einfachheit des Christlichen unbedingt vorzuziehen, wenn nicht viele Heiligengeschichten auch ihre großen Schattenseiten hätten, und die theologische Dogmatik in manchen Abschnitten ebenso verkünstelt wäre, als jene gemachte griechische Mythologie.

Was im Homer lebendig, ursprünglich ist, was wir freudig und gläubig annehmen ohne zu kritteln, zu drehen und zu deuteln, dieser Reichthum von Blumen und Früchten, ist in vielen Mythographen zu begrifflich abgezogenem Spiritus geworden. Selbst Apollonius von Rhodos ist nach Sprache, Form und Inhalt erkünstelt; die Personen werden nicht lebendig und die mythologische Gelehrsamkeit fällt zur Last, statt zu ergötzen und zu belehren.

Zehnter Brief.

Raumer an Böckh.

Kein Mensch kann weniger Anlage haben als ich, die Feinheiten der Grammatik und Metrik fremder Sprachen zu begreifen; und dennoch verführt mich einige Kenntniß der Musik bisweilen (so in meinem Aufsatze über Euripides) bis an das Metrische wenigstens hinan zu streifen; dann jedoch nicht vorlaut zu entscheiden, sondern bescheiden zu fragen.

So finde ich zwei Stellen in der Schrift des Dionysius von Halikarnaß de compositione verborum, über welche ich von Ihnen Belehrung erbitte. Es heißt daselbst (c. 11, S. 64 der reiskischen Ausgabe), wenn ich den Sinn treffe: Die Prosa thut dem Zeitmaße der Wörter keine Gewalt an, noch stellt sie dasselbe um; sondern wie sie die Sylben empfängt, lang oder kurz, so bewahrt sie dieselben. Rhythmik und Musik hingegen verändern die Sylben durch Minderung oder Mehrung, so daß sie oft bis ins Entgegengesetzte übergehen. Es müssen sich nämlich die Sylben nach der Zeit, und nicht die Zeit nach den Sylben richten.

Mit Rücksicht auf die jetzigen Verhältnisse möchte ich unterscheiden:

1) Die prosodische Behandlung [1]), wo das quantitative Verhältniß der Kürze und Länge der Sylben immer nur wie eins zu zwei bleibt (1̮ 2̱), und weder darüber hinausgehen kann (etwa eins zu drei u. s. w.), noch in kleinere Bruchtheile (etwa eins zu 1½ u. dergl.) zerlegt wird. Die indische Methode, wo man bei angeblich festem Sylbenmaße, lange und kurze Sylben nach Willkür hinstellen darf, hebt in Wahrheit alles Zeitmaß auf.

2) Die Rhythmik erlaubt das Verhältniß von eins zu zwei zu überschreiten, und ebenfalls die ganzen Ziffern in Bruchtheile aufzulösen (so in unsern freien Recitativen); sie ist aber

3) wesentlich von derjenigen Musik verschieden, welche mit dem Takte ein ganz neues, hindurchgehendes, eigenthümliches Maß hinzufügt.

Was also Dionysius von der Prosa behauptet, scheint mir ebenfalls gültig für die Prosodie: denn auch diese darf die Kürzen nicht in Längen und die Längen nicht in Kürzen verwandeln. Diese Freiheit beginnt erst bei der musikalischen Rhythmik, und verbleibt auch der höheren Musik; obgleich sich diese außerdem gern dem förderlichen Gesetze des Taktes unterwirft, und so mehre Glieder oder Sätze, als größere, ähnliche, correspondirende Einheiten betrachtet und behandelt.

Wenn, wie Dionysius berichtet (c. 19, S. 131) Stesichorus und Pindar größere Perioden bildeten, welche aus mannigfaltigen Gliedern bestanden, so behielten doch die Sylben beim bloßen Skandiren das Verhältniß einfacher Längen und Kürzen (1:2), sobald nicht ein eigentlich

musikalisches Element hinzutrat, welches zunächst in die Rhythmik hineinführte.

Die Sache wird deutlicher (oder dunkeler) durch eine andere Stelle des Dionysius (c. 15, S. 88), wo er, meines Erachtens, sagt: daß eine lange Sylbe durch Hinzufügung von Consonanten quantitativ nicht länger werde (σπλην gleich η), wenn auch für die Aussprache jenes Wortes prosaisch mehr Zeit erfordert wird, als für dieses. Dasselbe gilt umgekehrt, wenn von einer ohnehin kurzen Sylbe Consonanten hinweggenommen werden. Dionysius weiset eine nähere Untersuchung über die Gründe dieser Erscheinungen und Verhältnisse von der Hand und meint: es genüge zu bemerken, daß unter langen und kurzen Sylben für Prosa und Poesie noch Unterschiede stattfinden. Wenn indessen dort die natürliche, längere oder kürzere Aussprache stattfindet, so stellt sich die Sache hier doch wol insofern anders, als das Grundmaß von eins und zwei prosodisch deshalb nicht geändert wird, und man sich mit der Aussprache so gut als möglich durchhelfen, oder zur Rhythmik aufsteigen muß.

σπλην ist prosaisch (quantitativ) nicht länger wie η und immer nur das Doppelte, nie das Dreifache oder Vierfache einer kurzen Sylbe; rhythmisch und musikalisch könnte ich dagegen η eine halbe Taktnote lang aushalten und σπλην als ein Sechzehntel behandeln, oder auch einer kurzen Sylbe viel mehr Zeit zuweisen, als einer längeren.

Zu der Quantität der eins und zwei, dem taktlosen Rhythmus und der nach Takten abtheilenden Musik, tritt noch zweierlei einwirkend und bestimmend hinzu. Erstens hohe und tiefe Töne. Beide können lang oder kurz sein; aber von Natur und zu Folge der Ton-

schwingungen erlauben die höheren Töne eine raschere Bewegung, ein schnelleres Zeitmaß und kürzere Noten, als der zu größerer, gewichtigerer Langsamkeit angewiesene Baß. Selbst beim Sprechen ist, wenn die Stimme sinkt, mehr Zeit erforderlich, als wenn sie zu höheren Tönen ansteigt. Zweitens gehört selbst zur prosodischen Rede ein davon unabhängiges Zeitmaß, oder eine schnellere oder langsamere Gesammtbewegung, welche das gegenseitige Verhältniß der einzelnen Sylben, Worte und Verse zwar nicht ändert, aber dem Ganzen eine verschiedene, hindurchgehende, eigenthümliche Haltung verleiht.

Noch viel bedeutender macht sich diese Gesammtbewegung in der Rhythmik und Musik geltend, vom Lento bis zum Prestissimo. Auch bedeutet ja in der Kunstsprache Alla breve, daß eine halbe Taktnote in ein Viertel verwandelt, und hiedurch Charakter und Gang absichtlich geändert werde.

In der Musik wird durch das sogenannte tempo rubato der Takt gleichsam verschoben; ist dies in der Prosodie ähnlicherweise erlaubt, so daß man den metrischen Takt des Verses mitten in einem Worte abbricht und verschiebt? — wodurch ein eigenthümlicher Nachdruck auf die letzten Sylben des abgebrochenen Wortes fällt, welche in den folgenden Vers hinübergenommen werden. Ich habe keinen rechten Glauben an die Brauchbarkeit und das häufige antike Vorhandensein dieser Methode. In der neueren Dichtkunst hat sie wenigstens (und ich glaube mit Recht) keinen Beifall gewonnen, und thut höchstens eine komische Wirkung.

Hätten die alten Griechen auch das η wie J ausgesprochen und gesungen, so müßte ein wahres Schwalben-

gezwitscher und Gequike entstanden sein; nach der deutlichen Anweisung des Dionysius (c. 14, S. 76), wie man Zunge und Mund bei dem Aussprechen des η halten und gestalten müsse, ist es aber unmöglich ein I ertönen zu lassen.

Verzeihung, daß ein Philologus ineptus so viel über seinen Leisten hinaus deraisonnirt!

---

1) Besser die quantitative Behandlung, da ich hier nicht von Höhe und Tiefe des Tons reden will.

Eilfter Brief.

Raumer an Böckh.

Das Sprichwort sagt mit Recht: aller Anfang ist schwer; — und schon um deswillen halte ich es für anziehend und lehrreich, zu sehen ob und wie die Geschichtschreiber ihre Werke begonnen und eingeleitet haben. Untersuchen wir (bevor wir die Erfahrung befragen und Beispiele sammeln) welche Möglichkeiten ihnen vorlagen und welche Wege sie einschlagen konnten, so scheint a priori der einfachste und beste, gar keine persönliche oder sachliche Einleitung vorauszuschicken, sondern unmittelbar in zweckmäßiger Weise die Erzählung zu beginnen. Gewiß vermeidet man bei diesem Verfahren alles Ueberflüssige und gibt kein hors d'oeuvre; man fängt eben an mit dem Anfange.

Allein vor jedem geschichtlichen Anfange geht etwas Früheres her, und es bleibt zu entscheiden: ob und inwiefern dies anzudeuten, zu berücksichtigen, kurz zu erzählen sei, — oder nicht. Nur Moses, mit der Schöpfungsgeschichte beginnend, konnte nicht weiter zurückgreifen; er hätte sich denn auf die, ihn nicht berührende Grübelei einlassen müssen: woher der Schöpfer stamme.

Zu dem Sachlichen und Objektiven der Geschichtserzählung gehört ja aber auch die Person des Geschichtschreibers, und die Einleitung kann mithin über ihn und seine Zwecke Auskunft geben. Wie erwünscht, wie wichtig wäre es, wenn Moses dem Pentateuch ein solches Proömium vorangeschickt hätte. Zwar bliebe zunächst eine strenge Untersuchung über dessen Echtheit unerläßlich; aber das Dargebotene hätte jeden Falls erhebliche Wichtigkeit und würde (von der Kritik bestätigt) über unzählige, jetzt unlösbare Zweifel glücklich hinweghelfen. — Dasselbe gilt von Homer, und wenn Etliche (mit jetzt gebräuchlicher Schärfe) die Einleitungen zur Ilias und Odyssee als an- oder vorgeflickt verwerfen; so würde es doch Stoff zu lehrreichen Untersuchungen geben, im Fall der Flickschneider es für gut gefunden hätte, über sich selbst Näheres mitzutheilen.

Das einleitende Vorwort eines Geschichtswerkes kann ferner nicht bloß subjektiv oder bloß objektiv sein, sondern diese beiden Methoden verbinden; es kann ferner vorzugsweise erzählend, oder vorzugsweise betrachtend gestaltet werden.

Doch auch ich will jedes weitere Vorwort abschneiden, und zur Aufzählung der vorhandenen Beispiele übergehen.

Unter den alten Geschichtschreibern ist Cäsar wol der einzige, welcher gar keine Einleitung gibt, sondern recht eigentlich beim Anfange (der Beschreibung Galliens) so beginnt, daß man nichts vermißt. Er zeigt auch hier seine Meisterschaft und trifft, wie man zu sagen pflegt, den Nagel auf den Kopf.

Xenophon's griechischer Geschichte fehlt ein Vorwort

schon deshalb, weil sie kein abgeschlossenes und abgerundetes Werk ist, sondern nur die Fortsetzung eines andern gibt, das nach Auffassung und Darstellung wesentlich davon verschieden ist. Die Anabasis, welche man als eine selbständige Schrift betrachten muß, hat keine Einleitung; man vermißt aber eine allgemein aufklärende Darstellung der griechischen oder persischen Verhältnisse, aus denen erst alles Uebrige folgt. Daß man diese Belehrung anderwärts suchen und finden kann, bleibt eine ungenügende Entschuldigung für ein auf abgerundeten Kunstwerth Anspruch machendes Werk. Xenophon ist überhaupt kein im höheren Sinne organisirender Geist, und die Einzelnheiten tragen deshalb bei ihm und Thucydides nur scheinbar einen gleichen Charakter. Das verknüpfende, Alles zusammenhaltende Band, welches in den ersten Büchern des Thucydides so glänzend hervortritt, ist allerdings in den letzten Büchern minder sichtbar; doch zerbröckeln die Ereignisse nirgends in atomistischer, scheinbar ganz zufälliger Weise.

Arrian begnügt sich mit einer kurzen Bezugnahme auf seine Vorgänger, ohne sich als Verfasser zu nennen, oder Persönliches hervorzuheben.

Anders Herodot. Er nennt sich als Verfasser und weiset in höchster Kürze hin auf die Wichtigkeit des Gegenstandes und den Werth der Geschichte. Dann aber geht er sogleich, ohne irgend eine allgemeine Uebersicht oder Vorbereitung, auf das Einzelnste über.

Aehnlich Thucydides, und doch verschieden. Nachdem er sich genannt, erörtert er seinen Plan, und rechtfertigt die getroffene Wahl genauer als Herodot. Dann

aber folgt (anders wie im Herodot) eine sehr umständliche sachliche Einleitung, um nach Aufhellung des Früheren und des ganzen Gesichtskreises, endlich auf den Hauptgegenstand des Werkes, den peloponnesischen Krieg zu kommen. Aber selbst diese lehrreiche Einleitung handelt bloß von kriegerischen und politischen Beziehungen der Städte und Völker, während sie alles Uebrige (Kunst, Wissenschaft, Gesetze, Bildungsgrad u. s. w.) ganz unerwähnt läßt. Thucydides bietet also am Eingange seines Werkes weit mehr als viele andere Geschichtschreiber, aber doch kein volles Bild des Griechenthums, und der großen, bewegenden Gegensätze jener Zeit. — Bedurfte denn aber seine Zeit eines solchen Bildes?

Polybius hebt mit Ernst und großem Nachdruck den Werth und Nutzen der Geschichte hervor (sowol in ihren Einzelnheiten, als in ihrer Gesammtheit), zeigt dann hin auf die erstaunenswürdige Zunahme der römischen Macht, und vergleicht sie mit der Dauer und dem Umfange anderer Reiche. Nach einer kurzen Aufzählung der früheren Ereignisse, geht er hierauf sogleich über auf umständliche Erzählung der römischen Geschichte seit den Kriegen in Sicilien.

Livius gibt (ohne seine Person zu erwähnen) eine abgesonderte und abgerundete Vorrede. Ich finde den über sie ausgesprochenen Tadel, als sei sie unzweckmäßig und unbedeutend, ganz ungerecht. Es spiegelt sich vielmehr in ihr ein von der Größe des Gegenstandes ergriffenes und seiner würdiges Gemüth. Mit Bewunderung und zugleich mit Wehmuth blickt Livius auf frühere größere Zeiten, weiset aber (ebenfalls echt römisch) darauf hin, daß man nie verzweifeln müsse, und politische Größe sich

nur gründen und erhalten lasse, wenn Tugend, Maß und Gerechtigkeit mit ihr Hand in Hand gehen.

Sallustius spricht in seinen Vorreden (ohne eigentliche Thatsachen mitzutheilen) von sich, seinen Planen und Zwecken. So ernst aber auch der weitere Hauptinhalt (nämlich die moralische Betrachtung und Klage) gehalten ist, ahndet man doch, daß Tadel und Misstimmung von einem Manne herrührt, welcher den Gebrechen der Zeit keineswegs immer siegreich widerstand. Aber freilich, Jugurtha und Catilina geben nur zu schlagende Beweise für die Wahrheit und Gerechtigkeit der vorangeschickten Beschuldigungen.

Tacitus schweigt von sich; aber in dem großen Lapidarstyl weniger Zeilen wird die Vorzeit meisterhaft vorübergeführt, um dann rasch auf den eigentlichen Gegenstand überzugehen. Ein sehr entgegengesetztes Verfahren beobachtet

Zosimus. Er beginnt auch mit dem Aeltesten; seine Erzählung wird aber mit jedem Schritte umständlicher und erlangt endlich für die späteren Zeiten die volle Ausdehnung. Er gibt einen Rückblick, ich möchte sagen nach den Gesetzen der Perspective, wo, zu Folge der Entfernung oder Nähe, sich Alles auf einen engen Raum zusammenzieht, oder über einen größeren verbreitet.

Diodor fand sich als Universalhistoriker [1]) aller Zeiten mit Recht veranlaßt, seinem Werke eine Einleitung zeither ungewöhnlicher Art voranzuschicken. Er betrachtet die Menschheit als ein Ganzes, und die Darstellung ihrer Entwickelung und ihrer Schicksale als die höchste Aufgabe des Forschers und Darstellers. Solch ein umfassender Gesichtskreis gebe der Geschichte nicht bloß größeren

Inhalt, sondern auch größeren Werth und Nutzen. Sie stärkt zur Tugend, belohnt die Gerechten, straft die Bösen, und erhöht überall Einsicht und Thätigkeit. Ein so unermeßliches Unternehmen erfordere die größten Vorbereitungen, Studien und Reisen, über welche Diodor lehrreiche Auskunft gibt und den Ernst seines Strebens in einer Weise darlegt, welche große Achtung verdient. Mit Unrecht hat man um unleugbarer, leicht gefundener Fehler im Einzelnen willen, über Gedanken, Plan und Werth voreilig wegwerfend geurtheilt.

Dionysius von Halikarnaß hält zwar im Allgemeinen nicht viel von Einleitungen und tadelt diejenigen Männer, welche sich darin ungebührlich lobten, während sie andere anklagten. Dennoch hält er es für nothwendig, sich auszusprechen über die Wichtigkeit des von ihm gewählten Gegenstandes, über Auffassung und Behandlungsart, sowie über die von ihm benutzten Quellen. Alles willkommen und löblich.

Herodian spricht vom Inhalte und Werthe seiner Aufgabe mit tadelnden Seitenblicken wider Diejenigen, welche wähnen, Mängel des Inhalts ließen sich durch äußeren Glanz der Darstellung verdecken und ersetzen.

Strabo stellt seinem Werke die umständlichste, mit genauer Kritik seiner Vorgänger verbundene Einleitung voran.

Zonaras legt in der Einleitung seines Werkes mehren Freunden eine tadelnde Kritik der bisherigen Geschichtschreiber in den Mund, gesteht aber nachher, daß er diese excerpiren, ja ausschreiben und etwanige Zusätze ihrem Style anpassen werde. Das Werk habe er unternommen, theils der Aufforderung jener Freunde gemäß,

theils um von unnützen Denken und Thun abgehalten zu werden. Ein Surrogat geschichtlicher Begeisterung, wovon die alten Meister nichts wußten.

Ein Rückblick auf alle diese Beispiele führt, meines Erachtens, zu folgenden Ergebnissen:

1) ist es erwünscht, daß der Geschichtschreiber (wenn nicht für die, dessen vielleicht unbedürftige Gegenwart, dann doch für spätere Zeiten) über seine Person (wer, wenneher, woher u. s. w.) zur Vermeidung von Zweifeln und Misverständnissen Auskunft gebe.

2) Wenn er erzählt oder nachweiset, welche Quellen er benutzt und welche Reisen er für seine Zwecke gemacht hat.

3) Wenn er nicht voraussetzt, daß seine Leser anderswoher bereits viele geschichtliche Vorkenntnisse gesammelt haben und zur Verständigung mitbringen. Bleibt der Anfang unerklärt und unverstanden, so wird Manchem sehr schwer sich in das Folgende hineinzufinden. Es läßt sich vielmehr das Frühere verhältnißmäßig, perspectivisch, vorüberführen, ohne daß dadurch Einheit und Abrundung des Hauptwerkes litte. Möchte ich dieses Ziel in der Einleitung zu meiner Geschichte der Hohenstaufen nicht ganz verfehlt haben!

---

1) Polybius bezweckte vorzugsweise nur eine Universalgeschichte seiner Zeit, wo Rom sich bereits zum Mittelpunkte des Ganzen erhob.

Zwölfter Brief.

Raumer an Böckh.

---

3. Januar 1850.

So wie man von alter, mittlerer und neuer Geschichte spricht, kann man auch von alten, mittleren und neuen Gedichten sprechen; und die Eintheilung ist einfach, natürlich und deutlich, sofern jedem Werke sein Platz lediglich nach der Zeit des Entstehens zugewiesen wird. Schwieriger erscheint die Sache, sobald man bei der Eintheilung, etwa in antike und romantische Dichtkunst nicht bloß die Zeit berücksichtigt, sondern einen Gegensatz der Form und des Inhalts behaupten und nachweisen will.

Findet sich denn aber (dies ist eine nöthige Vorfrage) überhaupt ein solcher, durch alle Künste und Wissenschaften hindurchgehender scharfer Gegensatz? Ich glaube nicht: denn heißt antik bloß a l t, bezieht es sich bloß auf die Zeit, so gibt romantisch keinen logisch richtigen Gegensatz; setze ich hingegen das Wort classisch (vortrefflich) an die Stelle des Wortes antik, so geht dessen Bedeutung auf die Meisterwerke a l l e r Zeiten, und enthält wiederum keinen richtigen Gegensatz zu romantisch.

Gewiß ist die Verschiedenheit der Griechen und Römer

von den Neuern an einer Stelle viel unbedeutender als an der andern. So wüßte ich kaum einen Gegensatz alter und neuer kunstgemäßer Geschichtschreibung nachzuweisen. Grotius und Hooft stehen z. B. dem Tacitus näher, als Herodot dem Thucydides. Ebenso ruht die neue Bildhauerei im Wesentlichen auf denselben Grundsätzen wie die alte; während sich Baukunst und Musik weit mehr unterscheiden, und die Dichtkunst, wenn sie auch nicht genau die Mitte hält, doch Verwandtschaften und Uebergänge zeigt. Schon die Odyssee (und Ovid's Metamorphosen) kann man romantisch nennen; Euripides enthält Vieles, das sehr in neuere Ansichten und Gefühle hineinspielt, und manche griechische Romane stehen neueren Werken dieser Art viel näher als allen übrigen antiken Dichtungen.

Schiller hat eine andere Eintheilung, in naive und sentimentale Dichtungen, befürwortet (VIII, 2). Trotz seiner umständlichen Erörterungen, sind jedoch keineswegs alle möglichen Einreden berücksichtigt und schon beseitigt. Ich hoffe Sie werden keine Anmaßung darin sehen, wenn ich Ihnen einige derselben vorlege. Zuvörderst ist jener Gegensatz kein erschöpfender, vollständig begründeter: denn naiv, von nativus abgeleitet, heißt dem Ursprunge nach angeboren, natürlich; welche Eigenschaft alles Sentimentale ja ebenfalls besitzen soll. Verstehe ich aber unter der sentimentalen, eine vorzugsweise erkünstelte Poesie, so wäre ihre Verurtheilung damit ausgesprochen, und sie dürfte dann nicht vollgewichtig der naiven entgegengestellt werden. Nenne ich endlich (nochmals die Sache anders wendend) vorzugsweise die Dichtung sentimental, wo die Empfindung (mithin die Person) in den Vordergrund

tritt, so würde die Lyrik vorzugsweise den Bezirk der sentimentalen Dichtung ausfüllen. Kann man denn aber das Natürliche, Naive ganz von der Empfindung und der Reflexion ausschließen, ist nicht Shakspeare (vielleicht der größte aller Dichter) in beiden, nur scheinbar entgegengesetzten Richtungen zu gleicher Zeit Meister?

Nebenher läuft freilich noch ein anderer, mehr verwirrender als weiterführender Gegensatz, sofern nämlich Schiller sagt (S. 44): daß die Natur mit der Kunst in Contrast stehe und sie beschäme. Warum bloß im Contraste? Beide gehen vielmehr Hand in Hand, und dennoch ist die Kunst keineswegs allein nachahmend und wiederholend, sondern auch erschaffend. Die Frage nach dem Vorrange von Natur und Kunst erscheint vom rechten Standpunkte aus überhaupt ziemlich überflüssig, oder doch so zu beantworten, daß von Beschämung nach der einen oder der andern Seite hin, gar nicht die Rede sein darf. Sonst könnte man auch die Sache umkehren und sagen: die Kunst beschäme die Natur; — weil diese z. B. so viele häßliche Menschen erschaffe, der wahre Künstler aber nur schöne darstelle.

Warum (laut Schiller S. 45) das Wohlgefallen an der Natur kein ästhetisches, sondern nur moralisches sein soll, kann ich nicht begreifen. Wenn ich mich an Blumen, Bäumen, Bergen, Wasserfällen u. s. w. erfreute, fiel mir die Sittenlehre niemals ein, und ich hätte schwerlich die Idee aufgefunden, welche die Freude erst vermitteln und rechtfertigen sollte. Da verstehe ich die Alten weit eher, welche an der Natur nicht grübelnd und sentimentalisirend herumhätschelten; sondern sie mit größerer Kühnheit überall

belebten und personificirten, um mit ihr in ein neues, innigeres Verhältniß zu treten.

Schiller sagt (S. 46): unsere Cultur soll uns auf dem Wege der Vernunft und der Freiheit zur Natur zurückführen. — Mir bleibt aber undeutlich, von welcher Freiheit hier die Rede sein soll: doch nicht von der bloß negativen Rousseau's? Und wo ist denn die Natur, zu welcher wir zurück sollen? Ich meine vielmehr, Vernunft und Freiheit sollen uns vorwärts führen, und das Rohe, Ungebildete (was man oft oberflächlich als Natur preiset) immer mehr austreiben.

Der Götzendienst mit der Idealität des sogenannten Naturstandes ist mit Recht aus der Mode gekommen; und ebenso der Jammer mancher Erwachsenen, daß sie nicht mehr Schuljungen sind und nicht mehr auf Steckenpferden reiten, welche so unschuldig und natürlich sind, daß sie keinen abwerfen.

Da sich (sagt Schiller S. 47) das Interesse für Natur auf eine Idee gründet, so kann es sich nur in Gemüthern zeigen, welche für Ideen empfänglich sind, das heißt, in moralischen. — Ich wiederhole: die Treibjagd nach sogenannten Ideen bei Betrachtung der Natur zeigt von Unfähigkeit, sie in ihrer unmittelbaren Schönheit aufzufassen und zu bewundern. Die Moralität hat an dieser Stelle weder ein Recht noch eine Pflicht, sich breit zu machen und die Schönheit angeblich erst zu adeln und in vornehme Gesellschaft einzuführen.

Verwirft man diese Einreden, so sehe ich nicht ein, warum man das Interesse für die Kunst nicht ganz ebenmäßig auf Ideen und Moral gründet? Ja, man sollte glauben, daß beides auf dem Boden des schaffenden

Künstlers noch eher zu fordern und zu erkennen sein müßte, als in der bloßen Natur.

Wo die gesunde Natur herrscht (sagt Schiller S. 57), hat das Kind recht, wenn es einem armen Manne des Vaters ganze Börse darreicht. — Das Kind; ja! Aber ist dies naive Benehmen wirklich die gesunde Natur, für welche sich kein anderer, weiterer Gesichtskreis aufthun darf, ohne in böse Ausartung zu gerathen. Beruht aber (wie Schiller S. 56 meint) das Naive bloß auf der Form, wie etwas gesagt und gethan wird, so ist es doch gewiß nothwendig, dazu den rechten Inhalt zu suchen.

Die Alten haben Natur und Kunst, Form und Inhalt nie so chemisch zersetzt, anatomirt, auseinandergeschnitten und die Stücke in gemachten Systemen untergesteckt.

Der naive Dichter (sagt Schiller S. 81) ist Natur, der sentimentale sucht sie. — Liegt das Dichterische hier lediglich in dem Suchverloren; oder wird der sentimentale Dichter zum naiven, sobald er gefunden hat?

Die Natur ist (laut Schiller S. 82) die einzige Flamme, von der sich der Dichtergeist nährt. — Sollen wir hiernach auf bloße Naturbeschreibung beschränkt werden? Gehört die lebendige menschliche Natur im allgemeineren und höheren Sinn nicht auch zur Natur? Bejahen wir diese Frage, so behält die unbelebte, selbst für den Dichter nur eine untergeordnete Stelle. Das Epos, und noch mehr das Drama, wachsen erst auf einem Boden empor, welcher von der Naivetät des Kindes und der Sentimentalität des natursuchenden, seufzenden Poeten wesentlich verschieden ist. Mit der idyllisch idealen

Uebereinstimmung des Denkens und Empfindens (S. 83) bringt man keine Tragödie zu Stande, weder Agamemnon noch Lear; — und wenn Schiller (S. 82) sagt: alle sogenannten Werke des Witzes heißen mit Unrecht poetisch; — so wird eigentlich auch dem Lustspiele das Garaus gemacht, und Shakspeare etwa mit Swift auf eine Stufe gestellt.

Der Gegensatz (S. 83): daß des Menschen Empfindungen aus dem Gesetze der Nothwendigkeit, seine Gedanken aus der Wirklichkeit hervorgehen sollen; — ist irrig, oder mir wenigstens unverständlich.

Die Darstellung des Ideals (sagt Schiller S. 84) macht den Dichter. — Abgesehen, daß fast alle versuchten Darstellungen dieser sogenannten Ideale, Nebelgestalten ohne Fleisch und Leben geblieben, läuft die Idealität meist auf sittliche Vollkommenheit hinaus. Und doch wußte schon Aristoteles, daß derlei Vollkommenheitsmuster weder im Trauerspiele, noch im Lustspiele (noch im Roman) brauchbar sind; — so wenig als nach der entgegengesetzten Seite hin (was jetzt viele Dichter oder Schriftsteller irrig glauben) bloße Schufte und Lumpenkerle.

Schiller sagt (S. 85): die Natur macht den Menschen mit sich eins, die Kunst trennt und entzweit ihn: durch das Ideal kehrt er zur Einheit zurück. — Ließe sich dies nicht (mit gleicher Einseitigkeit) so umstellen: die Natur zeigt so viel Herbes und Unharmonisches, was erst durch die Kunst gereinigt und versöhnt wird; die wesenlosen Ideale erzeugen dagegen neuen Zwist und verstimmen sowol gegen die Natur als gegen die Kunst.

Der alte Dichter (behauptet Schiller S. 88, 89) ist mächtig durch die Kunst der Begrenzung, der neue

durch die Kunst des Unendlichen: dieser kann jenen in dem, was undarstellbar und unaussprechlich ist, kurz in dem, was man in Kunstwerken Geist nennt, weit hinter sich lassen. — Ich kann dieser Ansicht oder Lehre nicht beistimmen. Der neuere Dichter bedarf, wenn er irgend ein wahres Kunstwerk zu Stande bringen will, der Begrenzung nicht minder wie der alte; jedes Verschmähen dieses Maßes erzeugt nur das Ungeheuere, Fratzenhafte oder Gestaltlose. Unbegreiflich ist mir ferner, wie ein neuerer Dichter seine höhere Meisterschaft dadurch erweisen kann, daß er das, was undarstellbar und unaussprechlich ist, darstellen und aussprechen will oder soll. Was endlich den Geist (das heißt doch wol Tiefe der Gedanken) anbetrifft, so wüßte ich nicht, warum Aeschylus und Sofokles irgend einem Neuern nachzusetzen wären? Denn das Theologische oder Scholastische, was über das von der alten Welt Dargebotene hinausreicht, gehört zunächst nicht der Poesie an, oder ist von ihr (im Vergleich mit der Bibel) öfter abgeschwächt, als erhöht und verklärt worden.

Religion und Philosophie ist keine Poesie; oder man darf die Behauptung aufstellen, vom Plato und selbst vom Aristoteles aus, könne man eher in den Garten der Dichtkunst gelangen, als von Spinoza oder Hegel; — und der Polytheismus sei gestaltenreicher, als der Monotheismus. Mithin hätte der alte Dichter, trotz seiner Begrenzung, zuletzt vielleicht ein reicheres Feld beherrscht als der neuere; wie Schiller ja eigentlich in seinen Göttern Griechenlands selbst ausgesprochen hat.

So viel Nachdruck Schiller auch auf die Reflexion legt, macht sie doch allein nie den Dichter; ja, sie steht als das Vermittelte, Abstrahirte eigentlich außerhalb sei-

nes Bodens, sofern nicht bestimmte Gegenstände ihr Lebenslicht auf die allgemeinen Sätze hinwerfen.

Die Dichtkunst (sagt Schiller S. 90, 93) kann uns nur durch Ideen rühren und nur durch die Vernunft den Weg zu unserem Herzen nehmen. Erhaben über jede Wirklichkeit, soll sich der Dichter nur mit dem Unendlichen beschäftigen, es darstellen, betrauern, Alles darauf reduciren u. s. w.

Diese Lehren (obgleich sie von einem Dichter kommen) erscheinen mir sehr unpoetisch und hervorgehend aus einer Philosophie, welche oberflächlich geschöpft, jenen nicht fördert, sondern von der rechten Poesie abführt und auf Irrwege leitet. Die Worte: Idee und unendlich, stellen sich so erhaben und anspruchsvoll hin, daß man sie in der Regel wie ein noli me tangere behandelt, und vor ihnen demüthig die Augen niederschlägt, statt ihnen dreist ins Angesicht zu sehen.

Was heißt denn Idee? Manche denken hierbei an Platon, ohne zu wissen was Platon gedacht hat; ein Anderer glaubt dagegen, er gebrauche das Wort auch ganz richtig wenn er sagt: ich habe die Idee, heute Nichts zu thun, sondern spaziren zu gehen. Gewiß ist die Idee etwas Unsichtbares, nicht in die Sinne Fallendes; sie ist ferner nie eine lebendige Person, ein Individuum. Wenn ich aber der Poesie und der Kunst überhaupt das Persönliche raube, oder es doch in den Hintergrund stelle, so bleibt fast nur das unschöne, plumpe Symbol und das Lehrgedicht übrig, und dieses obenein in einer trockenen Allgemeinheit und Leere, welche der lehrende Dichter zeither zu vermeiden wenigstens versucht hat.

Eben so viel Unheil und Verwirrung als das proteische

Wort Idee, hat das Wort unendlich in dichterischen Regionen bewirkt. Was ist denn unendlich? Etwa Raum und Zeit? Wie will man diese Begriffe unausgefüllt besingen oder darstellen? Sie werden in der That erst begreiflich und lebendig, wenn ich sie begrenze und ihnen einen Inhalt gebe, welchen Verstand und Fantasie zu fassen im Stande sind. — Gott, den einzigen, wahrhaft unendlichen Gedanken, mußte Michel Angelo vermenschlichen, begrenzen, personificiren, um ihn in der sixtinischen Kapelle darstellen zu können. Solch Wagniß gelingt aber nur den höchsten Geistern, und manche namhafte Dichter (welche davor nicht zurückschreckten) haben aus Gott nur einen geschwätzigen alten Mann, oder einen unbequemen Puritaner gemacht.

Wenn Schiller (S. 139) behauptet: das durchgängig Begrenzte ist der Form nach unendlich, und (durch Umkehrung also) das durchgängig Unbegrenzte ist endlich; — so verstehe ich dies so wenig, als wenn er (VIII, 1, 347) sagt: der Mensch ist entweder Individuum, oder Person.

Jeden Falls möchte ich dem Dichter rathen, sich nicht in das Wort unendlich zu vergaffen, nicht einen unendlichen (das heißt endlosen) Weg zu betreten, nicht schwankende Wolken vorzuziehen scharfen, bestimmten Umrissen und Gestalten, und die Juno aufzugeben für blauen, von der Halbphilosophie erzeugten Dunst. Wer an dem sinnlich Schönen keine unmittelbare Freude hat, wird nie ein tüchtiger Maler oder Bildhauer; wem lebendige Personen nicht höher stehen, als davon abgezogene Begriffe, nie ein Dichter ersten Ranges.

Zeigt sich aber Schiller hiermit nicht allein durch

seine dichterische Praxis einverstanden, sondern auch wenn er (S. 111) sagt: die Dichtkunst kann im Reiche der Begriffe oder in der Verstandeswelt nicht gedeihen. — Neue Zweifel entstehen mir jedoch, wenn er hinzufügt: die Dichtkunst muß sich entweder in der Sinnenwelt, oder in der Ideenwelt aufhalten. Dies entweder, oder reißt das Zusammengehörige gewaltsam auseinander, und bildet sich ein, jede Hälfte habe ein ganz unabhängiges selbständiges Leben.

Unverständlich, oder doch überkünstlich ist mir die Behauptung (S. 97): der Tragödiendichter behandelt seinen Gegenstand immer praktisch, der Komödiendichter immer theoretisch. — An diese Behauptung schließt sich an ein hartes, meiner Meinung nach unbegründetes Urtheil über Nathan den Weisen. Lessing hatte gewiß Recht, daß er seinen Stoff nicht in die Schulform einer gewöhnlichen Tragödie oder Komödie einzwängte, sondern ihn (unbekümmert um derlei Gesetze) so behandelte, wie es eben angemessen war. Auch stehen in diesem Meisterwerke lebendige Personen (bis zum Derwisch hinab) und tiefe Gedanken in untrennlichem Zusammenhange. Lessing hat, ohne Rücksicht auf ein untergeordnetes entweder, oder, einem höheren Ziel nachgestrebt und es erreicht. Gehört die Reinigung der Leidenschaften (wie Aristoteles will) wesentlich zur Tragödie, nun so verdient Nathan in solcher Beziehung weit eher diesen Namen, als viele Trauerspiele, obgleich dort Niemand ums Leben kommt.

Wenn neue, eigenthümliche Werke des Genius in die Welt treten, so paßt freilich das alte Fachwerk nicht. Deshalb wußten auch viele Kunstrichter nicht, wo sie Shak-

5 **

speare unterbringen sollten, und mishandeln den Euripides, weil er nicht auf äschyleischem oder sofokleischem Kothurn einherschritt, sondern seiner eigenen Natur vertraute.

Schiller's sittlicher Rigorismus tritt vor Allem hinsichtlich der Geschlechtsverhältnisse hervor; daher (S. 154) sein Stoßseufzer nicht bloß über Aristofanes und Plautus, sondern auch über Shakspeare, Lope, Moliere, Goldoni und „den Schlamm des Holberg". Warum solch ein Zorn über ergötzlichen Spaß? Warum ein Verdammungsurtheil ausgesprochen aus Sentimentalität, über so viel Dichterisches, was sich wol mit dem Schilde des Naiven bedecken könnte. Wie, wenn man dieser einseitigen, nur den Sinnen überfeindlichen Strenge gegenüber einen höheren und umfassenderen Rigorismus in Bezug auf die Räuber geltend machen wollte, welche mit gewaltigerer Kraft und schneidenderer Auffassung, aller Sitte und bürgerlichen Ordnung mehr entgegentreten als fast irgend ein anderes revolutionaires Buch. Oder wenn man daran mäkeln wollte, daß Schiller fast den ganzen Umfang der Erziehung mit Aesthetik auszufüllen scheint.

So weit hatte ich geschrieben, als Ihr Brief vom 1. Januar ankam und, zum Glück für Sie, mich in diesen breiten und doch ungenügenden Erörterungen unterbricht. Hätte ich geahndet, daß Sie, theurer Freund, auf meine fliegenden Blätter (trotz Ihrer Ueberladung mit Arbeiten und Geschäften) so umständlich antworten würden, hätte ich kaum gewagt Ihnen jene zu übersenden. Zuletzt ist es aber recht gut, daß ich Ihnen Gelegenheit gab, mit gewohnter Meisterschaft viele anziehende Punkte (nicht bloß für mich) aufzuklären und

(Columbus gleich) zu zeigen, wie man durch einen sieg-reichen Griff Schwankendes für immer feststellt.

Mir insbesondere bereiteten Sie aber eine größere Freude, als Sie voraussehen konnten. Von Jugend auf, bis in mein hohes Alter finde ich im Lernen den höchsten Genuß, und nichts macht mich glücklicher, als mit Jemand in Berührung zu kommen, der höher steht als ich, zu dem ich nicht hinab, sondern hinaufsehen muß, und der mir doch theilnehmend die Hand reicht. Wer hingegen Dilettanten gleich mir, ihrer Mängel und Irrthümer halber, schnöde abweiset, wird nie eine anfangs gläubige, und dann zur Erkenntniß fortschreitende Gemeine um sich versammeln.

Ich will zu Ihren lehrreichen Randglossen nicht neue Fragen niederschreiben; mit Uebergehung des Meisten, nur zwei Worte.

Ihre Feststellung des Begriffs classisch, ist gewiß die allein richtige; und wenn Griechen und Römer mehr darzubieten scheinen und größere Erläuterungen verlangen als neuere Werke, so liegt dies eben darin, daß diese uns näher stehen und für sich verständlicher sind. Daher mag man z. B. auf Universitäten über die alten Tragiker nützliche Vorlesungen halten; sehr entbehrlich dürften aber die sein über Goethe's Iphigenia, Tasso, Meister. Mir war es wenigstens, als Studenten, unausstehlich, wenn Professoren eine lange kantische Brühe darüber gossen, die ich als Meisterstück höherer philosophischer Kochkunst bewundern und verzehren sollte.

Was ich oben gegen das unbestimmte, schwebelnde Schwatzen vom Unendlichen sagte, stimmt zu Ihrer Forderung künstlerischer Begrenzung, und ein heutiger

Wunsch, noch vielerlei vom Thucydides zu hören, was nicht in seinem Werke steht, konnte ihn allerdings nicht bestimmen, andere Wege einzuschlagen.

Was Sie von edeln hellenischen Wahrsagern beibringen, bestätigt mein dunkleres Gefühl, und das, was ich in meinen Vorlesungen über alte Geschichte (I. 293) sagte.

Vortrefflich sprechen Sie über Tacitus. Die Hinweisung Johannes Müller's auf seinen Stoicismus sollte übrigens wol nicht eine Anklage auf Unempfindlichkeit oder Apathie enthalten; sondern nur daran erinnern, daß er gleichsam gezwungen war ein dreifaches Erz umzulegen, damit die Schmach und das Elend seiner Zeit, sein großes, tieffühlendes Herz nicht zersprenge oder erdrücke.

Thucydides konnte sich noch aufrecht halten ohne Stützen solcher Resignation; — daß aber Livius in späteren Büchern dem Tacitus näher trat, könnte man aus seinem Proömium wol vermuthen.

Zum Schlusse Ihres Briefes noch meine freudige, herzliche Zustimmung. Ich meine, wir sind beide zu gut, als daß wir dem schlechten Beispiele derer nachfolgen sollten, die einen zufällig und von außen kommenden Miston nicht rasch verklingen lassen, sondern lebenslang in derselben Dissonanz fortsingen, schwatzen und klatschen. Darum auf treue Freundschaft in künftigen, wie in vergangenen Jahren!

Dreizehnter Brief.

Böckh an Raumer.

Berlin, 31. März 1850.

Wenn ich nach gut philologischer Weise einen Commentar zu Ihrem Briefe über Pausanias schreiben wollte, so würde er mehrere Bogen füllen: so viele wichtige Gegenstände haben Sie darin berührt, indem Sie von diesem Einzelnen aus Blicke nach verschiedenen allgemeinen Gebieten werfen. Da Sie mich gleich zu Anfang Ihres Briefes als seinen Tadler erwähnen, so will ich, auf ihn mich enger beschränkend, einige Worte zu seiner Vertheidigung sagen. Erstlich will er kein Geograph sein, wie Strabo, sondern ein Perieget; der Perieget des Alterthums scheint aber die Localitäten großentheils vorausgesetzt zu haben, und wenn Localbeziehungen vorkommen, dienen sie eben nur, um eine Verknüpfung des Stoffes durch Angabe der Reiseroute zu geben. Er erzählt, was ihm merkwürdig oder unbekannt scheint; Kunstwerke und Religionsalterthümer haben aber ohne Zweifel am meisten die Aufmerksamkeit der alten Periegeten auf sich gezogen. Eine Kunstgeschichte wollte er so wenig geben, als ein mythologisches System; in beidem war er aber wohl erfahren.

Man muß seiner Objectivität Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er in der Mythenerzählung seiner besonderen Ansicht so wenig Spielraum gegönnt hat; denn er hatte statt Einer zwei Ansichten, da er im Laufe des Werkes seine Ueberzeugung über die Bedeutung der Mythen geändert hatte (VIII, 8, 3), und weder die eine noch die andere tritt bei ihm bedeutend hervor. Er ist daher auch unschuldig an den mythologischen Systemen der Neueren, gegen die ich aber doch nicht so eingenommen bin wie Sie zu sein scheinen. Zugegeben, daß viel Verkehrtes versucht worden, so bin ich doch überzeugt, daß in der griechischen Mythologie ein Keim von Speculation und speculativen Ansichten enthalten ist, die ihren Ursprung jenseits des Homer und Hesiod haben. Noch auf einem dritten Gebiete scheint Pausanias vorzügliche Kenntnisse gehabt zu haben; er ist, wie Herodot, eine epische Natur, und hatte sich in die alte epische Poesie so einstudirt, daß er hier die gesundesten Urtheile zeigt; aber er hält auch in diesem Punkte wie in andern hinter dem Berge, und misgönnt uns namentlich das Ergebniß seiner Untersuchungen über das Zeitalter, wann Homer und Hesiod gelebt haben, aus Furcht vor der Reizbarkeit der Zeitgenossen, namentlich der epischen Dichter seiner Zeit (IX, 30, 3).

Ihr sechster Brief ist eine starke μετάβασις εἰς ἄλλο γένος, freilich in eines, womit ich mich viel beschäftigt habe, worin es jedoch schwer ist, sich ohne Weitläufigkeit zu verständigen. Ich will Ihnen in möglichster Kürze meine Ansicht geben, die mit der Ihrigen ziemlich übereinstimmen wird. Vollkommen wie Sie bin ich der Meinung, daß die Poesie ebenso wenig als die Prosa Kürze

und Länge ins Entgegengesetzte verwandeln kann; ja selbst die musikalische Behandlung der Gedichte konnte nicht die Länge in Kürze und umgekehrt verwandeln: sonst hätten die alten Dichter ihre kunstreichen metrischen Gebäude ja nur aufgebaut, um sie durch die zukommende eigene rhythmisch-musikalische Behandlung selber wieder zu vernichten. Daß es in den strengsten metrischen Formen Stellen gibt, wo Kürze und Länge gleichgültig sind, widerspricht dieser Behauptung nicht, sondern bestätigt sie vielmehr, weil es eben nur ganz bestimmte Stellen sind, wo diese Gleichgültigkeit statthat. Dennoch ist nicht zu leugnen, daß nach den bestimmtesten Zeugnissen der Alten der Rhythmus die Sylben zieht wie er will. Longin sagt: der Rhythmus mache auch die Kürze lang, und Diomedes, er mache auch die Länge kurz, welches letztere der bedenklichere Fall ist. Es kommt darauf an, wie diese Behauptung damit vereinbar sei, daß die musikalische Behandlung der Gedichte die Länge und Kürze nicht habe aufheben können. Da lang und kurz ganz relative Dinge sind, so kann die Angabe, der Rhythmus mache die Kürze lang und die Länge kurz, nicht so genommen werden, daß etwa, wenn ein Dichter, wie Pindar in der ersten olympischen Ode, sieben Kürzen ◡ ◡ ◡ ◡ ◡ ◡ ◡ setzt, der Rhythmus diese in sieben Längen umgestaltet habe, indem er jeder Kürze die doppelte Zeit zugemessen habe, und dann der folgenden Länge auch die doppelte ihrer gewöhnlichen: denn die relative Geltung der Länge und Kürze bliebe dann dieselbe, und der Rhythmus hätte nur die absolute Dauer der Zeiten verändert. Jene Behauptung kann nur den Sinn haben, daß z. B. ein Trochäus — ◡ durch den Rhythmus in einen Jambus ◡ — habe

umgestaltet werden können. Ich wiederhole, daß die Dichter müßten toll gewesen sein, wenn sie Trochäen in den Wörtern ausgedrückt hätten, damit der Rhythmus sie ins Gegentheil verwandle. Es muß also mit jener Behauptung eine besondere Bewandtniß haben, und ich glaube sie gefunden zu haben. Nachdem Felix Mendelssohn die Antigone componirt hatte, machte ich gemeinschaftlich mit ihm einen Versuch, in den Chorpartien den Takt anders zu bilden, als er ihn angenommen hatte, weil ich überzeugt war, daß er nicht die Intention des Sophokles getroffen habe. Im letzten Chorgesang kommen die Worte καὶ Δι|ὸς βα|ρυβρεμέτα vor; ich verlangte, er solle die zwei Trochäen, die im Anfange derselben vorkommen, jeden von beiden so bezeichnen, daß sie sich absonderten und jeder für sich abgestoßen werde, um dem zu entsprechen, was ich als doppelte Basis ˘́ ∪ | ˘́ ∪ | bezeichne. Wie bewerkstelligte er dies nun? Er setzte

— ∪ — ∪
♩ 𝅗𝅥 ♩ 𝅗𝅥

das ist nach der Taktbezeichnung ∪ — ∪ —. Also hatte er zwei Trochäen in zwei Jamben umgestaltet. Als er es vortrug, hörte man doch nur zwei getrennte Trochäen oder, was gleichbedeutend ist für solche Stellen, zwei getrennte Spondeen; aber er erklärte, er müsse so notiren, damit die Sänger den beabsichtigten Vortrag erreichten. Die Alten werden ebenso die Notation gemacht haben (natürlich mit andern Zeichen für die Taktnoten), und so ergab sich durch die Notation des Rhythmus oder Taktes (welche Worte für sie gleich sind), daß die Länge kurz, die Kürze lang wurde. In solchen Erscheinungen, deren Zahl sehr groß und gewiß sehr verschiedenartig und man=

nigfach war, und sich nicht mit Einer Formel erschöpfen läßt, liegt die Auflösung des Räthsels. Ich gehe hier nicht darauf ein, ob drei-, vier- und mehrzeitige Längen in der musikalischen Behandlung der Poesie vorgekommen seien, da Sie hiervon nicht sprechen; ich sage nur, daß ich es zugebe oder in Abrede stelle, je nachdem es näher bestimmt wird.

Die Betrachtung des Dionysios über die verschiedene Länge des ἦ und σπλὴν hat mit dem rhythmischen Gebrauche der Sprache keinen Zusammenhang, obgleich sie, wie der Scholiast des Hephästion (S. 78) zeigt, den Rhythmikern ihren Ursprung verdankt, die z. B. sagten: ὦς sei 2½ Zeiten lang; denn jeder Consonant sei eine halbe Zeit. Die Grammatiker oder Metriker sahen bloß auf lang und kurz; die Rhythmiker, welche die Zeit der Töne der Sprache genauer betrachteten, fanden, daß die Längen und Kürzen verschieden seien; aber deßhalb ist doch nicht daran zu denken, daß etwa in der rhthymischen Anordnung der poetischen Versmaße ἦ zwei, σπλὴν vier Zeiten gehabt hätte; denn abgesehen von dem Unverständigen, was in diesem Verfahren gelegen hätte, wäre es auch unmöglich folgerecht durchzuführen gewesen. Die Sprache und der poetische Gebrauch der Sprache, ich behaupte, selbst wenn sie mit Gesang oder Tanz oder beiden verbunden ist, kennt nur die Dimension von 1 und 2, doch so, daß die Einheit sehr verschiedene Maße haben kann, nur nicht verschiedene innerhalb desselbigen metrischen Ganzen, z. B. innerhalb der Dipodie ⏒ ⏑ – ⏑; eine Ausnahme machen nur gewisse irrationale Verhältnisse, die von den Alten überliefert sind. Die Verschiedenheit der Länge von σπλὴν und ἦ ist bloß eine von

den Rhythmikern angemerkte factische; aber sie geht nicht in den Kunstgebrauch ein, ist auch gar nicht so bestimmt meßbar, daß, wie es bei dem genannten Scholiasten heißt, jeder Consonant eine halbe Zeit wäre; sonst müßte σπλὴν meßbar 4 gegen ἢ als 2 sein, was offenbar nicht wahr ist, und σπ müßte gleich ε oder ο sein, was ebenso sicher falsch ist: vielmehr ist der Ueberschuß von σπλὴν gegen ἢ ein irrationaler, welcher für den metrischen und rhythmischen Gebrauch verschwindet. Noch bedeutender ist der Unterschied der Länge φύσει und θέσει, natura et positione; die letztere, wie in μονότροπος, ist eigentlich eine conventionelle oder positive, was der Ausdruck selbst besagt, wovon ich freilich nur wenige überzeugen kann: aber allerdings hat diese Setzung (θέσις) eine Veranlassung, nur keine Nothwendigkeit, denn man kann ebenso gut auch μονŏτροπος sprechen. Die Naturlänge ist dagegen unabänderlich; denn η und ω sind grade zu εε und οο, und nur gewisse wohl begründete Umstände können eine Kürzung einer solchen Länge veranlassen, wie in ἥρωας oder πλάγχθη ἐπεὶ Τροίης.

Die Poesie der Alten, insonderheit ihre lyrische Poesie, ist Musik in Sprachtönen. Was Sie an der Einwirkung der hohen und tiefen Töne auf das Zeitmaß (oder doch auch umgekehrt des letzteren auf jene) sagen, und was Sie vom Tempo bemerken, hat bei den Alten unstreitig selbst in der Poesie große Anwendung gehabt. Die Alten häufen oft die Kürzen, wie Aeschylos im Prometheus sechzehn nacheinander hat: ἀπόλεμος ὅδε γ᾽ ὁ πόλεμος ἄπορα πόριμος — solche Partien gehörten offenbar hohen Tönen und einer höheren Tonart an; dagegen das berühmte Spondeiakon des Terpander,

– –́ – – – –́ –
– –́ – – – –́ –
– –́ – – – –́ –

paßt nur zu einer tieferen Tonart, und war gewiß Dorisch und in tiefen Tönen gesetzt. Die gehäuften Kürzen erfordern auch ein schnelleres Tempo, und umgekehrt die gehäuften Längen. Wer im ersten Buche der Ilias den Vers

οὕνεκα τὸν Χρύσην ἠτίμησ' ἀρητῆρα
–́ ⏑ ⏑ – – –́ – – – –́ – – –

gleich rasch vortragen wollte, wie die gewöhnlichen Hexameter, oder gar wie

αὖθις ἔπειτα πέδονδε κυλίνδετο λᾶας ἀναιδής,

müßte ohne alles Gefühl sein. Auch ist die Kunst der Griechen in der Wahl der Kürzen und Längen für die Malerei des Gedankens außerordentlich und bis ins Kleinste durchgeführt. Wenn Sie endlich vom Abbrechen des Taktes des Verses mitten in einem Worte sprechen, und keinen rechten Glauben an die antike Brauchbarkeit desselben haben, so begegnen wir uns hier außerordentlich; ich weiß nicht, ob und wie viel Kunde Sie von meinen Untersuchungen darüber haben, die mir so vielen Zank auf den Hals gezogen haben, will aber wenigstens einige Worte darüber sagen. Innerhalb des Verses erfordert ein kräftiger Bau desselben einen Widerspruch des Taktes und der Wortreihen, wodurch auf die letzte Sylbe des im Widerspruch stehenden Wortes ein stärkerer Nachdruck fällt, weil sie den neuen Taktschlag erhält; und umgekehrt wird der Taktschlag dadurch selbst provocirt, wie bei Pindar Pyth. I.

χρυσέα φόρ|μιγξ Ἀπόλλω|νος καὶ ἰοπολοκάμων
–́ ⏑ – – | –́ ⏑ – – | –́ ⏑⏑ – ⏑⏑ –

Darin liegt das Wesen der Cäsur, welches die Meisten nicht begriffen haben. Die entgegengesetzte Weise gibt zwar nicht überall, aber in dieser Art Rhythmen eine weiche und schlaffe Composition, die aber in gewissen Fällen auch beabsichtigt wird. Die Brechung eines Wortes zwischen zwei Versen habe ich aber aus den Alten vertrieben, und so einleuchtend, daß ich den Beweis für mathematisch sicher halte. Nur die Trennung einer Enklitika von dem Wort, an welches sie angeschlossen ist, habe ich noch stehen gelassen, wie

ὄνυχας ὀξυτάτους ἀκμάν
τε δεινοτάτων σχάσαις ὀδόντων

und zwar als absichtliche Malerei: doch kann man auch hieran zweifeln. Durch die evidente Lehre, daß kein Wort zwischen zwei Versen gebrochen werden dürfe, werden jedoch Ausnahmen nicht aufgehoben. Wie Sie bemerken, entsteht dadurch eine komische Wirkung, und um diese hervorzubringen, haben die Alten sich die Ausnahme gestattet, theils in der griechischen Komödie, theils wie Horaz in Gedichten von leichtem Ton, „ut ridiculam addat verbo vim et auctoritatem," wie ich ganz mit Ihnen übereinstimmend De metr. Pind. I, 13. S. 82 gesagt habe. Man kann aber damit auch noch Anderes erreichen, wie ich ebendaselbst auseinandergesetzt habe, und der feine und launige Simonides hat zwar aus Noth, aber nicht ohne Kunst und Geschmack diese Schleppung eines Wortes durch zwei Verse angewandt. Analog ist der Uebergang einer Wortperiode in einen folgenden Vers oder in eine neue Strophe, um das im Widerspruch beider stehende Wort zu heben, wie gleich vorn in der Ilias βάλλ᾽· αἰεὶ δὲ πυραί — wo die Stellung des

Wortes βάλλ' malerisch das scharfe Treffen des Pfeiles heraushebt; und bei Pindar Olymp. II. im Anfange des letzten Epodos Θήρωνος.

Was Sie vom Gezwitscher des Jtacismus sagen, muß Jeder, der Ohren hat, unterschreiben, schon wenn er den ersten Vers der griechischen Poesie liest:

Minin aïde thea Piliiadeo Achilios.

Wenn Eta und Jota gleich gelautet hätten, wie hätte man denn bis auf Simonides, und in Athen in allen officiellen Schriften bis auf den Archon Euklid, das Eta und Epsilon mit demselben Charakter E bezeichnen können? Dieser einzige Grund genügt statt aller.

Die schönen Zusammenstellungen, welche Ihr siebenter Brief enthält, scheinen kaum zu weitern Bemerkungen Anlaß zu geben; indessen sind mir doch einige dabei eingefallen, die ich, da ich sie einmal gemacht habe, auch niederschreiben will. Schon vor Herodot scheint es Sitte gewesen zu sein, daß der Verfasser eines Geschichtwerkes statt eines Titels sich in den ersten Worten des Buches selbst nannte und etwas über seinen Zweck oder seine Ansicht sagte. So begann der alte Hekatäos mit den Worten: „Hekatäos der Milesier spricht also: Folgendes schreibe ich, wie ich es für wahr halte; denn die Reden der Hellenen sind viele und lächerliche, wie sie mir scheinen" (Demetrios de elocut. 12). Man erwartet also auch bei Herodot einen ähnlichen Eingang; aber derjenige, den wir haben, von fünf oder sechs Zeilen, sieht doch sehr angeflickt oder vorgeflickt aus, um mich eines von Ihnen gebrauchten Ausdruckes zu bedienen. Zwar hat ihn schon Aristoteles (Rhet. III, 9) vorgefunden, nur daß in seiner Recension Herodot sich einen Thurier, nicht einen Hali-

karnassier nennt; aber es kann doch schwerlich aus der Luft gegriffen sein, wenn Ptolemäus Hephästionis bei Photios Bibl. 190 erzählt, der Hymnograph Plesirrhoos der Thessaler, Herodot's Liebling und Erbe, habe diese einleitenden Worte vorgesetzt. Nikol. Falck in seiner kleinen Schrift: „De historiae inter Graecos origine et natura" (Kiel 1809) geht noch weiter, und will C. 1—5 für Zusatz des Genannten gehalten wissen, und in der That würde das Werk mit C. 6 schöner beginnen; denn jene ganze Partie vor C. 6 steht doch sehr unverbunden da. Ich denke, die Sache verhält sich so: die Einleitung im engern Sinne (die ersten Zeilen) sind wirklich von Plesirrhoos, aber nach der Intention der Verfassers zugesetzt, der sich die letzte Redaction und die Einleitung, wie wir die Vorreden, bis zum Abschluß vorbehalten hatte; das Uebrige bis zu Ende des 5. Capitels ist ein späterer Zusatz des Verfassers selbst, wie viele kleine Partien in dem Werke es sein möchten, dessen einzelne Theile gewiß nicht in Einem Zusammenhange verfaßt sind. Arbeiten wir denn nicht auch so? Und gewiß nahmen die Alten sich mehr Zeit als wir zu ihren Büchern. Thucydides hat an seinem Werke sehr lange gearbeitet, und scheint auch nicht zu Ende gekommen zu sein; denn er konnte nicht da schließen wollen, wo er geendet hat. Sie vermissen in den letzten Büchern selbst etwas, und bekanntlich vermißt man im letzten die Reden; ich finde nichts wahrscheinlicher, als daß, wie schon im Alterthum vermuthet oder überliefert war, die Tochter des Thucydides das Werk aus seinen Papieren zu Ende geführt hat, so weit es vorliegt. Ganz ähnlich verhält es sich mit den Platonischen Gesetzen, die Einige wegen einigen Unvollkommen-

heiten oder aus andern nichtigen Gründen für unächt halten wollten.

Ihr letzter Brief schlägt so viele Saiten in meiner Seele an, daß ich über das Thema desselben ein ganzes Concert mit Ihnen spielen möchte; worin ich schon ausspreche, daß wir harmoniren, wenn ich auch nicht immer denselben Ton wie Sie anschlüge. Mit andern Worten: wenn ich darüber schreiben sollte, würde ich ohngefähr dasselbe wie Sie sagen, nur die Sachen mir etwas anders zurecht legen, und damit will ich Sie nicht langweilen. Doch erlaube ich mir drei Anmerkungen: 1) Sie heben das Romantische der Odyssee hervor. Ferd. Rinne, der in dem Winkel einer Schule darbt, so viel ich weiß, hat die Odyssee in Stanzen übersetzt: wie wenig auch die Stockphilologen darauf halten mögen, hat mir diese schöne Arbeit das Romantische der Odyssee ganz ins Licht gestellt; es fehlte bloß die romantische Form, um es hervortreten zu lassen. Kennen Sie das Buch nicht, so empfehle ich es Ihnen: mein Urtheil ist um so unbefangener, da ich auf andern Gebieten das Vertauschen der Formen, wie Sie wissen, durchaus misbillige, namentlich beim griechischen Drama das Uebertragen in Fünffüßler, wodurch viel verloren und nichts gewonnen wird, als daß man dem Herkommen fröhnt, und etwa dem Kurzathmigen $1/_6$, oft aber auch nur $1/_{12}$ des Kraftaufwandes für Einen Vers erspart. 2) In der Schillerschen Behauptung, der alte Dichter sei mächtig durch die Kunst der Begrenzung, der neue durch die Kraft des Unendlichen, liegt mir doch mehr Wahrheit, als Sie anzuerkennen scheinen: vielleicht ist bloß die Formel etwas anders zu fassen. Aber Shakspeare im Gegensatz gegen die Griechen gibt für den Grundgedanken, den Schiller bezeichnen will,

doch schon allein den Beweis, obwol Annäherungen an Shakspeare auch in den griechischen Tragikern verborgen liegen. 3) In dem Schiller'schen Gegensatz des Naiven und Sentimentalen liegt doch auch eine tiefe Wahrheit; nur hat Schiller die sentimentalen Elemente des Alterthums viel zu gering angeschlagen. Wilhelm v. Humboldt hielt, wie mir Alex. v. Humboldt erzählt hat, die Alten für sehr sentimental, und wie Sie schon bemerkt haben, ist das Sentimentale selbst natürlich: es liegt in dem natürlichen Menschen ein tiefes Gefühl der Trauer, welches im Alterthum gerade in den mit Recht sogenannten Naturreligionen mit größter Macht hervortrat; und diesem Gefühle ist die Elegie entsprungen, unstreitig in Verbindung mit vorderasiatischen Trauerculten und threnetischem Flötenspiel, und schon in sehr alten Zeiten; denn daß Simonides erst die threnetische Elegie erfunden habe, ist eine seltsame Grille.

Ich eile zum Schluß; er sei damit gemacht, daß ich in den Ihrigen einstimme, ohne den erwähnten Mißton untersuchen zu wollen, ob er wirklich ein unabhängig für sich bestehender war, oder vielmehr eine Dissonanz, die sich auflösen sollte und deren Auflösung nur unterbrochen wurde, und zwar ohne unser Zuthun. Es ist genug, daß Sie von ihm sagen, er sei von Außen gekommen.

Vierzehnter Brief.

Panofka an Raumer.

Berlin, 30. Mai 1850.

Während ich aus Ihren sämmtlichen Briefen höchst dankenswerthe Belehrung und das in heutiger Zeit um so erfreulichere Gefühl übereinstimmender Denkungsart schöpfte, machte der einzige, Pausanias betreffende Brief auf mich den entgegengesetzten Eindruck. Nicht weil eine acht und zwanzigjährige sehr ernste Beschäftigung mit diesem Schriftsteller mich, wie Horaz es älterlicher Affenliebe vorwirft, blind gegen die körperliche und geistige Verwachsenheit des sorgsam gepflegten Zöglings macht, sondern weil die meisten Punkte Ihrer Anklage mir theils unverdient, theils unbegründet scheinen. Die volle Absolution hat sich jedoch Ihr Brief durch Böckh's Antwort, die wir Ihnen allein verdanken, in meinen Augen erworben, weil dieser Alterthumsforscher, nachdem er in zwei Universitätsprogrammen über Form und unnatürliche Schreibart des Pausanias das gediegenste Urtheil gefällt, nunmehr in dieser Antwort über den inneren Werth dieses Reisebeschreibers eben so treffend und gründlich als kurz sich ausspricht.

Indeß zum erschöpfenden Verständniß des Pausanias reicht die tiefste Kenntniß der griechischen Sprache, selbst wo sie im Bunde mit der umfassendsten Einsicht in die öffentlichen und Privat-Alterthümer sich zeigt, nicht hin: es bedarf hiezu noch drei anderer Faktoren zur Erleuchtung enger und dunkler, oft nicht gefahrloser Pfade. Sowie für die Beurtheilung seiner topographischen Verdienste Vertrautheit mit den beschriebenen Lokalitäten durch Autopsie zur unerläßlichen Bedingung wird: so bleibt ein größerer Theil dieses Buches, insofern er die tiefste Forschung griechischer Religion und Mythologie einerseits, und die reichste antike Bilderschau andererseits voraussetzt, so lange dem Leser verschlossen, bis Pausanias, wie seinen chorographischen Commentar durch Professor E. Curtius, so seinen mythologischen und archäologischen Commentar, wovon Sie neulich zwei Drittel der Arbeit bereits fertig bei mir in Augenschein nahmen, erhalten haben wird, und alsdann in einem ganz andern Lichte als bisher erscheinen dürfte. Zur Begründung dieser Behauptung und zugleich als Muster für Pausanias' Lesung und Erklärung mag ein Beispiel hier an seinem Platze sein.

Im Umkreise des Aeskulaptempels zu Epidauros (äußert sich Pausanias II, 27, 4) ist, abgesondert von den übrigen, ein alter Denkpfeiler; „er sagt, Hippolyt habe dem Gott zwanzig (εἴκοσι) Pferde geweiht. Mit der Inschrift dieses Denkpfeilers Uebereinstimmendes erzählen die Bewohner von Aricia, den in Folge der Flüche seines Vaters Theseus gestorbenen Hippolyt habe Asklepios wiederauferweckt."

Das Sinnwidrige dieser Stelle haben sämmtliche Herausgeber und Uebersetzer des Pausanias auf sich

beruhen lassen, und weder an der übermäßigen Zahl Pferde, die Hippolyt geweiht haben soll, Anstoß genommen, noch daran, daß ein so großartiges Roßgeschenk nicht etwa den königlichen Marställen zu Stuttgard oder Hannover, sondern gerade dem Gott zu Theil werden sollte, der, wie weit man auch den Kreis der Rosse-zeugenden, nährenden, schützenden Götter (θεοὶ ἵππιοι) — Poseidon, Athene, Hera, Ares (Paus. V, 15, 4), Artemis (Paus. VIII, 14, 4), Selene, Helios (mit Pferdeopfer Paus. III, 20, 5) — ausdehnen mag, doch niemals darin das geringste Plätzchen für sich in Anspruch nehmen kann. Ebenso wenig läßt die Zahl zwanzig unter dem Deckmantel einer heiligen Zahl, wie drei, sieben, neun, sich an dieser Stelle schützen und rechtfertigen. Daß aber Pausanias so wenig als Hippolyt an ein Weihgeschenk von zwanzig Pferden gedacht hat, lehrt schon ein flüchtiger Blick auf den Mythos selbst.

In Folge des Fluchs des Theseus und seines Gebets zu Poseidon hatte dieser einen Meerstier aufsteigen lassen, welcher die Rosse des am Ufer vorüberfahrenden Hippolyt scheu machte und den Sturz und Tod des von Phädra fälschlich angeklagten Jünglings herbeiführte. Des Asklepios Kunst erweckte ihn darauf von den Todten; daher nichts natürlicher war, als dem Gott das Bild seiner Todesgefahr in seinem Viergespann zu weihen, gerade wie Andre, die ein Bein oder eine Hand gebrochen hatten, sobald Asklepios sie geheilt, ihm dasselbe Glied (bisweilen bloße Augen, Nase, weibliche Brüste in Relief) aus Marmor mit erklärender Inschrift in seinen Tempel gleichsam als Tropäum hinschenkten. Daraus folgt, daß hier nur von vier Pferden, oder richtiger von einem Vier-

gespann die Rede sein kann, welches nach der Analogie anderer Stellen (Paus. VI, 1, 2. VI, 10, 2) durch das Wort ἵπποις ohne Hinzufügung der Zahl vier hinlänglich bezeichnet wird.

Was machen wir aber mit dem Wort εἴκοσι zwanzig? Dasselbe Wort, nur mit andrem Accent, nämlich εἰκόσι, bedeutet in Portraiten und stand wahrscheinlich im ursprünglichen Text, so absonderlich auch auf den ersten Blick die grammatische Construction, „Pferde in Portraiten (in effigie, nicht in natura) weihen," erscheinen mag. Diese Auffassung rechtfertigt sich vollkommen erstens durch die Erwägung, daß die Inschrift in Versen abgefaßt war und aus einem oder mehreren Distichen bestand, aus welchen Pausanias Worte für seinen Text entnahm, zweitens daß Euripides in der Iphigenia in Aulis V. 238 „in goldnen Bildern standen die Nereiden an den Vordertheilen der Schiffe," dieselbe Construction anwandte, welche in späterer Kaiserzeit selbst in Prosa auf Inschriften (Boeckh Corp. Inscr. graec. II, 2089) vorkömmt.

Ueber die Vorstellung selbst, nämlich ein vor dem aus den Wogen aufsteigenden Meerstier scheuwerdendes Viergespann, neben welchem Hippolyt geschleift und sterbend am Boden liegt, können wir um so weniger in Zweifel sein, da auf dem berühmten Agrigentiner Sarkophag [1]) die eine schmale Seite uns das tragische Ende des Hippolyt auf diese Weise vergegenwärtigt. Muß man sich nun auf dem Votivpfeiler im Asklepieion zu Epidauros diese Vorstellung ebenfalls in Relief denken, auf der oberen Hälfte des Monuments, da die untere für die erklärende Inschrift bestimmt war? Ich glaube nicht, vermuthe vielmehr,

daß εἰκόσι hier wie bei Φιλοστράτου εἰκόνες für Gemälde gesetzt ist, wobei der Umstand noch Berücksichtigung verdient, daß es hier nicht ein gewöhnliches Viergespann, wie Sieger es aufzustellen pflegten, gilt, sondern das Ebenbild jenes Wagens des Hippolyt, als seine Pferde sich bäumten und ihn vom Wagen stürzten. Für diese Ansicht spricht auch, daß die ältesten Stelen, die wir griechischen, großgriechischen und etrurischen Ausgrabungen verdanken, weniger von Marmor als von gebrannter Erde sind, und mit Malereien im alterthümlichen Styl, übereinstimmend mit dem Charakter ihrer Inschriften, geschmückt ans Licht treten.

Aus diesem Beispiel läßt sich deutlich ermessen, wie thöricht die Philologen noch immer das Heil für Pausanias von einer auf irgend einer Klosterbibliothek einmal zu entdeckenden besseren und lückenfreien Handschrift erwarten, indeß für die offenbaren sowol als unerkannten Lücken und Textfälschungen die wahre und sichere Hilfe nur von gründlicher Religions- und Kunstforschung geboten werden kann.

Um aber, geehrtester Freund, dem Verdacht zu entgehen, als sei ich für Pausanias, dessen Erklärung ich zu einer meiner Lebensaufgaben gewählt, begreiflicher und verzeihlicher Weise parteiisch eingenommen: so will ich meine Pausaniasepistel damit schließen, daß ich einen groben Fehler dieses Schriftstellers ans Licht stelle, von dem man sich wundern müßte, daß weder die verschiedenen Herausgeber, noch die sonstigen Forscher schriftlichen und bildlichen Alterthums ihn nicht schon längst entdeckt haben, wenn nicht der gerügte Mangel an Lesern comme il

faut sich vor allem bei Pausanias recht fühlbar machte und das Räthsel erklärte.

Die Stelle ist Paus. VIII, 37, 2 und betrifft das vier Stadien von Akakesium in Arkadien entfernte berühmte Heiligthum der Despoina. Nachdem er die Tempelstatuen der auf einem Thron nebeneinandersitzenden Erd- und Mysteriengöttinnen Demeter und Despoina beschrieben, fährt er fort: „Auf der einen Seite des Throns neben Demeter steht Artemis mit umgelegtem Hirschfell, den Köcher auf den Schultern, in den Händen hält sie in der einen eine Fackel, in der andern zwei Schlangen; neben der Artemis liegt ein Hund, wie er zum Jagen nöthig ist.“

Niemand hat an den zwei Schlangen in der einen Hand der Diana Anstoß genommen, obwol weder griechische Sprach- noch Bilderkenntniß dazu gehört, um von der Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit dieses Experiments, zwei Schlangen in einer Hand festzuhalten, ohne daß eine davon bald entgleitet und entschlüpft, sich zu überzeugen. Deshalb liefert die bildende Kunst der Alten kein einziges Beispiel dieses Kunststücks, sondern wir treffen bei Aeskulap, Hygieia, den Bacchantinnen, insbesondere den Furien stets nur eine Schlange in ihrer Hand; wenn die beiden letzteren mit zweien drohen, zeigt sich eine jede derselben in verschiedener Hand. Hieraus folgt, daß Pausanias hier einmal sich das zu Schulden kommen ließ, was neueren Archäologen auf Reisen weit öfter begegnet: er hat in der Eile nicht genau genug gesehen und demgemäß falsch beschrieben. Wie aber? wir kennen doch sonst Pausanias als genauen und gewissenhaften Bildwerkbeschauer und Beschreiber, und müssen

überdies bekennen, daß das Bild zweier Schlangen sich nicht aus den Fingern saugen läßt, vielmehr in den Attributen der Statue die Berechtigung zu solcher Auffassung gelegen haben muß.

Lassen wir nun für einen Augenblick das Problem der beiden Schlangen aus dem Spiele, und kümmern uns um den eigenthümlichen Charakter dieser Diana, so nehmen wir bald wahr, es gilt hier nicht, eine kurzgeschürzte Jagdgöttin im Sturmschritt mit nebenher laufendem wildlustigen Spürhund, sondern eine Lichtgöttin der Nacht, worauf sowol die leuchtende Fackel in ihrer Rechten, als das den gestirnten Himmel versinnbildende Hirschfell, welches sie über dem langen Untergewand trägt, hindeutet, während der hingekauerte Hund im Verein mit der Fackel an ihren Beruf als Geburtsgöttin erinnert.

Je häufiger wir aber in den verschiedensten Denkmälergattungen einer solchen Diana begegnen, mit am Rücken befestigtem geschlossenen Köcher, als Andeutung, daß sie jetzt keinen der unfehlbaren Todespfeile absendet: desto unzweifelhafter dürfen wir nach diesen Analogien, in der andern Hand dieser von Pausanias beschriebenen Statue einen Bogen voraussetzen. Die griechische Kunst macht uns aber vorzugsweise mit zwei Arten von Bogen bekannt, dem dorischen und dem scythischen, welcher letztere in schlangenförmiger Biegung von den Dichtern deshalb mit einem griechischen S (Z) verglichen wird. Beide Arten von Bogen endeten bisweilen in Schlangenköpfen; wegen der übrigen schlangenförmigen Gestalt des scythischen Bogens ziehen wir vor, einen solchen in der Hand dieser Artemis anzunehmen. Indem

aber Diana einen solchen Bogen in der Mitte hielt, konnte es dem Pausanias vorkommen, als hielte sie zwei Schlangen. Daß übrigens die Ausschmückung des Bogens der Göttin mit einer Schlange oben und einer unten nicht als bloßer Künstlereinfall betrachtet werden darf, vielmehr die obere als Heilschlange auf Diana die Heilgöttin, Artemis-Soteira, die untere als Symbol der Strafgöttin Artemis-Hekate (der Furien Oberste) hinweist, kann zu Gunsten einer vollständigen Erklärung dieser Stelle nicht verschwiegen bleiben.

Aus gleichem Grund empfehle ich, um das Standbild der Artemis sich richtig vorzustellen, den Vergleich der Diana eines bemalten Agrigentiner Gefäßes (Monum. inéd. de l'Instit archéol. Tom. I, Pl. XX), und für den nicht blos in zwei Schlangenköpfe ausgehenden, sondern überdies wie Schlangen gerieften Bogen, ein Vasenbild bei Gerhard (Auserlesene Vasenbilder I, 28) und für andre in zwei Schlangenköpfe ausgehende Bogen den Münztypus der Gens Papia bei Morelli Thes. num. Tab. 2, 15, und ein pompejanisches Wandgemälde Mus. Borb. II, 53.

Merkwürdiger Weise hat C. O. Müller (Denkmäler alter Kunst I, LXII, 311) das gleiche Versehen, was wir soeben an Pausanias rügten, bei Beschreibung der berühmten bronzenen Cista von Präneste begangen, wo er „Demeter, welche eine Schlange hält", sieht, während daselbst eine Göttin mit scythischem Bogen in Schlangengestalt sich zeigt.

---

1) Gerhard Archäol. Zeit. 1847. N. F. Taf. VI.

Funfzehnter Brief.

Raumer an Böckh.

Bücher (sagt das Sprichwort mit Recht) haben ihre Schicksale. So hegte ich in meiner Jugend den Plan, meine Vorlesungen über alte Geschichte auch auf die Römer auszudehnen. Als jedoch Niebuhr's römische Geschichte erschien, gab ich dies Vorhaben auf, weil meine Ansichten in vielen Dingen von den seinigen abwichen; jede Abweichung aber damals wie ein Verrath an der Wahrheit und ein unsinniger Hochmuth betrachtet wurde. Wenn die unbedingt Gläubigen, Einreden von Männern wie Wachsmuth und Schlegel mit Hohn zurückwiesen; welch Schicksal wäre mir wol zu Theil geworden! Seitdem hat sich freilich viel verändert, und Sie z. B. steinigen mich nicht für das, was ich in meiner Abhandlung über die römische Staatsverfassung gesagt. Zu bejahrt, um große geschichtliche Arbeiten wieder aufzunehmen, begnüge ich mich in meiner jetzigen glücklichen Muße manche alte Schriftsteller wieder zu lesen, welche ich (anderer Beschäftigungen halber) lange zur Seite legen mußte. Zu diesen gehört Polybius. Er gibt mir Veranlassung, Ihnen nach Ihrer Erlaubniß allerhand vorzuplaudern.

Man nimmt, und wol mit Recht, an: Polybius sei in Hinsicht auf Schönheit und Abrundung der Darstellung, nicht den ersten historischen Künstlern beizuzählen; ja, vielleicht ließen sich (wenn wir sein ganzes Werk besäßen) auch Einwendungen erheben gegen die Anordnung größerer Theile. Er besitzt ferner nicht die Kraft der Begeisterung, welche (wie im Thucydides und Tacitus) fortreißt und aufs Tiefste erschüttert. Hingegen finden wir (was nur zu oft fehlt, oder zu gering geschätzt wird) sehr viel gesunden Menschenverstand, und eine Kritik der Thatsachen, welche zum Ziele führt weil sie nicht Haare spaltet, und sich vom Unglauben wie von Leichtgläubigkeit fern hält.

Zwei Dinge, über welche Polybius sich selbst lobt und auf welche er mehre Male zurückkömmt, geben Veranlassung zu einer näheren Betrachtung: erstens, der Vorzug einer allgemeinen Geschichte, vor allen besondern Geschichten. Zweitens die pragmatische Behandlung derselben. — Daß die allgemeine Geschichte mehr umfaßt als jede besondere, daß sie also der Quantität nach voransteht, leidet keinen Zweifel; daraus folgt aber (wie ich schon früher bemerkte) keineswegs daß sie sich zu einem abgeschlossenen Kunstwerke besser eigne. Wenn die Theile der allgemeinen Geschichte in engerem Zusammenhange stehen und sich gegenseitig erläutern (wie die Erzählung der sich rasch verbreitenden römischen Weltherrschaft), so hat Polybius ganz recht, sie nicht auseinanderzureißen und zu verstümmeln. Hätte er hingegen einen frühern Zeitraum behandelt (wie z. B. Dionysius von Halikarnaß), so wäre in der That keine Nothwendigkeit vorhanden gewesen, Griechisches, oder gar Asiatisches und Afrikani-

sches neben dem Römischen herlaufen zu lassen. Es kann also ein Geschichtschreiber Recht thun, sowol durch umfassendes Ausdehnen seines Gegenstandes, als durch Beschränken auf das im engeren Sinne Zusammengehörige. So durfte ich in meiner Geschichte der Hohenstaufen die Kreuzzüge nicht zur Seite lassen, wol aber Portugal und Spanien, Schweden und Norwegen.

Es gibt überhaupt für jede Organisation einen Mittelpunkt des Lebens und der Bewegung. Die Biographie hat ihn so gut wie die Universalgeschichte. Fehlt kein nothwendiger Theil, ist kein entbehrlicher angehefter, so bildet jene in ihrer Art eben so ein Ganzes, einen Mikrokosmos, wie diese.

Dem Urtheile des Dionysius [1]): niemand könne, oder wolle, das ganze Werk des Polybius zu Ende lesen, kann ich nicht beistimmen. Abgesehen nämlich davon, daß wir gern das uns Fehlende, selbst in viel mangelhafterer Darstellung mit Dank annehmen würden, um unsere Kenntniß zu vermehren, hat Polybius (bei dem größeren Zuschnitt der Weltbegebenheiten seiner Zeit) gewiß nicht so viel Veranlassung gehabt, Kleinigkeiten aufzunehmen, als Thucydides, Xenophon und selbst Dionysius.

Wenn man gewisse Abschweifungen und Betrachtungen im Polybius als Excurse oder Noten betrachtete, so würden sie weniger Anstoß geben. Mir persönlich sind sie willkommen. Es mahnt mich, als unterbräche der verständige Mann den strengen Gang seiner Erzählung, um freundlich ein zugleich erholendes und belehrendes Gespräch anzuknüpfen.

Eben so wohlthätig wirkt sein überall sich offenba-

render sittlicher Sinn und seine Ehrfurcht vor Zucht, Maß, Gerechtigkeit und Tugend überhaupt. Hier könnten manche neuere, besonders französische Geschichtschreiber viel lernen, und alsdann einer Ansicht entsagen, welche angeblich die höhere, in Wahrheit aber für die Menschen verderblich und verdammlich ist, weil sie Freiheit und Zurechnung, so wie den Gegensatz von gut und böse aufhebt.

Wenn Polybius sich oft mit Nachdruck für das Praktische und Pragmatische der Geschichte erklärt, so dürfen wir zuvörderst wol annehmen, daß jenes vorzugsweise auf das Handeln hinweiset; dieses hingegen sich mehr auf Belehrung und Erkenntniß bezieht. Zur Erkenntniß führt aber vor Allem die Wahrheit; und diese ist wiederum nur im Zusammenhange, und in der Entwickelung der Ursachen und Wirkungen zu finden. Polybius will nicht bloß erzählen, daß etwas geschehen sei, sondern wie (πῶς, V, 21) es geschehen sei. Die rechte Erzählung bietet aber in der Regel beides zugleich, ohne daß es nöthig ist besonders zu sagen: „seht hier die Ursach, hier die Wirkung."

Nun gibt es jedoch neben großen Ereignissen, für welche so vollkommen genügende Ursachen vorliegen, daß eine Art von geschichtlicher Nothwendigkeit erkannt wird (z. B. die Auflösung des persischen, römischen und arabischen Reiches, das Steigen und Sinken des Papstthums u. dgl.), es gibt neben diesen auch andere wichtige Begebenheiten, hervorgerufen durch etwas Einzelnes, fast Zufälliges, so die Niederlage der Athener bei Aigos Potamoi und der hieraus hervorgehende Fall ihrer Macht. Bei noch anderen, besonders persönlichen Verhältnissen, greift Schicksal

oder Vorsehung so in den Gang der Dinge ein, daß keine höhere und längere Reihe von Ursachen und Wirkungen nachzuweisen ist, so z. B. beim Auftreten von Männern wie Alexander, Cäsar, Karl der Große, Friedrich II. u. s. w. ihr früher Tod, ihr langes Leben u. dgl.

Pragmatisch belehren, zur Anwendung hinleiten, Vorurtheile austilgen, Leidenschaften ermäßigen, soll also jedes tüchtige Geschichtswerk; Polybius sagt indessen ausdrücklich (IX, 2): er bezwecke vorzugsweise Nutzen, und keineswegs bloßes Vergnügen und Zeitvertreib.

Von diesem Standpunkte aus konnte er auch nicht (wie Thucydides und Livius) durch eine Ueberzahl von mehr oder weniger erfundenen Reden, Grundsätze erläutern oder Thatsachen in helleres Licht stellen. Die Reden z. B. des Chläneas und Lyciscus für und gegen die Macedonier (IX, 8) haben deshalb gewiß eine geschichtliche Grundlage, welche sich selbst in Form und Sprache kund zu geben scheint.

Gehen wir jetzt von der Persönlichkeit des Geschichtschreibers auf den Gegenstand und Inhalt seines Werkes über, so ist dieser (die Gründung und erstaunlich schnelle Erweiterung römischer Weltherrschaft) gewiß vom höchsten Interesse; — keineswegs aber heiter und rein erfreulich. Wir sehen weder die Völker in jugendlicher Frische und Begeisterung, noch in ruhiger besonnener Wirksamkeit des männlichen Alters; sondern jämmerlich erkrankt, oder so gewaltigen Anstrengungen hingegeben, daß Schwäche und Ausartung fast nothwendig folgen muß. Das bereits eingetretene Alter, oder das allmälige Veralten kündigt sich schmerzlich an; troß aller Bewunderung der im höchsten Glanze stehenden Römermacht, erkennt schon Polybius,

in welchen Richtungen das Sinken bevorstehe (durch Ehrgeiz, Habsucht und Pöbelherrschaft)[2]), und Scipio der jüngere weissagt auf den Trümmern Karthagos den Untergang Roms!

Betrachtungen über Könige, Königthum und Hofleute, wie sie Polybius anstellt (V, 11, 26), wären in früherer Zeit unmöglich gewesen, und seine Charakteristik der Demokratie (VI, 4, sie ehre Götter, Aeltern, Greise und gehorche den Gesetzen) zeigt mehr, wie sie sein sollte, als wie sie zu seiner Zeit war.

Bleiben wir zunächst bei Hellas stehen, so thut es eine sehr schmerzliche Wirkung, daß das einst so begeisterte, thätige, glanzreiche Athen fast gar nicht oder nur mit verdienten Unehren erwähnt wird.[3]) Die Gefahren von Persien her wurden die Quelle unvergleichlicher Entwickelung; den siegenden Spartanern trat Thrasybul wirksam entgegen; nach der Schlacht bei Chäronea zeigten sich die Gebeugten noch ehrenwerth und würdig; seit Miltiades hielten sie fest an dem großen Gedanken eines allgemeinen Hellenenthums, und Perikles hätte (ohne den neidischen Widerspruch der Spartaner) einen Bund, einen Bundesstaat gegründet, in Vergleich mit welchem der achäische Bund nur ein schwacher, kranker, oder Krankheit bezeugender Versuch war. Und nun lehrten Eurykleides und Mikion in Athen (V, 106) unter allgemeiner Zustimmung: es sei weise, sich um das Hellenische gar nicht zu bekümmern, sich davon ganz fern zu halten! — Wie erklärt sich solch ein Selbstmord? — während geringere Stämme und Städte in ihren Bewegungen, wenn auch keine Gesundheit, dann doch einiges Leben erweisen.

Leider zeigte jetzt auf der Westseite von Hellas (At-

tika gegenüber) ein früher unbedeutender Stamm sehr große Thätigkeit und Beweglichkeit, jedoch fast immer nur für eigennützige Zwecke. Willkür, Gewalt und Plünderung, ohne höhere Bildung, ohne hellenisches Maß und kluge Voraussicht, charakterisirt die für Griechenland so verderblichen Aetoler. [4]) Wenn König Philipp in Thermon (der ätolischen Stadt) wirklich 2000 Bildsäulen umwerfen ließ (V, 9); so waren diese gewiß nicht auf ätolischem Boden entstanden und auch nicht gekauft, sondern höchst wahrscheinlich in Kriegen zusammengeraubt. Ueberhaupt zeigen die Kriege jener Zeit so entsetzliche, unsinnige und nutzlose Zerstörungen, daß man sich wundern muß, wenn Hellas nicht bald zu einer Wüste ward. Des Polybius Ermahnung zu Milde und Mäßigung (V, 11; XVI, 1) war in der That schon eine Stimme in der Wüste.

Ueberhaupt litt die gesammte Politik, oder Staatskunst der Griechen noch immer an den alten Mängeln. Unzählige Parteien, Umtriebe, Einigungen und Trennungen drängen sich ohne Einsicht und genügenden Grund. Der Gesichtskreis bleibt beschränkt, die Mittel sind meist zweckwidrig und die Zwecke tadelnswerth. So wie später die Italiener (und oft auch die Deutschen), sahen die Griechen nicht über ihr Hellas hinaus; ein Verfahren völlig unangemessen und verderblich, seitdem an die Stelle des gefallenen persischen Reiches, in der abendlichen Welt Staaten wie Karthago und Rom entstanden waren.

Agelaos von Naupaktus (und eben so der rhodische Gesandte, V, 104, 107; XI, V) zeigte die rechte Stelle und das wahre Bedürfniß, er traf (nach dem Sprichworte) den Nagel auf den Kopf, als er die Griechen

dringend zu allgemeinem Frieden aufforderte und weissagte, daß sonst der siegende Theil (Karthago oder Rom) sie ohne Zweifel unterjochen würde. Statt dieser so furchtbaren als wahren Weissagung Gehör zu geben, warf man ihm von allen Seiten vor: er habe nur für das Ganze gesprochen, nicht aber für jeden Einzelnen besondere Vortheile nachgewiesen, oder verschafft. Derlei Aberwitz haben wir in unsern Tagen auch von Deutschen aussprechen hören, ungewarnt durch die Lehren der Vergangenheit und Gegenwart.

Da zur Zeit des Polybius große Gegensätze der Religion und der Verfassung die Völker weder zusammenführten, noch auseinanderhielten; so sollte man glauben, eine Staatskunst, welcher mithin fast ausschließlich Machtverhältnisse zu berücksichtigen blieben, hätte sehr einfach und einleuchtend sein müssen. Dennoch fand das Rechte keinen Anklang und unerhebliche Veranlassungen zu Trennungen wogen mehr, als die gewichtigsten Gründe für rettende Vereinigung. Manche Mittel, welche die zu übertriebener Vereinzelung geneigten Griechen wenigstens in einiger Beziehung zusammenhielten (so die Spiele, Feste, Orakel, Amphiktionen), hatten an Bedeutung verloren, und selbst der örtliche Zusammenhang, die landschaftliche Begeisterung ward geringer, seitdem die Verfassungsformen nicht mehr belebten und fremde (oder doch gleichgültige und zugleich eigennützige) Söldner, die Stelle freier Bürger einnahmen.

Noch übeler sah es aus in Syrien und Aegypten, denn wären die Königsstämme der Seleuciden und Ptolemäer auch weniger ausgeartet, so gewannen sie doch (wie verpflanzte Bäume) keinen festen Fuß, keine tiefere Wurzel;

denn es fehlte (trotz äußerer Größe und Macht dieser Monarchien) sowol an einer lebendigen Verfassung, als an innigem, kräftigem Zusammenhange mit den unterjochten, unbegeisterten, oder in alter Eigenthümlichkeit verknöcherten Völkern. [5])

Nur Rom und Karthago waren in jener Zeit wahrhaft kräftige Staaten; obwol sich aus ihrer Verschiedenheit ableiten ließ, welcher zuletzt obsiegen werde. Daß der Söldnerdienst den Karthagern Gefahr brachte, ist nur zu bekannt; desto größere Bewunderung verdient aber Hannibal, sein bunt zusammengesetztes Heer so viele Jahre lang einig, gehorsam, willig und tapfer erhalten zu haben.

Ueberhaupt ist nichts verkehrter als die, auch in unseren Tagen oft wiederholte Rede: daß einzelne Personen keineswegs irgendwo entschieden, sondern Alles allein von den Massen und den sachlichen Verhältnissen abhange. Hannibal ist karthagischerseits die Seele des ganzen zweiten punischen Krieges. Seine Vaterstadt, unendlich thätig zur Zeit des ersten punischen Krieges, ließ ihn viele Jahre fast ohne Unterstützung. Uneinigkeit der Feldherrn und ihre schlechte Führung veranlaßten den Verlust Spaniens, und die großen Schätze, welche Scipio in Karthagena erbeutete (X, 19), hätten hingereicht, zur rechten Zeit ein zweites größeres Heer nach Italien zu führen. Wäre endlich Philipp von Macedonien ein Mann gewesen, wie Hannibal; so würde von Osten her die Hilfe gekommen sein, welche Karthago aus Lässigkeit oder bösem Willen verweigerte.

Polybius (VI, 51) leitet den Fall Karthagos zum Theil davon ab, daß das Volk (die Demokratie) daselbst

größere Macht gehabt, als in Rom. Es bleibt unklar, worin diese größere Macht sollte bestanden haben. Vielmehr sind Zeugnisse, oder doch genügende Andeutungen zur Hand, daß vorzugsweise durch aristokratische oder oligarchische Parteiungen, eine folgerechte Verwaltung behindert und Hannibal's Plane gehemmt wurden. Auch war es eine der ersten und wichtigsten Unternehmungen Hannibal's nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt, die despotische Macht der oligarchischen Behörde der 100 Männer [6]) wesentlich zu beschränken und mit den übrigen Formen der Verfassung wieder in Uebereinstimmung zu bringen.

Polybius erzählt: bei der Eroberung von Neukarthago wären gefangen worden, zwei aus dem Rathe und funfzehn aus dem Senate. [7]) Diese Uebersetzung stimmt allerdings nicht genau mit dem griechischen Wortsinn. Jene Zahlen lassen jedoch voraussetzen, daß die zweite Behörde die zahlreichere war, weshalb man für dieselbe den Namen Senat beibehalten möchte. Da ferner neben demselben gar keine mitherrschende Körperschaft erwähnt wird, das Collegium der hundert Männer ausgenommen (welches der Zahl nach gewiß geringer war als der Senat), so vermuthe ich, daß jene zwei Gefangenen Mitglieder des ersten waren und überhaupt eine wesentlich aristokratische Einwirkung auf die Verwaltung der Landschaften (und auch wol der Heere) statt fand, von welcher sich nur Hannibal frei gemacht hatte.

Leider ist so viel von den späteren Büchern des Polybius verloren gegangen, daß wir nur in großen Zwischenräumen Einzelnes aus der Nacht hell hervorleuchten sehen, und kaum ein d a ß, viel weniger aber ein w i e

(πῶς) der Begebenheiten zu erkennen ist. Hiedurch entsteht indessen ein ganz eigenthümlicher, fast doppelt furchtbarer Eindruck und Gegensatz. Albernheit, Thorheit, Wahnsinn, Verbrechen der Herrscher und Völker, alle diese beleuchteten Spitzen des Jammers umdrängen uns, ohne daß auch nur die Möglichkeit solcher Zustände vermittelnd und in allmäligen Uebergängen nachgewiesen wäre.

Streit kleinlicher und doch schrecklicher Art im Peloponnes; die anmaßlichen Aetoler Hilfe suchend, wo nur der Untergang zu finden; die Abydener mit wilder Leidenschaft nicht bloß im Kampfe fallend, sondern durch Selbstmord und Wechselmord sich vertilgend; Antiochus in ermattendem unnützen Kriege mit Ptolemäus, Philipp mit Attalus und Rhodus; — und während dem Allem die Römer Schritt vor Schritt sich nähernd, Friede verbietend, Krieg erklärend, — und eigener eigennütziger Wille auf Uebermacht gegründet, ihr einziges höchstes Gesetz.

Alle Großmuth der Römer gegen andere besiegte Fürsten und Völker war nur eine scheinbare, sie war arge Schlangenklugheit. Jene föderten die Feigen, Ohnmächtigen, Kurzsichtigen mit erheuchelter Mäßigung, erregten und begünstigten überall Zwietracht, bewilligten täuschende Galgenfristen und verlangten (wie Polyphem) Dank dafür, daß sie nicht Alle gleichzeitig abschlachteten.

Welch ein Stoff zum herbesten Tadel! Haben wir denn aber, trotz aller bitteren, eindringlicher Lehren der Vergangenheit und Gegenwart nicht in den Zeiten französischer Revolutionsübermacht ganz Aehnliches wiederkehren sehen? Und wird nicht den Deutschen ein gleiches Verderben, wie damals den Griechen bereitet, durch

wilde Demokraten, arglistige Diplomaten, eitele Könige, kurzsichtige Volksstämme und habsüchtige Großmächte?

Zu der höchst widerwärtigen Art, wie die Gesandten der kleinen griechischen Staaten den Römern schmeichelten und in Hoffnung augenblicklichen Gewinns das gesammte Vaterland preisgaben, bieten die Verhandlungen deutscher Gesandten in Rastadt ein würdiges, oder vielmehr unwürdiges Gegenstück. Kann sich doch selbst Polybius nicht zu dem höheren Standpunkt erheben, von welchem aus Demosthenes die griechischen Angelegenheiten betrachtete [8]); denn er lobt den Aristänus, daß er den achäischen Bund durch Anschließen an die Römer gerettet und vergrößert habe. Gerettet und vergrößert! Auf wie lange und unter welchen Bedingungen und Verhältnissen! Titus Quinctius Flamininus gebrauchte schon damals die Sprache, um die Wahrheit zu verstecken; — wie später Talleyrand. — Auch verträgt sich jene Ansicht des Polybius durchaus nicht mit dem Ausspruche: Verräther sei, wer sein Vaterland unter die Gewalt eines Mächtigeren bringe, und mit seiner gerechten Verurtheilung des Kallikrates (XVII, 15).

Das politische Leben und Bewußtsein von Hellas nahm bei diesen Verhältnissen ein Ende, und ließ sich, den Römern gegenüber, durch täuschende Träumereien nicht herstellen. Tiefere Wurzeln hatte hellenische Wissenschaft und Kunst; darum dauerten beide länger und beherrschten selbst die Sieger. Dieser Trost ist aber kaum ein halber, und Völker, die keine Griechen sind, sollen am wenigsten darauf hoffen und sich damit, ob ihrer sträflichen Vernachlässigung, entschuldigen.

Kaum Einer nimmt wol Partei für Persien gegen

Hellas; beim Kampfe der Karthager und Römer vertheilt sich die Theilnahme; zu ihr gesellt sich die Wehmuth der Erinnerung, als die Griechen der Kriegsübermacht Roms erliegen; Zorn und Verachtung endlich mischen sich in die edleren Gefühle, als die unwürdigen Beherrscher erstorbener Völker den verdienten Untergang finden! [9])

---

1) De composit. verb. V, 4, 30.
2) VI, 57; XXXII, 11; XXXIX, 3.
3) Aehnlich in Theben, XX, 4. — Und XXX, 18.
4) Ueberall, z. B. XXX, 14.
5) V, 86.
6) Livius XXXIII, 46.
7) δύο ἐκ τῆς γερουσίας, 15 τῶν ἐκ τῆς συγκλήτου X, 18.
8) XVII, 14. Eine ähnliche Ansicht, XXVIII, 9.
9) Siehe z. B. XXXI, 3.

Sechzehnter Brief.

Raumer an Böckh.

Der Zeit des behandelten Gegenstandes nach, hätte ich eher von Dionysius von Halikarnaß, als vom Polybius sprechen sollen. Es gewährt aber ein eigenthümliches Interesse, die Dinge einmal in aufsteigender Linie zu betrachten; auch ist es ja durchaus nicht meine Absicht, Ihnen Zusammenhangendes und Gründliches vorzutragen und mich deshalb an Zeit und Reihefolge zu binden. Und dies um so weniger, da ich mich auf das Kreuz der Erzähler und Kritiker (Italien vor den Römern, Roms Entstehung u. dgl.) gar nicht einlassen, mich damit nicht quälen will.

Dionysius bestrebt sich das zu sein, was man einen kritischen Geschichtschreiber nennt, und ist es auch wirklich für seine Zeit: aber welch unermeßlicher Unterschied zwischen seiner Ansicht und Behandlungsart, und der Niebuhr's, welcher für ein kritisches Haupt unserer Zeit gilt. Dort dogmatische Gläubigkeit unbedingt vorherrschend; ein Hauptbestreben, Zerstreutes zu verbinden, Unsicheres zu befestigen, Zweifel zu widerlegen und so Zeiten,

Personen, Begebenheiten als ein Ganzes darzustellen. — Hier dagegen wird jener Glaube als übereilter Aberglaube betrachtet, Vereintes künstlich zersetzt und geschieden, Schwankendes ganz umgestürzt, und erwiesen: daß Begebenheiten und Personen nur willkürliche Wolkengestalten sind, die keineswegs zu einander gehören und denen Wahrheit, Leben und Dasein fehlt.

Allerdings wird selbst Dionysius ein Zweifler, wo die Thorheit und Leichtgläubigkeit gar zu sehr in die Augen springt; z. B. bei der Frage über die Gleichzeitigkeit des Numa und Pythagoras, oder über die Söhne des Tarquinius Priscus.[1] Aber wie weit ist es von hier bis zum Leugnen der Persönlichkeit römischer Könige.[2] — Freilich, wer einmal in der jetzt herrschenden Atmosphäre der geschichtlichen Skepsis lebt, der möchte eher noch weiter gehen als Niebuhr, und von dem Gebäude des Dionysius keinen Stein auf dem anderen lassen. Andererseits gibt es noch immer Leute, denen Kartenhäuser lieber sind, als die auf dem kritischen Tische zerstreut umhergeworfenen Karten. Vielleicht ist es unmöglich (und gewiß nicht meines Amtes), hier eine richtige Mitte zu finden und statt des alten Scheinpalastes ein kleineres, aber festes Haus zu erbauen.

Dionysius erzählt deutlich, verständig, angenehm[3] (ein Vorzug, der keinem griechischen Geschichtschreiber fehlt), obgleich er sich selten zu höherer Kraft und Schönheit erhebt. Die zahlreich von ihm eingeflochtenen Reden geben mir Veranlassung zu einer allgemeinen Bemerkung. Selbst da, wo (wie in neuern Zeiten) wirklich gehaltene Reden echt und in voller Ausdehnung dem Geschichtschreiber vorliegen, kann er sie doch niemals ganz

in sein Werk aufnehmen; er darf nur Einzelnes buchstäblich mittheilen, und muß die allzu großen Massen zusammendrängen und abkürzen. Wo eine solche (stenographische) Grundlage fehlt, mag er andere Quellen in ähnlicher Weise benutzen; ja, er darf unleugbar vorhandene Ansichten (schon der bequemen Form halber) in direkter Rede zusammenstellen und hierdurch vermeiden das matte, ungeschickte, allzu oft wiederkehrende: er sagte, er hätte u. s. w. Treten verschiedene Ansichten und eine ganze Reihe von Gründen und Gegengründen einander entgegen, so ist der Geschichtschreiber berechtigt sie gesprächsweise vorzutragen, obgleich von dieser Berechtigung fast gar kein Gebrauch gemacht ward. Das Gespräch der Melier mit den Atheniensern im Thucydides bleibt jedoch ein Meisterstück, und ich habe in meiner Geschichte Europas (VI, 301) gewagt, die Grundsätze der Tories und Whigs in scharfen Wechselreden darzulegen.

Manche Reden im Dionysius verdienen großes Lob (so die für und gegen Servius Tullius, IV, 31); tadelnswerth hingegen bleibt es gewiß, wenn er zuweilen Personen längere Reden in den Mund legt, welche sie so nicht denken und aussprechen konnten.

Als eine durchaus irrige Richtung wird oft das Bestreben des Dionysius bezeichnet, die Römer von Griechen abzuleiten. Was heißt denn aber Griechen? Pelasger, Argiver, Arkader, Aboriginer, oder auch Trojaner, wie Dionysius (I, 62) will? Von Süden und Westen kamen die ersten Einwohner Italiens gewiß nicht; der Weg von Norden her zeigt ebenfalls große Schwierigkeiten; — und so werden wir zu dem Osten hingedrängt, wofür auch der Umstand spricht, daß griechisch und lateinisch

in den älteren Zeiten gewiß ähnlicher war, als in den späteren. Wenn die Thaten des Romulus auf einer Bildsäule, wenn die Gesetze des Servius Tullius mit griechischen Buchstaben geschrieben wurden, wenn die meisten römischen Opfergebräuche, Spiele u. dgl. den hellenischen ganz ähnlich waren[4]), so weiset auch dies auf eine nähere Verwandtschaft hin. — Wie sich übrigens jene hellenischen Stämme voneinander unterschieden, oder in welcher Weise ganz verschiedene Völker sich dazwischendrängten und vermischten; — wir wissen es nicht, oder kommen mehr oder weniger zu Vermuthungen und Combinationen; — das heißt auf den Boden, auf welchem ebenfalls Dionysius allerhand versuchte.

Zugegeben indessen, daß Dionysius zu jenen Ansichten theilweise durch den Wunsch kam, den Griechen eine große Ehre zuzuwenden, und daß er zu viel Römisches aus Hellas ableitete; so finden sich andererseits in seinem Werke auch viele Stellen wo er (z. B. II, 28) das ursprünglich Römische dem Griechischen gegenüber, und drüber hinaufstellt: — wodurch eine Art von Gleichgewicht des Lobes und Tadels erzeugt wird. Ja, einige Male wird Dionysius sogar ungerecht gegen das Hellenische. So z. B. wenn er die unbegrenzte Gewalt der römischen Väter über ihre Kinder vorzieht dem in Griechenland mit Recht gesetzlich obwaltenden billigen Maße (II, 27).

Sehr auffallend ist die Behauptung, welche er bei Gelegenheit des Raubes der Sabinerinnen dem Romulus in den Mund legt (II, 30): Weiberraub sei griechische Sitte, und die schönste und trefflichste Art, in deren Besitz zu kommen und Ehen zu schließen!

Das Verhältniß der römischen Clienten zu den Patronen hat Dionysius [5]), vielleicht im Andenken an die Heloten, in sehr günstiges Licht gestellt. Andere Schriftsteller (selbst Cicero) sprechen für ihre Zeit davon keineswegs so vortheilhaft. [6])

Wenn (laut Dionysius II, 15) Romulus nur Freien Aufnahme ins Bürgerrecht gewährte, so brachten diese doch Clienten und auch Sklaven mit; auch scheint Servius Tullius (wenigstens hinsichtlich vieler Freigelassenen) weit freisinniger, oder nachsichtiger gewesen zu sein. [7])

So gern ich die Frage über das Wesen der Curien ganz unberührt ließe, treibt doch ihre Wichtigkeit und Schwierigkeit immer wieder zu Zweifeln und Erklärungsversuchen. In meiner Abhandlung über die römische Staatsverfassung habe ich (S. 10—20) die Gründe dafür zusammengedrängt daß sie die Gesammtheit der freien Bürger Roms in sich begriffen; — dann aber gesagt: gegen diese scheinbar einleuchtenden Ergebnisse erheben sich die größten Bedenken. Vor Allem hat die Gesetzgebung des Servius Tullius keinen Grund und Zusammenhang, es wird der lange Kampf zwischen Patriciern und Plebejern, es wird der Streit über Recht und Macht der verschiedenen Comitien ganz unbegreiflich, im Fall schon zur Zeit des Romulus das demokratische Princip geherrscht, und Patricier und Plebejer in den Curien nach Köpfen abgestimmt und entschieden hätten.

Welche von beiden Ansichten nun auch die richtige sein mag, gewiß war Dionysius (wie eine neue Prüfung mir erweiset) jener ersten und nicht der letzten zugethan. Hiefür will ich nur einige Stellen anführen und hervorheben.

1) Das ganze Volk stimmt nicht zugleich ab, sondern hiezu berufen nach Curien.[8]) Was die meisten derselben annahmen, das brachte man an den Senat.

2) In der Volksversammlung (Ecclesia) stimmten die Phylai (tribus?) nach Phratrien (curiatim), und die Patricier bestätigten (im Senate?) was der Menge (τῷ πλήθει) gefiel.[9])

3) Das Volk (πλῆθος) der Albaner[10]) wird mit unserem Volke in Tribus und Curien vertheilt (εἰς φυλὰς καὶ φράτρας καταμερισθέν), Steuer zahlen; in den Senat aber sollen sieben Geschlechter aufgenommen werden.

4) Tarquinius Priscus vertheilte die Räume des neuen Schauspielhauses nach dreißig Curien unter die früher Stehenden.[11])

5) Die Freunde des Servius Tullius verlangten, daß man die Curien berufen und abstimmen solle.[12]) Als sie anfingen, neigte sich das ganze Volk auf diese Seite.

6) Ueber die Verabfolgung der Güter des Tarquinius Superbus, stimmt das Volk (ὁ δῆμος) nach Curien ab; über die Wahl eines Consuls nach Centurien.[13])

Daß es funfzig Curien gegeben habe, ist wol nur ein Schreibfehler, denn später ist wieder nur von dreißig die Rede.[14])

Ich weiß, daß diese Stellen zum Theil noch eine verschiedene Deutung erlauben und nicht alle Zweifel beseitigen; anstatt aber auf weitere Erläuterungen derselben einzugehen, führe ich eine entschiedene und entscheidend deutliche an. Es heißt daselbst[15]): vor der Classeneintheilung des Servius Tullius stimmte das Volk (ὁ δῆμος) über Wahlen, Gesetze, Krieg und Frieden nach Curien (κατὰ τὰς φρατράς), und die Aermsten hatten

7*

mit den Reichsten gleiches Stimmrecht. Jene entschieden durch ihre größere Zahl. Servius Tullius legte hingegen durch Eintheilung in Classen und Centurien, die Macht und Entscheidung in die Hände der Reichen. — Angenommen, Dionysius irre sich nicht, so würde hieraus hervorgehen: daß Servius Tullius die politischen Rechte des Volkes im Vergleiche mit früheren Zeiten nicht erweiterte, sondern verminderte.

Für diese Einbuße auf der Seite der politischen Rechte traten (nach der Ansicht des Dionysius) Erleichterungen für das Volk hinsichtlich der Steuern und des Kriegsdienstes. Unglaublich aber ist, was Dionysius behauptet [16]): das Volk nämlich sei getäuscht worden (ἐξηπατῶντο), und habe also wol gar nicht gemerkt, daß seine Rechte in den Centurien geringer wären, als früher in den Curien; und eben so schwer ist es zu begreifen, wie die Patricier über die ihnen vortheilhaften Centurien unzufrieden sein konnten, wenn sie wirklich vorher in den Curien mit dem ganzen Volke vermischt stimmten (IV, 23).

Fast noch dunkeler wird die Sache, wenn Brutus über die Abschaffung der Königswürde nach Curien, über die Wahl der Consuln aber nach Centurien abstimmen läßt. [17]) — Möge ein Anderer diese Räthsel vollständig lösen; mir bleibt, troß aller Ungewißheiten und Zweifel, das durch viele Stellen [18]) des Dionysius bestätigte sichere Gefühl: Servius Tullius sei kein aristokratischer, sondern ein volksthümlicher König gewesen: — und wenn er vielleicht auch nicht (wie Dionysius erzählt, IV, 40) die Absicht hatte, die Monarchie in eine Republik zu verwandeln, so bezweckten seine hochwichtigen Einrichtungen doch gewiß eine Erweiterung der Volksrechte und nicht

eine Vermehrung oligarchischer Gewalt der Patricier. Unleugbar fand eine solche Vermehrung statt durch die Vertreibung der Könige; nicht das Volk, sondern die Patricier erbten deren Macht, und erst nach langen Kämpfen trat eine billige Vertheilung ein.

Dionysius lobt die Doppelstellung zweier, jährlich wechselnder Consuln, damit einer den andern controlire, mäßige, stütze, und allzulange Dauer der Macht nicht zu Uebermuth und Umsturz der Verfassung führe.[19]) Die lebenslängliche Macht zweier Könige in Sparta reichte indeß nicht hin, ihnen ein Uebergewicht zu verschaffen, und beide Consuln wurden minder durch sich selbst, als durch den Senat gefördert und auch wiederum in Zaum gehalten. Dessen Kraft hat es in der That erst möglich gemacht, trotz einer Theilung dessen was wir wol die vollziehende Gewalt nennen, so einig und folgerecht auf einer vorgezeichneten Bahn zu verharren. Unter anderen Umständen führte sie zu Anarchie, Streit und Tyrannei. Die französischen Versuche eines dreiköpfigen Consulats und fünfköpfigen Direktoriums sind so mislungen, wie sie (im Falle ähnlicher Wiederholung) auch in Deutschland mislingen würden.

Mit Recht lobt Dionysius [20]) den Gedanken des Servius Tullius, einen latinischen Staatenbund zu gründen; er würde aber bald auseinandergefallen sein, wenn nicht römische Uebermacht ihn zwangsweise zusammengehalten hätte. Ohne Spartas Widerspruch hätte Athen für Griechenland, ohne Oesterreichs Widerspruch Preußen für Deutschland ein ähnliches Ziel erreicht.

Wenn Tarquinius Superbus [21]) in seinem Uebermuthe Patricier und Plebejer zugleich beleidigte, so war dies

eine große Thorheit. Kein Tyrann kann sich wider den Willen aller Parteien erhalten; er muß als Tyrann sich einer anschließen und sie vorziehen Der ächte König hingegen soll mit höherer Unparteilichkeit und besser begründeter Macht, über allen Parteien stehen und wirken.

Dionysius enthält sich fast aller Abschweifungen, daß er aber in einer solchen über Aristomenes den Tyrannen von Cumä berichtet[22]), ist sehr dankenswerth; denn Manches (z.B. seine Anstalten zur Verweichlichung und Entsittlichung der Jugend) sind fast einzig in ihrer Art, und man kann aus diesem Bruchstück auf das spätere Schicksal schließen. Es macht einen unglaublich wehmüthigen und tragischen Eindruck, daß von der einst so schönen, glücklichen, reichen, herrlich gelegenen Stadt auch keine Spur (außer einem Stücklein dicht bewachsener Mauer) mehr übrig ist. Wären nicht andere Beweise zur Hand, niemand würde vermuthen, daß in dieser heutigen Wildniß jemals ein zahlreiches, gebildetes Volk glücklich lebte, unermeßlich litt, und endlich spurlos verschwinden konnte.

Ob jemals in Rom ein Steuersystem zu längerer Anwendung kam, wo der Aermste soviel steuerte wie der Reichste, bleibt mir troß der Versicherung des Dionysius, unglaublich. [23])

Es ist merkwürdig, daß dieser der römischen Mythologie oder Religion den Vorzug gibt vor der griechischen, und daß ihm die strengere, sittliche Richtung wichtiger erscheint, als die mehr dichterische und gefühlsreichere. [24])
Aehnlicherweise ließe sich das Protestantisch-Puritanische mit dem Katholischen vergleichen; — gewiß wird die

Entscheidung für oder gegen, nach Maßgabe der Betrachtungsweise verschieden ausfallen.

Laut Dionysius [25]) überwies Numa Pompilius den Priestern und insbesondere den Oberpriestern (pontifices) die gesammte religiöse und kirchliche Gewalt und Gesetzgebung. Sie waren weder dem Senate noch dem Volke verantwortlich, und besetzten erledigte Stellen durch eigene Wahl. — Ich bezwecke nicht diese Angabe durch Vergleichung mit anderen Nachrichten zu prüfen, sondern sie als Text einigen Bemerkungen zum Grunde zu legen.

Kein irgend namhaftes Volk entwickelte sich ohne Priester und Priesterthum; ihre Stellung, Rechte, Pflichten waren aber immerdar höchst verschieden, und es lohnt sich zu prüfen, wo die größte Weisheit und das erfreulichste Ergebniß hervortritt. Denn obgleich man von vorn herein zugestehen muß, daß Eines sich nicht für Alle schickt, gibt es doch erweislich ein Besseres und Schlechteres; — und mit dem Letzten sind die Völker, selbst bis in die neuesten Zeiten hinab, nicht immer verschont worden.

Wo, wie in Indien und Aegypten, die Priester eine erbliche Kaste ausmachten, betrachtete man ihre Stellung nicht wie einen Beruf, zu welchem taugliche Personen sich ausbilden müßten, sondern vorzugsweise als eine politische, gegebene Macht, welche im höchsten Maße geltend zu machen bezweckt und erreicht ward, bis der Buddhismus die Kastentyrannei zerbrach, ohne die rechte Freiheit herbeizuführen. — Die Stammpriesterschaft der Leviten ward oft von weltlicher Seite her mehr gezügelt als die Kastenpriesterschaft der Inder und Aegypter; doch führte eben dies doppelte Streben im jüdischen Staate

zu mancherlei Streit, und der levitische Partikularismus blieb einseitig und monopolistisch. Griechen und Römer zerbrachen alle diese abgeschlossenen und Geburtskreise: denn was bei ihnen noch als Erbpriesterthum hervortritt, ist nur ein geachteter Privatbesitz, der sich nicht zur politischen Herrschaft ausdehnen konnte. Indeß lauten jene Vorschriften des Numa Pompilius, wenn man sie für sich (in abstracto) betrachtet, so, daß im Fall nicht wirkliche, concrete Hindernisse entgegengetreten wären, daraus eine gefährliche Priestertyrannei hätte hervorwachsen können. Senat und Volk wurden aber schnell dem Selbstherrschen so geneigt und darin so geübt, daß die Priester sie nicht überflügeln, sondern nur mit Vogelflug, Hühnerfressen, Eingeweideschau u. dgl. bisweilen etwas geniren und incommodiren konnten. Von einem aufzuzwingenden Glauben war nie die Rede. Erst durch das Christenthum kommt die richtigere und höhere Ansicht zur Geltung, daß der geistliche Stand wesentlich ein Beruf sei und Berufspflichten auflege. Nicht unnatürlich verlieh aber, besonders bei neubekehrten Völkern, diese Stellung bald große Macht, die bisweilen sehr heilsam, oft aber auch in verderblicher Weise angewandt wurde. Das Letzte insbesondere dadurch, daß die Einwirkung der Herrschenden sich nicht bloß auf das Thun der Laien beschränkte, sondern ihren unsichtbaren Glauben veräußerlichen und bindend vorschreiben wollte. Daher die Ketzerverfolgungen, diese rabenschwarze Seite christlicher Kirchengeschichte, welche für die Zukunft unmöglich zu machen, noch immer eine Hauptaufgabe unserer Zeit bleibt. Gesetzlich ist dieselbe, durch Jefferson's edeln und kühnen Vorgang in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gelöset; obwol es auch dort nicht an

geistlichen Eiferern fehlt, welche jene gesetzlichen Schranken verdammen und ihre leidenschaftliche Unduldsamkeit für Begeisterung göttlichen Ursprungs halten.

Es ist unmöglich, einen größeren Gegensatz in geschichtlicher Hinsicht zu finden, als zwischen dem ägyptischen Erbpriesterthum und dem Cölibat der katholischen Geistlichkeit; und doch erreichte man auf beiden Wegen das Bezweckte: nämlich die Sonderung vom übrigen Volke und dessen Beherrschung. Die protestantische Geistlichkeit steht in mannigfaltigerer, geselligerer Verbindung mit der Laienwelt und verwächst mit ihr, wie der englische Adel mit dem Bürgerstande.

Man muß es als ein verdammliches Kunststück der Patricier bezeichnen, wenn sie die innere, staatsrechtliche Entwickelung oft durch Kriegserhebung zu vereiteln suchten [26]): auch waren selbst siegreich geführte Kriege nicht ohne bittere Leiden für das Volk, wie Dionysius [27]) einzugestehen gezwungen ist. Als später die außerhalb Italiens geführten Kriege alle Völker in Armuth stürzten und nur die Römer bereicherten, blieb dieser Reichthum ein unerzeugender, unfruchtbarer, und führte zu Ausartung und Genußsucht.

Es war kein Wahnsinn (λύττα) [28]), sondern Nothwehr des Volkes, wenn es den grausamen, verdammlichen Schuldgesetzen entgegentrat; und so arge Verwirrungen in neuerer Zeit die Staatsbankerotte auch anrichteten, die Leiden der Steuerbedrückungen und Privatbankerotte waren in Griechenland und Rom nicht geringer.

Das Gesetz, wonach das Volk über nichts berathen und beschließen sollte, was nicht im Senate (wie zu Athen in der Bule) vorberathen worden [29]), verdient alles

Lob; bei weiterer Entwickelung konnte man aber die Frage nach dem Antragsrechte (der Initiative) gar nicht umgehen und das Volk verlangte nicht unnatürlich einen Antheil, damit nicht manche der wichtigsten Angelegenheiten ganz unangeregt und unerörtert blieben.

Mit besonderer Umständlichkeit und Vorliebe hat Dionysius die Geschichte des Coriolan behandelt; auch bietet er in der That ein höchst lehrreiches Beispiel des schroffen, sich und Andere zerstörenden Aristokratismus.[30]) Einerseits unerschütterlicher Muth, seltene Festigkeit und Größe des Charakters, Ehrfurcht vor dem Rechte, Feind jeder Gesetzwidrigkeit und Unordnung; — andererseits Härte, Mangel (wie Dionysius sagt)[31]) an aller Grazie, selbst bei der besten Absicht immerdar verletzend, gehaßt, weil ihm Menschenliebe fehlte, unfähig zum Erzeugen und Weiterbilden, weil ihm das Erhalten als einzige Aufgabe des Staatsmannes erschien, eine beschränkte und doch aufs Aeußerste getriebene Ansicht vom Rechte, welches zum Unrecht werden mußte, summum jus, summa injuria. Deshalb sagt Dionysius ganz richtig: nicht bloß wenn die Gerechtigkeit hinter dem rechten Maße (das schon Aristoteles empfahl) zurückbleibt, sondern auch wenn sie das rechte Maß überschreitet, wird sie schädlich für den Einzelnen und Grund der größten Unfälle für den Staat.[32])

Daß Rechtsgefühl, Leidenschaft und Nachsucht den Coriolan zum Kriege wider Rom trieben, ist aus seinem Charakter sehr erklärlich, und doch im höheren Sinne so wenig folgerecht, als das Aufgeben seines Zieles auf die Vorbitten von Frau und Mutter. Wer seine Person höher stellt als sein Vaterland (soviel dazu auch Veran-

lassung vorhanden sein mag), er ist im besten Falle der Tragödie anheimgefallen von Alcibiades bis Moreau; und Shakspeare hat den Coriolan in dieser Beziehung meisterhaft aufgefaßt und dargestellt. Hätte er (wie Dionysius verlangt) nach Aenderung seines Beschlusses sogleich den Oberbefehl niedergelegt, so wäre der sehr natürliche Zorn des Volsker wol ermäßigt, und nicht bis zu seiner Ermordung gesteigert worden. Aber auch hier wollte er nichts berücksichtigen, als seinen Willen und sein angebliches Recht.

Viele, die bis in unsern Tage behaupten, vorzugsweise auf dem Rechtsboden zu stehen, beschneiden ihn dergestalt daß er so schmal wird wie ein Messerrücken; sie greifen aus der gesammten Vorzeit irgend einen Augenblick, einen Zustand, ein Verhältniß heraus, vor welchem nichts Achtbares liegt, und zu welchem nichts Achtbares hinzukommen soll. Sie wollen dem Zeitlichen einen Charakter des Ewigen aufdrücken; sie vergessen daß es kein Leben, keine Zukunft gibt ohne Beweglichkeit und Entwickelung; daß nur Eigensinn und Leidenschaft, nicht aber Weisheit und Begeisterung in solch willkürlich aufgefaßtem Aeußersten liegt. Jeder Rechtszustand war einmal neu, und ob er des längern Erhaltens würdig oder nicht würdig ist, läßt sich aus der bloßen Dauer nicht erweisen. Das Alte wie das Neue kann unbrauchbar und verderblich sein; es bedarf zur Entscheidung einer tieferen Prüfung als die alleinige Berücksichtigung der Zeit. Der Staatsmann, welcher Alles versteinern möchte, ist so in der Irre, wie der welcher Alles verflüchtigen will; dem Ersten wird das Recht zum Unrecht, dem Zweiten bleibt gar kein Recht übrig.

Wenn die Geschichte des Coriolan seiner Persönlichkeit halber anziehender ist, als die des Spurius Cassius, so ist der Gegenstand, welcher den Planen des Letzten zum Grunde liegt und um den es sich handelt, desto merkwürdiger und folgenreicher. Die Römer nahmen den besiegten Völkern bis die Hälfte ihres Grundvermögens, welches als Staatsdomaine zu allgemeinen und öffentlichen Zwecken sollte benutzt werden.[33]) In Wahrheit kam es aber meist in den Besitz vornehmer und eigennütziger Patricier und das Volk (durch dessen Kraft man wesentlich gesiegt hatte) ging ohne allen Vortheil leer aus. Spurius Cassius machte nun den Antrag, jene Grundstücke unter die ärmeren Römer und diejenigen Stämme zu vertheilen, welchen man gleiche Rechte (ἰσοπολιτείαν) bewilligt hatte.[34]) — Die Patricier verwarfen alle diese Vorschläge, und als sie endlich beschließen mußten Beauftragte zu ernennen, welche die Rechtlichkeit des Besitzes untersuchen und über die künftige Benutzung unparteilich Bericht erstatten sollten; so wußten sie diese Beschlüsse dergestalt zu umgehen und zu vereiteln, daß die Sache niemals der Billigkeit und Gerechtigkeit gemäß geregelt ward, sondern immerdar in tadelnswerthen Verhältnissen blieb.

Zu diesem kurzen geschichtlichen Auszuge füge ich einige Bemerkungen hinzu. Wenn wandernde Völker, die sich ansiedeln wollen, den Besiegten einen Theil des Grundvermögens abnehmen, so ist dies natürlich genug; wenn es aber durch bereits Angesiedelte geschieht, so beweiset dies die Mangelhaftigkeit ihres Steuersystems und ihrer staatswirthschaftlichen Kenntnisse. Denn diese Maßregel ist unter allen ergreifbaren die zerstörendste:

sie bewirkt einen Umsturz aller Vermögensverhältnisse, welcher den Getroffenen unendlich schadet, und den Befehlenden keineswegs so viel nützt als sie wähnen.

Schon bei der nächsten Frage über die Benutzung des Gewonnenen, traten große Schwierigkeiten hervor. Ich füge zu dem, was ich hierüber in meiner Abhandlung über die römische Staatsverfassung [35]) gesagt habe, nur Weniges hinzu. Die von Spurius Cassius vorgeschlagene Vertheilung der Ländereien ward zunächst deshalb bestritten, weil man die armen Römer nicht an den Wahn gewöhnen dürfe, sie könnten auf öffentliche Kosten leben und die, zur Deckung großer Bedürfnisse bestimmten Staatsdomainen sorglos verzehren. — So gegründet dieser Einwand im Allgemeinen ist, bedarf er doch wesentlicher Berichtigungen. Es wár nämlich zuvörderst nicht nöthig, die Ländereien sämmtlich wegzuschenken; es war möglich eine Benutzungsart aufzufinden, welche den Armen mehr als zeither zugute kam, ohne daß der Staat alle Einnahmen von den Domainen einbüßte. [36]) Ward doch (sehr merkwürdig) schon damals untersucht, ob große oder kleine Pachtungen vorzuziehen wären; wo dann die Reichen natürlich für jene, die Armen für diese stimmten.

War es wirklich der höchste, unantastbare Zweck, die Domainen nicht in Privathände kommen zu lassen, sondern daraus fortdauernd für den Staat Nutzen zu ziehen; so durfte man sie weder an Plebejer noch an Patricier unentgeltlich übergeben. Wenn es aber außer Zweifel ist, daß die sogenannten Besseren (die Optimaten) sich ohne Scheu den größten Theil zueigneten, so waren Cassius und das Volk in vollem Rechte dies zu bekämpfen, oder auf

gleichen Vortheil Anspruch zu machen. Die Art, wie die Patricier den hierauf bezüglichen Senatsbeschluß vereitelten, ist gar nicht zu rechtfertigen; auch würden sie schwerlich ihre Absicht durchgesetzt haben, wenn Cassius nicht Gelegenheit gegeben hätte, selbst das Volk wider ihn einzunehmen. Erstens, weil er (das beschränkte Stadtrecht zum Staatsrechte erweiternd) auch die den Römern gleichgestellten Stämme (ἰσοπολιτεία) [37]) an der neuen Benutzung wollte Theil nehmen lassen. Solch eine Begünstigung (sagten die Vornehmen) ist ungerecht, weil das Land erworben ward, vor Ertheilung jener größeren Rechte. Wenn man aber den hiedurch Begünstigten (so den Hernikern) kurz vorher die Hälfte ihres Grundvermögens genommen hatte, so lag in der Rückgabe eines geringeren Theiles nur eine Milderung der harten Maßregel.

Ueberhaupt hoben die Patricier diesen Umstand nicht hervor, damit die ärmeren Römer mehr bekommen sollten, sondern um Neid zu erregen und den ganzen Plan leichter zu beseitigen. Noch argwöhnischer und leidenschaftlicher ward die Menge, als man Cassius beschuldigte: er wolle sich zum Tyrannen aufwerfen. Mit solchem Schreck- und Zauberworte verdunkelte man damals Prüfung, Wahrheit, Einsicht und Gerechtigkeit: Cassius büßte für seinen Plan mit dem Tode, er ward von dem tarpejischen Felsen gestürzt. [38]) In unseren Tagen verwirren die Worte „Absolutismus und Revolution" auf ähnliche Weise. Zu spät bereute das Volk seine Uebereilung und Verblendung, und was man der Gerechtigkeit und Billigkeit beharrlich, eigensinnig und ränkesüchtig deutelnd verweigerte, erzwangen in ungerechter

und verdammlicher Weise die späteren römischen Kriegsfürsten für ihre zuchtlosen Soldaten. [39])

---

1) En lo que hubo Cid, no hay dudo, ni menos Bernardo del Carpio; pero de que hicieron las hazañas que dicen, creo que hay muy grande. Cervantes Don Quixote I, c. 49.

2) II, 59; IV, 6.

3) Nur der Reden sind viele und lange; doch rechtfertigt Dionysius (VII, 66) sein Verfahren; denn Worte und Gründe wirksamer Art verdienten eher eine umständliche Entwickelung als manche Kriegsbegebenheit.

4) II, 54; IV, 26; VII, 70—72, 73.

5) II, 10, 11.

6) Clientes appellari, mortis instar putant. De offic. II, 20.

7) IV, 22.

8) οὐχ ἅμα πᾶς ὁ δῆμος. II, 14.

9) II, 60; VI, 89.

10) III, 29.

11) III, 68.

12) IV, 12.

13) V, 6, 10.

14) IV, 13; V, 6. Ist es richtig, daß die ersten Volkstribunen in den Curien gewählt wurden? VI, 89; IX, 41.

15) IV, 20.

16) IV, 21.

17) IV, 84.

18) Z. B. IV, 36; ἐπίστασαι δ'ὡς εὔνουν ἐστὶν αὐτῷ τὸ δημοτικὸν ἅπαν. IV, 39. — μεταστήσων τὸ σχῆμα τῆς πολιτείας εἰς δημοκρατίαν. — τὸ δημοτικὸν ἰσχύος γε οὐ μικρᾶς ἐπειλημμένον ἐκ τῆς Τουλλίου πολιτείας. IV, 40. — Τούλλιος δημοτικώτατος βασιλεύς. V, 75.

19) IV, 73, 74.

20) IV, 25.

21) IV, 41.

22) VII, 3.
23) IV, 43.
24) II, 18—20.
25) II, 73.
26) VI, 23; VIII, 81; IX, 43; X, 1, 2.
27) VI, 22.
28) VI, 26, 27.
29) VII, 38.
30) Auch Cäso Fabius (IX, 3) und Appius Claudius Sabinus (IX, 44 und X, 41).
31) VIII, 61.
32) VIII, 61.
33) Livius, II, 41.
34) VIII, 69, 74.
35) S. 93.
36) VIII, 73.
37) Appian, Bürgerkriege I, 10.
38) VIII, 77—79.
39) VIII, 81; IX, 37, 44, 52; X, 38.

Siebzehnter Brief.

Raumer an Böckh.

Berlin, 28. März 1850.

Heute einige Worte über Appian. Man hat diesem Schriftsteller zum Theil gerechte Vorwürfe gemacht (z. B. über geographische Irrthümer hinsichtlich Spaniens); aber auch ungerechte, sofern wol (durch Schweighäuser) erwiesen ist, daß die hauptsächlich getadelte parthische Geschichte keineswegs von ihm herrührt. Es ist nicht meines Amtes zu untersuchen aus welchen Quellen er geschöpft hat, und wie sich seine Erzählungen zu denen anderer Geschichtschreiber verhalten; mir ist Appian immer anziehend gewesen, weil der Plan seines Werkes von dem aller anderen Geschichtschreiber des Alterthums abweicht.

Polybius hatte richtig eingesehen, daß römische Herrschaft und römischer Einfluß der Mittelpunkt sei für einen größeren geschichtlichen Kreis; und darüber hinausgehend erklärte Diodor die Geschichte der Menschheit für ein großes Ganze und den würdigsten Gegenstand historischer Darstellung. Appian erkannte auf scharfsinnige Weise, daß zu dieser Universalgeschichte die Specialge=

schichte ein unentbehrliches Gegenstück sei; daß nach Betrachtung der römischen Welt (oder der Menschheit) aus der Höhe der Vogelperspektive, auch andere Standpunkte möglich und nothwendig seien, selbst abhängig gewordene oder unterjochte Länder wie Völker doch ein eigenes Lebensprincip hatten, und durch ihre Geschichte ein eigenthümlicher und selbständiger Faden hindurchgeht. Die Abtheilung der Geschichtsbücher Appian's nach dieser Ansicht nähert oder trennt die Dinge auf lehrreiche Weise und zeigt vieles in neuem, nun erst deutlich machenden, erfreulichen oder betrübenden Lichte. Der Untergang Karthagos z. B. von Karthago aus, die Leiden Spaniens vom Mittelpunkte dieses Landes betrachtet und in ununterbrochener Folge erzählt, geben ein anderes Bild und führen zu anderen Ergebnissen, als wenn man Alles nur von Rom aus und in verkürzender Perspektive erblickt. Auch sind nicht wenige Thatsachen und Ereignisse durch Appian auf uns gekommen, welche in der allgemeinen Geschichte fehlen, oder verschwinden.

Mit Recht sagt Appian [1]): wenn ich von einem Volke etwas Vollständiges erfahren wollte, so führten mich die Werke der Geschichtschreiber von Karthago nach Spanien, von Spanien nach Sicilien oder Macedonien, oder zu Gesandtschaften und Bündnissen mit anderen Völkern, hierauf wiederum nach Karthago, Sicilien, und so herumirrend von einem Unvollständigen und Unbeendeten zum anderen.

Mit gleichem Rechte hat Appian, in einem leider verlorenen Buche, auch die mehr sachlichen Verhältnisse (die Statistik, die Zustände, oder Alterthümer) behandelt: denn diese Dinge lassen sich keineswegs, wie Manche

wähnen, in die fortlaufende Erzählung der Thatsachen aufnehmen, oder unterstecken. So war es mir ganz unmöglich, zwei Bände Alterthümer des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts in die eigentliche Geschichte der Hohenstaufen einzuflechten, oder gelegentlich anzubringen.

Der wichtigste Theil der auf uns gekommenen Bücher Appian's ist seine Geschichte der bürgerlichen Kriege Roms. Was er der Erzählung voranschickt, ist keine Einleitung zur Sache selbst, sondern eine Uebersicht dessen was folgen soll, und zwar in einer nur selten vorkommenden Weise. Der Inhalt selbst bietet Stoff zu einem so nothwendigen, als lehrreichen Commentar; aber auch hier muß ich wiederholt die Klage aussprechen, daß die meisten Herausgeber alter Schriftsteller keine Sachverständigen waren, und alle ihre Erläuterungen fast immer nur die Worte feststellen, ohne den Geist zu befreien und in das rechte Licht zu erheben. Wo sind die philologischen Commentare, welche man mit Macchiavelli und Montesquieu vergleichen könnte? — und doch böten z. B. Appian's Bürgerkriege noch mehr Stoff zu Betrachtungen und Belehrungen, als die erste Dekade des Livius. — Einzelne Bemerkungen, Fragen und Zweifel darf aber auch der Schüler aussprechen und den Lehrer zum Reden auffordern.

Appian's Darstellung der gracchischen Entwürfe und Unruhen (woher sie auch stamme) ist so deutlich und vortrefflich, daß es kaum erklärlich bleibt, wie man sie so lange übersehen und fast immer die unbedingten Verdammungsurtheile der Aristokraten nachsprechen konnte. Ich will nicht wiederholen, was ich hierüber in meiner

Abhandlung über die Staatsverfassung der Römer bereits gesagt habe.

Welch Unglück für Rom, daß nach dem Falle der Gracchen kein großer vermittelnder Staatsmann, kein organisirender Geist zur Hand war; daß selbst Consuln geringe Vorwände geltend machten um furchtsam nichts zu thun, und die eigennützigen Sieger sich (nach Appian's Worten) [2]) freuten, daß das Volk auch gar nichts erlangte und in jeder Hoffnung getäuscht ward.

Der jüngere Scipio, welcher bei dem Anblicke des brennenden Karthago in einer sentimentalen Aufwallung an das dereinstige Schicksal Roms dachte, hatte doch selbst die Zerstörung jener herrlichen Stadt angeordnet, und als Cajus Gracchus daselbst eine neue Ansiedelung gründen wollte, konnten Parteisüchtige anführen, daß nach einem Gelübde eben jenes Scipio die Stelle Karthagos ewig eine Wüste bleiben müsse! [3]) Und um diesem wahren oder falschen, gewiß grausamen Vorwande doppelt Gewicht zu geben, wurden noch andere Götterzeichen erlogen, oder misgedeutet. Dieses Erschweren oder Verhindern der Kolonisationen erscheint seitens der Aristokraten um so unverständiger oder kurzsichtiger, als es wahrscheinlich das beste Mittel gewesen wäre, die Proletarier aus Rom hinwegzuschaffen und die Bevölkerung in jeder Beziehung zu reinigen. Auch war es größtentheils diese schlechte Bevölkerung Roms, welche aus Beschränktheit und Eigennutz den Bundesgenossenkrieg herbeiführte, und den Gedanken vereitelte, das Stadtrecht Roms zu einem Staatsrechte zu erweitern. [4])

Mag der jüngere Scipio durch eigene Hand oder fremde Gewalt ums Leben gekommen sein, jeden Falls

ist sein Ausgang wehmüthig tragischer Art. [5]) Er war zu seinen Mitbürgern in eine schiefe Stellung und höchst wahrscheinlich mit sich selbst in bitteren Zwiespalt gerathen: denn wohin er sich auch mit seinem Einflusse wendete, zeigte sich keine Möglichkeit eines wünschenswerthen und ganz befriedigenden Ausganges. Mochte sein Neffe Fabius Maximus in der Leichenrede mit Recht sagen: auf der Seite wo Scipio stand, mußte die Herrschaft der Welt sein! — so konnte es doch dem Sieger am wenigsten verborgen bleiben, daß, nachdem Rom ringsum alle Staaten unterjocht hatte, es nunmehr unausbleiblich wider sich selbst wüthen mußte.

Auch der erste Hauptbegründer römischer Weltherrschaft, der ältere Scipio, entging nicht der römischen Undankbarkeit; und im Vergleiche mit dem matten Ende seines Lebens ist der (nicht von Mitbürgern, sondern von unversöhnlichen Feinden herbeigeführte) Tod seines großen Gegners Hannibal, würdig und erhaben.

Die Geschichte zeigt: daß Mängel des Staatsrechtes lange ertragen und übertragen werden, sobald nur das bürgerliche Recht gebührend geachtet und die Privatrechtspflege unparteiisch geübt wird. In Rom aber ergriff die Ausartung diese beiden Richtungen zu gleicher Zeit, und abwechselnd ließen sich Senat und Ritter schamlos die größten Ungerechtigkeiten und Bestechungen zu Schulden kommen; weshalb nun auch der rasche, allgemeine Untergang nicht ausbleiben konnte. [6])

Es war gewiß eine keineswegs tadelfreie Einrichtung Roms, daß (so bei den Tribunen) ein Verneinender immer über die Bejahenden obsiegte [7]); und (eben so einseitig)

war jener nicht einmal verbunden für seine Ansicht Gründe anzugeben. [8]) Cicero verlangte, daß überall die Mehrheit der Stimmen entscheiden sollte.

Mit dem Falle der Gracchen nahm in Wahrheit die römische Republik bereits ein Ende, und die Hoffnung, in einem theils überreichen, theils (trotz der Weltherrschaft) verarmten und ausgearteten Volke, die alte Mäßigung und Ordnung bloß durch staatsrechtliche Formen herstellen zu können, mußte ohne Zweifel täuschen. Von allen Seiten her erlaubte man sich die ärgsten Gewaltthaten, Ermordung der angesehensten und würdigsten Beamten war an der Tagesordnung, und so wuchsen die Uebel bis zu beispiellosen Proscriptionen und Hinrichtungen von Tausenden. Mit Recht sagt Appian [9]): nichts schützte, weder Freiheit, noch Demokratie, noch Gesetz, noch Würde, noch Amt!

Der Tribun Livius Drusus wollte eine Versöhnung der Parteien dadurch herbeiführen, daß er vorschlug die ausgezeichnetsten Ritter in den Senat aufzunehmen: statt dessen verletzte er hiedurch beide Theile, und um auf dem kürzesten und sichersten Wege seinen Plan zu vereiteln, ward er ermordet! [10]) — Die Senatoren wollten ihre Vorrechte nicht mit Mehreren theilen, die ausgeschlossenen Ritter nicht hinter den vorgezogenen zurückstehen, und keine Partei die durch Bestechung und Plünderung so einträgliche Rechtspflege mit der andern theilen. Hätte aber jener Plan auch gar keinen Widerspruch gefunden, so ist doch kaum abzusehen, was er würde genützt haben. Die Schattenseite und Ausartung des Senats entstand ja nicht durch die zu geringe Zahl seiner Mitglieder, die Ritter waren geistig weder erleuchteter, noch sittlich

tüchtiger, und die Rechtspflege zeither von beiden Theilen gleich schlecht und eigennützig verwaltet worden.

Wichtiger und tiefer eingreifend erscheint Sylla's Vorschrift [11]): nur im Senate Vorberathenes dürfe an das Volk gebracht werden, und die Wahlen solle man nicht in Comitien nach Tribus, sondern nach Centurien vornehmen. Allein dieses Gesetz bezweckte nur, Früheres herzustellen, ohne die wesentlich veränderten Verhältnisse zu berücksichtigen, oder brauchbar Neues darzubieten; — und nicht bloß Sylla's Gegner, sondern er selbst übertrat so sehr alle alten und neuen Formen, daß darauf bezügliche Gesetze leere Worte blieben.

Der Bundesgenossenkrieg brachte neue Gefahren, unermeßliche Zerstörung; aber keine Reue und keine politische Weisheit. Das über Italien verbreitete römische Bürgerrecht begründete kein ächtes Staatsrecht, weil Alles darauf hinauslief, die Ueberzahl der Neuberechtigten in wenige Tribus zusammenzudrängen, um ihnen nicht die Entscheidung über die Minderzahl der eigentlichen Römer zu verschaffen [12]). Aus dieser alleinigen Berücksichtigung (oder Nichtberücksichtigung) der Kopfzahl, aus dem allgemeinen Stimmrechte (ohne Corporation und Repräsentation) ging allgemeine Unordnung und Auflösung nothwendig hervor, und aus dieser — schrankenlose Tyrannei. [13])

Die römische Welt außerhalb Italiens gab in dieser so bewegten Zeit nicht das geringste Lebenszeichen, und daß aus noch vollständigerem Siege der Bundesgenossen eine ächte Verjüngung der alten Welt hervorgegangen wäre [14]), läßt sich aus vielen Gründen kaum vermuthen. — Erstaunenswürdig bleibt es indessen, daß nach so entsetz-

lichen Kriegen und Zerstörungen, die römische Welt zur Zeit des Augustus nicht bereits so entvölkert und ohnmächtig war, wie zur Zeit des Romulus Augustulus. Es erweiset dies die außerordentliche Höhe und Macht dessen, was größere Zeiten begründeten und ihren schlechteren Nachkommen hinterließen.

Wie ist die auffallende Erscheinung zu erklären, daß so viele aus den marianischen Heeren zu Sylla übertraten? während man das Gegentheil erwarten sollte, weil die demokratische Richtung damals mehr an der Zeit und Tagesordnung zu sein schien, als die aristokratische. — In Sylla's Heer herrschte aber wol mehr Mannszucht und Gehorsam, man vertraute ihm als Feldherrn und rechnete auf Erfüllung seiner maßlosen Versprechungen. Auch war unter den Marianern kein Feldherr ersten Ranges, und selbst Gehülfen Sylla's (wie Pompejus und Metellus) waren ähnlich Gestellten unter ihren Gegnern überlegen. Mancher glaubte auch wol, das größere Recht stehe auf der Seite des Sylla, und daß er dies rechtswidrig zur Geltung bringen wollte, hielt man in jener Zeit schon für natürlich. Die Bundesgenossen endlich, deren Forderungen großentheils bewilligt worden, mochten es für wahrscheinlicher halten, daß sie durch neue Fehden eher verlieren, als mehr gewinnen würden.

Ein Mann, der, wie Sylla, durch die ärgsten Grausamkeiten und Verbrechen, Ordnung und Recht herstellen will, kann den bildenden, organisirenden Geistern nicht beigezählt werden. Auch reichte seine Gesetzgebung für jenen Zweck keineswegs hin, und hatte so wenig tiefe Wurzeln, daß sie schon im Augenblicke seiner Abdankung willkürlich übertreten ward. — Die von Sylla mit den

Besitzungen alter und neuer Bürger begabten Soldaten galten für die treuesten Vertheidiger jener Gesetze; doch ging ihre Vertheidigung derselben nicht über das hinaus, was ihnen Vortheil brachte; — sie waren unbekümmert um alles Uebrige.

Die Vorschriften Sylla's über Alter, Reihefolge und Wiederwahl der Beamten hatten keinen unbedingten Werth, oder ließen sich aus triftigen Gründen (so wie unter geringhaltigen Vorwänden) leicht beseitigen. Gewiß war das Uebermaß tribunizischer Gewalt misbraucht worden; allein Sylla's übermäßige Schwächung derselben konnte weder das Gleichgewicht herstellen, noch die Gemüther beruhigen. Wenn ferner die Tribunen durch Sylla für immer von allen anderen Aemtern ausgeschlossen wurden; so ließ sich voraussehen, daß sie innerhalb jenes Amtes nach doppelter und dauernder Gewalt streben würden. [15]) Daß Sylla endlich den Sklaven der auf seinen Befehl Gemordeten das Bürgerrecht gab, war eine neue Verhöhnung der Bundesgenossen und stellte seine frühere Bekriegung derselben in ein um so schlechteres Licht. Auch erfolgte jene Befreiung keineswegs aus menschlichem Gefühle [16]), sie stand in gar keiner Beziehung zur edeln Entwickelung und Mehrung menschlicher Freiheit; sondern bezweckte nur, sich eine Art Leibwache zu bilden, für welche neben der Person des Befehlenden gar kein Gesetz mehr galt.

Daß die römischen Umwälzungen, Lasten und Steuern der Völker sehr vermehrten und hiebei die größte Willkür eintrat, müßte man voraussetzen, wenn es auch Appian nicht erzählte [17]); denn alle Revolutionen (von den ältesten bis zu den neuesten) hatten, wie werthvoll oder

werthlos sie sonst auch sein mochten, dieses große Uebel immer in ihrem Gefolge.

Wenn Marius bisweilen in seiner Wuth, wie ein wildes Thier Alles vor sich niederwarf, so ließ Sylla unter leichtsinnigen Scherzen und mit eiskalter Besonnenheit, das Verruchteste vollbringen. [18]) Hingerichtet 15 Consuln und Consularen, 90 Senatoren, 2500 Ritter, mehr als 100,000 Bürger in seinen Kriegen umgekommen! — Sehen wir, wie Diokletian und Karl V. ihre Macht niederlegten, so ergreift uns ein Gefühl der tragischen Erhabenheit und Wehmuth ihres Beschlusses: denn er gründete sich wesentlich darauf, daß sie, nach einem höchst thätigen Leben, ihre Kräfte zur Erfüllung eines so großen Berufes nicht mehr hinreichend hielten; — was aber auch Sylla zu seinem Rücktritte bewegte, weder der Rückblick in die Vergangenheit, noch der Hinblick auf die Zukunft konnte für ihn beruhigend und tröstend sein. Ernste Betrachtungen solcher Art lagen aber außerhalb der Natur eines Mannes der für Tugend, Mäßigung und Recht kein Gefühl hatte.

Zieht sich denn aber durch die ganze römische Geschichte (trotz aller Größe) nicht eine unvertilgbare Hinneigung zu Härte und Barbarei, welche das Säugen des Romulus und Remus durch eine Wölfin, wenn auch nicht wie eine Thatsache, doch wie ein höchst bezeichnendes und weissagendes Symbol betrachten ließe? Der Unterjochung anderer Völker folgte der verdammliche Bundesgenossenkrieg, dann (zwischen Reden und Fehden für sogenannte Freiheit) die noch ärgeren Sklaven- und Gladiatorenkriege, und als ein zeither ungesehenes und unerhörtes Siegeszeichen, 6000 jener unglücklichen Kämpfer

zu beiden Seiten der Landstraße von Capua nach Rom — gekreuzigt! [19]) — War für derlei entsetzliche Thaten nicht jene Nemesis natürlich und gerechtfertigt?

Ich will diese traurigen Betrachtungen durch ein Paar kleinere Bemerkungen unterbrechen. Es ist in neueren Zeiten die Behauptung aufgestellt worden: daß die Consuln im Senate nicht mitgestimmt hätten. Hierauf bezüglich erzählt Appian [20]): die fürs nächste Jahr bezeichneten Consuln (designati) stimmten zuerst, damit sie (im nächsten Jahre zur Ausführung des Beschlossenen verpflichtet) sich desto vorsichtiger und gründlicher aussprechen möchten. — Wenn nun den im Amte stehenden Consuln jene Pflicht unbezweifelt auch oblag, so dürfte man wol schließen, daß es rathsam und gebräuchlich war, ihre Ansichten ebenfalls zuerst zu vernehmen, und daß damit auch eine Abstimmung gegeben war. [21])

Im Fall der Senat nur durch die Consuln konnte berufen werden, Cäsar aber diese Berufung ein ganzes Jahr aussetzte [22]), so fehlte hier ohne Zweifel eine gesetzliche Bestimmung, diese höchst schädliche Willkür zu verhindern; wenigstens hätte man nicht die Einstimmigkeit beider Consuln zu jener Berufung verlangen sollen. Um diese Zeit war aber freilich von Beobachtung der Formen überhaupt nicht mehr die Rede.

In den Schulen wird gelehrt und durch die meisten Geschichtsbücher bestätigt, daß der edle Pompejus den würdigen Senat und die gute Sache gegen Cäsar's schlechten Ehrgeiz und gesetzwidriges Benehmen vertheidigt, aber zum Unglück der Welt unterlegen habe. Ich konnte von Jugend auf dieser Ansicht keineswegs unbedingt beistimmen. Allerdings hat Cäsar kein Gesetz geehrt,

das seinen Zwecken in den Weg trat und kein Mittel gescheut, das zu ihrer Erreichung dienen konnte. Er wirkte nie zur Erhaltung der Republik, sondern zu ihrem Sturz; sowol weil er dieselbe für ein leeres Wort hielt, als weil er sich höher stellte wie jedes alte oder neue Staatsrecht.[23]) Wenn aber Cäsar hiebei rücksichtsloser und frecher verfuhr, so that Pompejus ganz dasselbe, nur auf verstecktere Weise und mit einem täuschenden Scheine von Mäßigung umkleidet. Ich bin weit entfernt, die Charaktereinheit dessen zu vertheidigen, der aufs härteste angeklagt wird die gute Sache verrathen zu haben; behauptete denn aber Curio nicht mit vollem Rechte: die Sicherheit und Freiheit der Römer könne nur dadurch gewahrt werden, daß beide, Pompejus und Cäsar ihre Heeresmacht abdankten und der Herrschaft über große Länder entsagten? War dies nicht offenbar auch die Ansicht und der Wunsch der Senatoren, von denen nur 22 dagegen, 370 aber dafür stimmten?[24]) Geht nicht daraus, daß dieser Beschluß nicht zur Ausführung kam, deutlich hervor daß Pompejus damals in Rom willkürlich herrschte und keineswegs geneigt war abzudanken?

Angenommen aber, beide gefährliche Männer hätten sich jenem Beschlusse unterworfen, was wäre dann weiter geschehen? Gewiß hegte Keiner die Neigung, nach Sylla's Beispiel als Privatmann fortzuleben: mochte nun aber Einer den Vorrang gewinnen, oder beide sich, wie schon früher, noch einmal über Gemeinschaft oder Theilung der Gewalt vertragen; zunächst (welch großer Gewinn) wären die furchtbaren Bürgerkriege vermieden worden. Pompejus trägt in dieser Beziehung gewiß die Hälfte der Schuld, und hatte doch gar nichts Genügen-

des gethan, Cäsarn hinter dem Rubicon festzuhalten. Seine Aufforderung: Senat und Heer sollten Italien verlassen, seine Behauptung, Land und Gut sei unbedeutend im Vergleiche zu den lebendigen Menschen, war leere Rede und nur Zeugniß der Unfähigkeit und Ohnmacht. [25]) Mit der Herrschaft über Rom und Italien gingen auch unzählige Menschen zu Cäsar über; Macht und Muth verdoppelten sich nothwendig auf seiner Seite.

Cicero; welcher in der Regel dem gewöhnlichen Chore der sogenannten Optimaten beistimmt, und auf den man sich zum Beweise der herkömmlichen Ansicht beruft, läßt in seinen brieflichen Ergüssen gar Manches durchblicken, was das soeben von mir Ausgesprochene bestätigt. So sagt er [26]): „nach seiner Rückkehr aus Asien zeigte sich Pompejus weder milde, noch einfach, noch als rechtlicher Staatsmann, weder stark noch freigesinnt. Seine erste Rede war für Unglückliche unerfreulich, für Frevler unbedeutend, für Rechtliche gewichtlos, also frostig. Aber die Meisten sind so thöricht zu glauben, sie würden nach dem Untergange der Republik ihre Fischteiche in Sicherheit behalten. Pompejus wollte den Krieg. Den Senat aber möge man nicht nennen, da er Ursach war, daß fast keine Landschaft Statthalter hatte. Pompejus, der Cäsarn gesetzwidrig erhoben, ist an Allem schuld. Wer auch von beiden siegt, wir müssen dienen. Wäre jener nach Spanien gegangen, der Bürgerkrieg wäre vermieden worden. Aber bei ihm ist weder Rath, noch Muth, noch Thätigkeit, noch Heer. Als wir Cäsar fürchteten, liebte ihn Pompejus; und nachdem er angefangen ihn zu fürchten, glaubte er, wir müßten alle dessen Feinde sein! Am Wohle der Republik ist keinem

von beiden gelegen. Den Frieden wies Pompejus zurück, ohne etwas zum Kriege vorzubereiten. Auf erstaunliche Weise trachtet er nach einer Aehnlichkeit mit der Herrschaft Sylla's und sagte oft: Sylla vermochte es, und ich sollte es nicht vermögen? Cäsar hingegen schrieb an Oppius (und handelte auch so): ich bestrebe mich so viel als möglich, das Wohlwollen Aller zu gewinnen und einen dauernden Sieg zu erwerben. Denn die Uebrigen konnten ihrer Grausamkeit halber dem Hasse nicht entgehen, noch lange die Oberleitung behalten; den einen Sylla ausgenommen, welchen ich nicht nachahmen werde."

Mochte nun des Pompejus Tüchtigkeit in den letzten Jahren wirklich abnehmen, oder nur durch den größeren Geist und Charakter seines Gegners in Schatten gestellt werden; gewiß entschied vor Allem die Persönlichkeit der Führer über den Ausgang des ungeheuern Kampfes. Wahrhaft tragisch aber ist in Pompejus das Vorgefühl seines Unterganges und die ihm aufgedrungene Abhängigkeit von Personen, welche tief unter ihm standen.

Im Vergleiche mit vielen Vorgängern und Nachfolgern war Cäsar großgesinnt und milde; dennoch zerstörten auch seine Kriege Leben, Kraft und Sittlichkeit der römischen Welt, und der Census ergab in erschreckender Weise, daß hiedurch die Bevölkerung auf die Hälfte der früheren hinabgesunken war.[27]) — Als Cäsar endlich alle Gegner überwunden hatte, mußten ihm (trotz seines Ehrgeizes) die Schmeicheleien, mit welchen man ihn überhäufte, verächtlich erscheinen[28]); und es gilt fast gleich, ob er den Königstitel aus Eitelkeit wünschte, oder aus Klugheit zurückwies. Das Wesentliche wonach er trachtete, die unumschränkte Macht, war ihm ja zu Theil worden.

Erheblicher ist die Frage: wozu er diese Macht bei längerem Leben würde angewendet haben? — Er bezog rücksichtlos Alles auf seine Person; doch hätte das Gute nicht ausbleiben können, welches ein ausgezeichneter Herrscher gründet und herbeiführt. Keine Persönlichkeit gibt indessen Bürgschaft über die Lebensdauer hinaus; und da findet sich nirgends eine Spur, daß Cäsar eine objektive Wiedergeburt der Welt bezweckte, oder daran glaubte. Ueber Kriege (wie zuvor im Innern, so jetzt nach Außen gegen Parther und Geten) scheinen seine Gedanken und Plane sich nicht erhoben zu haben. [29]) Hiermit war aber den Siegern und Besiegten gleich wenig geholfen.

Man mag es natürlich finden und entschuldigen daß selbst edle Männer, ihren Zorn und ihren Gefühlen nachgebend, sich zur Ermordung Cäsar's entschlossen; allein über diese Großthat, oder Frevelthat hinaus hatten sie auch nicht das Geringste vorausgesehen und vorbereitet. Die Bezugnahme auf den älteren Brutus und gesunde Zeiten der Republik hatte weder Bedeutung noch Wirkung, und mit Recht bemerkt Appian [30]): daß Leute, die man bestechen wollte und die sich bestechen ließen, nicht geeignet waren ächte Freiheit zu erkennen und zu gründen. Hätte Cäsar die Kräfte seiner Jugend, statt zur Zerstörung aller gesetzlichen Formen, zu ihrer Erhaltung und Besserung verwandt und mit der Ueberlegenheit seines Geistes neue Bahnen des Staatsrechts und der Sitte aufgefunden und eingeschlagen, vielleicht wäre ihm gelungen, was man vergebens nach seinem Tode versuchte. Der Untergang seines Vaterlandes und das Elend ganzer Geschlechter steht mit seiner Laufbahn in wesentlicher Verbindung, und der Schatten welcher in dieser Beziehung auf ihn fällt, ist durch bloßes Kriegsglück nicht zu überstrahlen.

Solch eine sittliche Verantwortlichkeit fällt Alexander dem Macedonier nicht zur Last. Ferner waren dessen Gedanken und Plane großartiger und umfassender als die des Römers; er hatte Sinn, Gefühl, Begeisterung für das was außer ihm lag, und (so hoch er seine Person auch stellen mochte) er erkannte den Werth, die Schönheit, die Mannigfaltigkeit, den Reiz der ihm gegenüberstehenden Welt. Selbst im Unrechte unterwarf er sich der tragischen Reinigung seiner Leidenschaften, und über seinen ganzen Lebenslauf ist ein dichterischer Glanz, eine romantische Verklärung ausgebreitet, durch welche Hellas noch einmal seine Natur in voller Herrlichkeit offenbarte! Dazu war Rom und Cäsar's Zeit nicht fähig.

Antonius ist von der besiegten Partei des Brutus und Cicero, sowie von der siegenden des Augustus immer im schlechtesten Lichte dargestellt worden [31]); man muß aber die Geschicklichkeit bewundern, mit welcher er gleich nach dem Tode Cäsar's jene überflügelte, den Senat täuschte und seinem Zwecke immer näher rückte. Mag er die Rede, welche Appian ihm in den Mund legt [32]), nicht so gehalten haben; gewiß erweiset sie daß Antonius neben der kriegerischen und gewaltsamen Richtung seiner Natur, auch in politischen Ränken und Intriguen ein Meister war. — Ueberall benimmt sich hingegen der Senat äußerst schwach und schwankend [33]), und Cicero wechselt mit ängstlichem Zurückziehen und maßlosen Angriffen auf Antonius. [34]) Nachdem Alle erst dessen Macht gemehrt hatten, hofften sie diese durch übermäßige Erhebung des Oktavian zu stürzen. Mag aber dessen Kühnheit und Offenheit anfangs auch nicht so groß gewesen sein wie Appian sie schildert [35]); so war doch es ein ganz

thörichter Aberglaube, er werde sich auf die Dauer mit den Freunden der Mörder seines Oheims verbinden und von Cicero gängeln lassen.[36]) Ohne große politische Weisheit hätte man voraussehen können und sollen, daß sich Antonius und Oktavian nicht zum Besten des Senats untereinander aufreiben, sondern sich aussöhnen und ihre gemeinsamen Feinde stürzen würden. — Das Alles mußte dem Marcus Brutus und Cassius bekannt sein, und es ist geschichtlich ungenügend aufgeklärt, warum sie zur Rettung des Decimus Brutus nicht das Geringste thaten, während Antonius ein macedonisches Heer in seine Gewalt zu bringen wußte und nach Italien hinüberführte.

Die von Appian aufbewahrte Urkunde[37]), wodurch Antonius und Oktavian ihre furchtbaren Proscriptionen zu rechtfertigen suchen, ist von größter Merkwürdigkeit. Erst nach 1800 Jahren findet sich etwas Aehnliches in der Schrift des Justizministers Danton zur Rechtfertigung der Septembermorde. Da die Frage nach Recht und Sittlichkeit in beiden Fällen als thöricht ganz zur Seite gelassen wurde, so trat nur die nach der Nützlichkeit und Nothwendigkeit in den Vordergrund: — und da ließ sich von dem Standpunkte des Antonius und Oktavian weit eher behaupten: daß während des bevorstehenden Krieges gegen Brutus und Cassius, in Italien keine mächtigen Gegner in freier Wirksamkeit bleiben dürften, als daß man alte Priester und andere unbedeutende Personen (welche bereits in den Pariser Gefängnissen saßen) hätte ermorden müssen, um Frankreich von fremder Eroberung zu retten. — Wenn Appian, im Vergleiche mit jener Zeit, die der besseren römischen Kaiser

als glücklich preiset [38]), so kann man dies nicht bestreiten, obgleich es an aller Bürgschaft für die Dauer dieser Verhältnisse fehlte. Rom bedurfte (wie wir jetzt sagen) einer Verstärkung, einer Concentration der vollziehenden Gewalt; daß man diese aber ohne alle staatsrechtliche Stützen und Organisationen ließ, daß man aus der Anarchie sogleich in eine (wenigstens formale) Despotie hinübersprang, war ein großes Unglück.

Wenn man bedenkt, wie groß die Anstrengungen, wie bewundernswerth die Ausdauer, wie vieljährig die Kämpfe der Samniter, Karthager und Römer in früherer Zeit waren, wie leicht hingegen das Schicksal der Könige von Macedonien und Syrien, sowie der römischen innern Parteien durch eine Schlacht entschieden ward; so muß man dort die kräftige Jugend und hier das abgelebte Alter erkennen, für welches eine rechte und allgemeine Auferstehung in der That unmöglich blieb: ein Sieg des Brutus und Cassius hätte die Krankheiten der römischen Welt nicht vertilgt. Auch ihrer Partei fehlte es keineswegs an Härte [39]): mit willkürlichen ungeheuern Abgaben plagten sie die östliche, sowie Antonius und Oktavian die westliche Welt [40]), und der Ungehorsam vieler Untergebenen ward dem Brutus so verderblich, als früher dem Pompejus.

Die Schlacht bei Philippi und der Untergang der republikanischen Partei brachte übrigens der römischen Welt nicht allein keine politische Ruhe oder frische Kraft zu wahrer Fortbildung, sondern auch keine Ermäßigung der neuen, furchtbaren Lasten. Antonius zwang die schon durch Cassius mit größter Willkür behandelten Landschaften, binnen zwei Jahren neunjährige Abgaben zu zah=

len [41]); und Oktavian's nicht gelindere Steuergesetze wurden von den (sonst schon an knechtischen Gehorsam gewöhnten) Römern abgerissen und zornig geklagt und gerügt [42]): der öffentliche Schatz sei ausgeleert, jede Landschaft geplündert, selbst Italien zu Grunde gerichtet; — und das Alles nicht zu auswärtigen Kriegen, nicht für eine geordnete Verwaltung! Sondern um Privatfeindschaften auszufechten, ungebührliche Herrschaft zu gründen, leiden wir durch Raub, Proscriptionen, Gütereinziehungen, Hunger und Ermordungen. — Die Einwohner vieler Städte wurden ihres gesammten Eigenthums beraubt; um es den jeder Zucht entwachsenen Soldaten zu übergeben. [43]) Sklaven, welche sich zu allen Legionen eingefunden, Kriegsdienste geleistet und hiefür vom Staate die Freiheit erlangt hatten, ließ Oktavian an demselben Tage gefangen nehmen. [44]) Sie wurden als Sklaven ihren früheren Herren überantwortet, und diejenigen, auf welche niemand mehr Ansprüche machte, wurden — hingerichtet!! — Wahrlich, die Welt bedurfte einer anderen Freiheit und Erlösung, als sie römische Rechtslehrer und Kriegsfürsten geben konnten und geben wollten!

---

1) I, 12.
2) I, 19, 27.
3) I, 23.
4) I, 29.
5) I, 20; Liv. LIX, 80.
6) I, 22—23.
7) ἀεὶ παρὰ Ῥωμαίοις ὁ κωλύων δυνατώτερος. I, 12.

8) δέδοται δὲ τῷ κωλύοντι, μηδ' ἐπιλέγειν. I, 23; III, 50, 52.

9) I, 33.

10) I, 35—36.

11) I, 59.

12) I, 49, 53, 55, 64.

13) Näheres in meiner Abhandlung über das römische Staatsrecht, S. 104.

14) Sertorius' Bestrebungen wurzelten in Italien.

15) I, 100.

16) I, 100.

17) I, 102; IV, 5, 32.

18) I, 103.

19) I, 120.

20) II, 5. Hofmann, der römische Senat; Raumer, römische Staatsverfassung S. 70.

21) πρῶτος ἐσφέρει γνώμην. II, 5 und III, 16 sagt Oktavian zum Consul Antonius: σὺ δ'ἐπεψήφιζες im Senate.

22) II, 10.

23) Nihil esse rempublicam, appelationem modo sine corpore ac specie. Sueton. Caesar 77.

24) II, 30.

25) II, 37.

26) Epist. 18, 19, 295—301, 331—348 u. a. a. O.

27) II, 102.

28) II, 106, 107.

29) II, 110.

30) II, 120.

31) II, 129; III, 4, 5.

32) III, 33.

33) III, 51, 64, 74, 80, 86.

34) III, 82, 89, 92, 93, 56, 74.

35) III, 15, 39.

36) III, 86, 89.

37) IV, 8.

38) IV, 16.
39) IV, 62, 64, 73, 74.
40) IV, 134.
41) V, 6, 7, 10.
42) V, 67.
43) V, 12, 13. Auch Tempelschätze wurden nicht verschont. 24.
44) V, 131.

Achtzehnter Brief.

Raumer an Böckh.

Berlin, 30. März 1850.

Der amerikanische Präsident Jefferson (vielleicht der größte, gewiß der wirksamste Republikaner aller Zeiten) hat über Platon's Republik, vom praktischen Standpunkte aus, ein strenges Urtheil gefällt und mit Bezug auf den Phädon gesagt [1]: „Platon gilt hauptsächlich für einen Vertheidiger der Unsterblichkeit der Seele; und doch wage ich zu behaupten, daß wenn es keine besseren Beweise dafür gibt, kein Mensch in der Welt daran glauben würde." — Wegen dieser Aeußerungen (sowie wegen seiner christlich duldsamen Gesinnungen) ist Jefferson ein beschränkter Kopf, ein Philister, ein Unchrist, ein Gottesleugner gescholten worden. Derlei Verdammungsurtheile dürfen uns indessen nicht abschrecken, die Wahrheit zunächst jener *letzten* Behauptung näher zu prüfen.

In seiner Einleitung zu Platon's Phädon (S. 7) sagt Schleiermacher: „die Ewigkeit der Seele ist die Bedingung der Möglichkeit alles wahren Erkennens für den Menschen; und wiederum die Wirklichkeit des Erkennens ist der Grund, aus welchem am sichersten und

leichtesten die Ewigkeit der Seele eingesehen wird." — Dies scheint mir ein Kreisschluß und abwechselnd das zu Beweisende als Beweisgrund gebraucht zu sein. Ist denn unsere Erkenntniß wirklich von der Art, daß daraus die Ewigkeit der Seele unleugbar hervorgeht? und wiederum: gibt denn die (vorausgesetzte) Ewigkeit der Seele uns den Beweis der (vorausgesetzten) Wahrheit unseres Erkennens? Hängt denn alle Wahrheit ab von der Ewigkeit des Erkennenden? Ist jene wirklich von allem nur zeitlichen Dasein ausgeschlossen? Ist der Irrthum für jeden vertilgt, der an die Ewigkeit der Seele glaubt?

Der allgemeine Wunsch unsterblich zu sein, gibt (gleich wie viele andere Wünsche) keinen Beweis, daß er in Erfüllung gehen müsse, und die Behauptung: Zweifel an der Unsterblichkeit schließe Gottesleugnung in sich, — ist ein Schreckbild, ein Anathema, vor dem man nicht fliehen, sondern dem man näher treten soll. — Viele finden ihren Trost darin (und ich will ihn keineswegs verkümmern), daß jenseits eine Ausgleichung von Leiden und Freuden stattfinden werde; doch stimmt diese Ansicht in keiner Weise mit der Annahme, daß für zeitliche Vergehen eine Ewigkeit der Höllenstrafen eintrete; auch hebt sie die Lehre von der Gnadenwahl auf: das heißt (untheologisch ausgedrückt) die Verschiedenheit der Begabung aller Kreaturen und alles Erschaffenen. Wer diese Verschiedenheit (angeblich um höherer Gerechtigkeit willen) fortschaffen, Lebendiges und Lebloses, Thierisches und Menschliches gleichstellen will, der vernichtet alle Eigenthümlichkeit, Mannigfaltigkeit, Persönlichkeit; er kommt zu dem Ununterscheibaren der Homoiomerien des Anaxagoras, wie sie vor Einwirkung des schaffenden

Geistes waren. Die Ausgleichung des Lohns und der Strafe durch ein künftiges Leben kann also nicht in einer solchen Rückkehr zum chaotisch Gleichartigen bestehen; und ebenso wenig genügt jenem Unsterblichkeitswunsche ein bloßes Verschwinden in dem großen Ganzen. Gewiß kann nichts aus diesem großen Ganzen herausfallen; Alles dauert in irgend einer ähnlichen oder verwandelten Weise fort. Je höher indeß eine Persönlichkeit steht, je weiter sie ausgebildet ist, desto weniger sagt ihr eine Lehre zu, wonach alle Individualität aufhört: — eine pantheistische Unsterblichkeitslehre ohne Persönlichkeit und fortdauerndes Bewußtsein des Vergangenen bleibt weit hinter dem zurück, was die meisten der frommen Menschen wünschen und hoffen.

Die Behauptung: wenn die Seele nicht unsterblich sei, fehle dem Menschen aller Grund sittlich und tugendhaft zu sein, halte ich für irrig; auch ohne die Unsterblichkeitslehre reicht unser zeitliches Erkennen vollkommen hin, den Weg der Tugend als den richtigen, den des Lasters als den verdammlichen zu bezeichnen; es reicht hin, uns zu überzeugen, daß wir (ohne Rücksicht auf Lohn und Strafe) jenen betreten und diesen meiden sollen.

Die Lehre, welche, um der Wünsche, Freuden und Leiden willen, Gotte gleichsam eine Zwangspflicht auflegt, dem hinfälligen Menschen eine Ewigkeit zuzugestehen, entbehrt eines strengen Beweises und enthält versteckten Hochmuth. Ich unterwerfe mich dankbar jeder göttlichen Fügung und halte mich für viel zu unbedeutend, ein Recht auf göttliche Beschlüsse nach meinen persönlichen Ansichten in Anspruch zu nehmen. Auch ein zeitliches

Geschöpf soll an diesem heiter gläubigen Vertrauen festhalten; — es soll so wenig wie eine unsterbliche Kreatur den Werth des irdischen Lebens verkennen, oder sich übereilt mit einem Sprunge in die sogenannte Ewigkeit versetzen wollen.

Nicht minder irrig erscheint mir die platonische Verachtung des Leibes, die Geringschätzung der Sinne und die übermäßig verehrende Hinweisung auf das bloß Allgemeine. So sehr man sich auch in abstrakten Formeln ergehen mag, wir haben keinen Begriff von einem Geiste, dem die fünf Sinne fehlen, diese Wege zur Erkenntniß. Ebenso einseitig ist der Abscheu vor allem Räumlichen, Materiellen; als sei jede Gemeinschaft des Geistigen mit demselben schädlich, oder gar unmöglich. Daß der Leib allein alle Uebel (auch Kriege, Unruhen, Schlachten u. s. w.) herbeiführe, ist unwahr; die Seele bestimmt nicht selten den gehorsamen Leib zum Verkehrten, und Religionskriege z. B. würde doch Platon nicht den Armen und Beinen, oder den fünf Sinnen zuweisen können!

Die christliche Ansicht vom Erwerben oder Ertheilen eines neuen Leibes, irgend einer neuen Verbindung des Geistigen und Materiellen, ist richtiger als die Platon's von der bloßen Geistigkeit, über welche man wol schwebeln und nebeln — aber nichts festhalten kann. Im Fall (laut Platon) die Philosophen auf alle Weise mit dem Leibe entzweit sind, oder sein sollen, ist für sie keine bildende Kunst vorhanden. Wenn (nach seiner Behauptung) Alles aus dem Entgegengesetzten, das Lebendige aus dem Todten entsteht; so führt dies zu einer Art von natürlicher Wechselwirthschaft, ohne Plus und Minus, wo die schöpferische Kraft Gottes so in den Ruhestand

versetzt wird, wie die Brahma's, zufolge der indischen Lehre. Die Seele kann hienach aus dem Leibe, wie der Leib aus der Seele erwachsen. Sehr viel vermag man aber auch dafür beizubringen: daß das Lebendige nur aus dem Lebendigen und durch dasselbe entstehe. Lasset die Todten die Todten begraben!

Wir befinden uns hier in der Nähe der Lehre von der Seelenwanderung, wobei noch nicht genügend ergründet oder erdichtet ist: ob sie sich bloß auf menschliche Kreise bezieht, oder auch rückwärts auf niedere und aufwärts auf höhere Wesen.

Platon's Beweise für ein künftiges Leben bedurften zu ihrer Grundlegung des Erweises von einem früheren Dasein, und daß unser Wissen und Lernen nur ein Wiedererinnern sei. Trotz aller Mühen erscheinen aber seine Beweise unzureichend, und er hat wol nur wenige Menschen überzeugt. Gewiß fehlt uns das bestimmte Bewußtsein von einem früheren Zustande, und wenn man Alles durch die angestrengteste Arbeit des Lernens erst aus der bodenlosen finsteren Tiefe hervorholen muß, so ist wenigstens an dem daselbst vorgeblich niedergelegten Schatz nicht viel gelegen. Auch müßte man doch, über den alten Besitz und das Erinnern hinaus, Neues erwerben, um nicht die Arbeit des Sisyphus immer wieder zu beginnen. Zunächst schiebt Platon's Wiedererinnerungslehre die Sache nur um ein Stadium zurück; in Wahrheit würde Vergessen und Erinnern ins Unendliche rückwärts gehen müssen; — ähnlicherweise wie man in Ewigkeit vorwärts gehen will. Woher kommt endlich (muß man fragen) der erste Stoff, den man haben, vergessen und wieder erlangen soll? Vergessen ist gleich Nichtsein; jedes Lernen

oder Wiederlernen, ist eine Neuerung, ein Erschaffen dessen, was für mich vor der Geburt noch nicht da war. Sämmtliche Erinnerungen auf welche Platon hindeutet, beziehen sich nur auf Erscheinungen und Gedanken des jetzigen Lebens, und gehen nicht erweislich auf Zeiten vor unserer Geburt zurück.

Es fehlt an strengen Beweisen daß ein Wesen, welches in der Zeit entsteht, nicht auch in der Zeit ein Ende nehmen, Bewußtsein und Persönlichkeit verlieren könne. Weil Gott, weil das Ganze ewig ist, ist es noch nicht der einzelne Mensch als solcher.

Die menschliche Seele ist ferner in der Zeitlichkeit nicht immer dieselbe; ihre Veränderungen sind nicht geringer als die des Leibes, und unter den Seelen selbst besteht eine so große Verschiedenheit, daß die Lehren von Unveränderlichkeit, Einartigkeit und Nichtzusammensetzung keineswegs so über alle Schwierigkeiten erhaben sind, wie Viele glauben. Auch damit kommt man nicht weiter, daß man der Seele das Gestaltlose als einen Vorzug beilegt. Das stets Gleiche endlich, was als erwünschtes Ziel hingestellt wird, ist, nach menschlicher Betrachtungsweise, gewöhnlich das Langweilige und geht leicht in unthätige Verneinung über.

Das bisher Gesagte mag als Randglosse zu dem Urtheile Jefferson's über den Phädon betrachtet werden. Sagt doch Platon zuletzt selbst [2]): „Eines muß man doch in diesen Dingen erreichen: entweder lernen oder erfinden wie es damit steht; oder wenn dies unmöglich ist, die beste oder unwiderleglichste menschliche Meinung davon nehmen, und darauf wie auf einem Brette versuchen, durch das Leben zu schwimmen; wenn einer nicht

sicherer und gefahrloser kann auf einem festeren Fahrzeuge, etwa einer göttlichen Rede, reisen." [3])

Es ist nicht meine Absicht, den Gegenstand durch alle Schulen der Philosophen und einer geoffenbarten Theologie zu verfolgen; doch mögen noch einige Worte über die Ansichten etlicher Kirchenlehrer hier Platz finden. Alle nahmen (wie sich von selbst versteht) eine Auferstehung an, obwol sie über die Art derselben nicht ganz einig waren. Die Manichäer und Gnostiker setzten den Leib aufs tiefste herab, und sahen in ihm die Ursache der Sünde; Origines betrachtete ihn als eine lästige Zugabe zur Seele.

Manche dachten sich die Entstehung der Seele wie eine Art von Emanation aus der Gottheit, was Clemens von Alexandria jedoch als unrichtig und unwürdig bezeichnet. Wir sind (sagte er) nicht seiner Natur und Kraft, sondern nur seiner Hände Werk. Tertullian läßt die Seelen mit dem Körper erzeugen, und alle stammen von der, welche Gott Adam einhauchte. Hingegen widerspricht er der Seelenwanderung: weil kein Thierkörper für die menschliche Seele passe, und beim Mangel des höheren Bewußtseins, von Lohn und Strafe nicht die Rede sein könne. Origines ist der eifrigste Vertheidiger des frühern Seins (der Präexistenz) der Seelen und stellt sie in Verbindung mit der Lehre von der Unsterblichkeit und der Stellung in dieser Welt. Nach Laktantius ist die Unsterblichkeit nicht Folge der Natur, sondern Belohnung der Tugend und nothwendig um diese Tugend zu belohnen. Einige (z. B. Arnobius) glaubten, daß die Lehre von der Unsterblichkeit aller Seelen das Laster befördere; wogegen Origines und Tertullian jene aufs

lebhafteste vertheidigen. Hieronymus widerspricht der Lehre von der Präexistenz und Fortpflanzung der Seelen; jede werde von Gott neu geschaffen. Die Meisten nannten es Ketzerei, daß die Seelen derselben Substanz wie die Gottheit seien.

Wenn sich zuletzt ergibt, daß Philosophen und Theologen über viele hieher gehörige Dinge nichts mit Bestimmtheit wissen, so sollen wir ob dieser Grenze menschlicher Erkenntniß nicht verzweifeln, sondern einsehen lernen, daß wir für unser zeitliches Dasein eben genug wissen, und eine Erweiterung des Gesichtskreises vielleicht störend und schädlich einwirken dürfte. Deshalb sagt der römische Dichter: prudens futuri temporis exitum caliginosa nocte premit Deus, und um die Morgenröthe des offenbarten Evangeliums zur Tageshelligkeit zu erhöhen, muß man eben vorher — sterben!

Berlin, 2. April 1850.

Soeben erhalte ich Ihren Brief vom 31. März und schließe mich gern dem an, was Sie belehrend und berichtigend über Pausanias und Schiller sagen. Auch meine metrischen Zweifel haben Sie lichtvoll aufgeklärt, und nur das, was Sie von Felix Mendelssohn anführen, bleibt mir unverständlich. Es kann doch unmöglich heißen sollen: man müsse eine kurze Sylbe lang und eine lange kurz setzen, damit der Sänger richtig vortrage? Nur da, wo die Musik den Takt anwendet, kann der Nachdruck, welcher auf dem sogenannten guten Takttheile liegt, einer kürzeren Note so viel Gewicht geben, daß sie eine längere überbietet, welche auf den schlechten

Takttheil gesetzt ist. Diese Erscheinung gehört aber weniger in die Lehre von Längen und Kürzen, als in die vom Accente. Anstatt

Laß dem schönen Mädchen sagen;

wird doch Mendelssohn unmöglich setzen wollen:

Laß dem schönen Mädchen sagen.

Genug, dies Räthsel ist für mich noch nicht gelöset.

---

1) Raumer's Amerika I, 186.

2) Seite 69 der schleiermacher'schen Uebersetzung.

3) Offenbarung, statt Spekulation.

Neunzehnter Brief.

Raumer an Böckh.

Berlin, 5. April 1850.

Durch Reisen, Forschungen, Entdeckungen aller Art, wird die Geschichte *rückwärts* immer länger (ich erinnere an Indien, Aegypten, Medien u. s. w.); aber allerdings geht es noch weit rascher, ununterbrochener, mannigfaltiger *vorwärts*: — dergestalt daß die alte Welt, im Vergleiche mit der neuen, quantitativ täglich unbedeutender wird und geringer ins Gewicht fällt. Was können, was müssen wir hieraus folgern?

Ich meine: wir müssen zugeben, daß Auffassen, Behandeln, Erlernen, Benutzen des classischen Alterthums keineswegs immer dasselbe sein und bleiben könne; — niemals aber darf es (wie Manche wollen) ganz zur Seite geworfen und der Inhalt der neuern, oder neuesten Zeit wurzellos als alleinige, werthvolle Weisheit betrachtet werden.

Es war nicht unnatürlich, daß zur Zeit der sogenannten Wiederherstellung der Wissenschaften, die Begeisterung für die rückwärts entdeckte neue Welt, der Freude über Amerikas Entdeckung mindestens das Gleichgewicht hielt,

und noch edler, reiner, geistiger zu sein schien. Einseitig und nachtheilig war aber das Bestreben mancher Bewunderer des Alterthums, die bereits sehr entwickelten neuern Sprachen in den Hintergrund zu drängen und insbesondere das latein Schreiben und Reden als höchstes Zeugniß der Bildung aufzustellen. Der Gewinn allgemeiner Verständlichkeit des Latein war nicht so groß als der Verlust an Eigenthümlichkeit, Frische, Wahrheit und Neuheit der Gedanken und der Ausdrucksweise. Pedanterie und äußerliche Nachäfferei bekamen bei nur zu Vielen die Oberhand, und die wenigen Schriftsteller, welche aus eigener großer Kraft sich davon frei hielten, würden in ihrer Muttersprache noch vollendetere und gemeinnützigere Werke geliefert haben. Der erkünstelte Gegensatz von einer gelehrten und einer Volkssprache war zu hemmend, als daß man ihn nicht trotz bitterer Klagen und Widersprüche hätte aufgeben müssen. Mit Recht sind deshalb lateinische Vorlesungen auf den Universitäten abgekommen. — Mit der Ungeübtheit im Schreiben nahm natürlich die Ungeübtheit im Sprechen ebenfalls zu, und die gedruckten, sowie die mündlichen Disputationen in lateinischer Sprache sind jetzt klägliche, geistlose Ueberreste früherer Zeit, sind eine vertrocknete Bocksbeutelei, dessen Vertheidigung in der Regel bloß aus Eitelkeit übernommen wird, um den irrigen Glauben zu erwecken, man habe es darin zur Meisterschaft gebracht. Jeden Falls könnte eine solche Meisterschaft für den, welcher nicht Philologe von Fach ist, nur durch einen Aufwand von Zeit erworben werden, der sich bei so vielen wichtigern und zu lernenden Gegenständen, in Wahrheit gar nicht rechtfertigen läßt. Man sage nicht: jene Förmlichkeit erhielt die Kenntniß des

classischen Alterthums; Viele halten klägliche Zwangs- und Marterdisputationen, die kein Kapitel aus einem alten Schriftsteller übersetzen können und seit dem Abgange von der Schule keinen in die Hand nehmen.

Es ist unwahr, daß Einsicht und Verdienst des Alterthums in geradem Verhältnisse zu jener Sprech- und Schreibefertigkeit stehe: es gibt nur zu viele Philologen denen, trotz derselben, dessen ächter Geist völlig fremd blieb; während Andere davon durchdrungen wurden, die nie latein schrieben oder sprachen. Jene Vorliebe führt überhaupt zu einer Ueberschätzung der Worte, mit Zurücksetzung der Sache, und Mancher erlangte philologischen Ruhm, der eigentlich zeitlebens nichts Größeres zu Stande brachte, als was Correktoren von Druckbogen täglich üben. Und doch gibt es noch Schulmänner (Grammaticelli, sagte Wolf), welche behaupten: es komme auf den Inhalt der in den Schulen zu lesenden Schriftsteller gar nicht an. — Das beste Mittel, den frischen lebendigen Jünglingen das Studium des Alterthums zu verekeln!

Der Gesichtskreis verengt sich auf diesem Wege, statt sich zu erweitern, und die in unseren Tagen so nothwendige Verbindung der Erkenntniß neuer und alter Zeiten wird durch eine bloß sprachliche Betrachtung der letzten fast unmöglich gemacht. Beweise liegen hiefür in Menge zu Hand.

Zugegeben, das Studium der Grammatik sei für die Jugend die beste Logik, so ist es doch verkehrt um dieser Logik willen, alles Andere — selbst vorsätzlich — zu vernachlässigen.

Wenn ich zusammenzähle, wie viel Stunden deutsche Schüler zum Erlernen alter Sprachen verwenden, so

erscheint mir das Erreichte in keinem richtigen, erfreulichen Verhältnisse zu dem Zeitaufwande. Und dies um so weniger, da von hundert Theologen, Juristen, Medicinern, Beamten, nicht zehn nach dem Abgange vom Gymnasium jemals aus eigenem Antriebe einen alten Schriftsteller lesen. Diese traurige Erscheinung geht großentheils aus der Art des Unterrichts hervor.

Meierotto, ein vortrefflicher Schuldirecktor, erklärte auf dem joachimsthaler Gymnasium in einer Stunde höchstens acht Verse des Horaz, sprach aber oft eben so lange über die Veranlassung zu einer Ode von zwanzig, dreißig Versen. Daher erschien mir Horaz wie ein höchst trockener, pedantisch langweiliger Schriftsteller, und erst später habe ich seinen Werth einsehen lernen. Hingegen las ein weniger gelehrter Professor Brunn, in einer Stunde vier, fünf Kapitel des Livius, und die Schüler wurden begeistert für den Schriftsteller und dessen Erzählung.

Die Masse des auf den Gymnasien Gelesenen ist meines Erachtens viel zu gering, als daß eine rechte Einsicht daraus entstehen und lebenslängliche Vorliebe für die alten großen Meister darauf könnte gegründet werden. Bei einem Gespräche zwischen Heindorf und mir ergab sich, daß er ohne Vergleich weniger griechische Schriftsteller gelesen hatte, als ich; — aber freilich nach seinem Sinne und Maßstabe verstand ich nicht eine Periode. Ich wage nicht zu entscheiden, ob jene mühselige Beschränkung für Heindorf, als Philologen, das Rechte war; gewiß wäre sein Verfahren für mich durchaus unbrauchbar gewesen.

Je weniger ich indessen von der eigentlichen Wort-

und Sprachphilologie verstehe, je weniger Anlage ich dafür besitze, desto mehr ehre ich Geschicklichkeit und Fleiß auf dieser nützlichen Bahn; allein aus der classischen Philologie heraus ist jene Richtung für das Altdeutsche und Indische ebenfalls viel zu herrschend geworden, und hat ohne Zweifel das Publikum (welches für derlei esoterische Vergnügungen keinen Sinn besitzt) auch hinsichtlich des Inhalts und der Sachen gleichgültig gemacht.

Ein scheinbar ganz entgegengesetztes Verfahren führt auch nicht zum rechten Ziele: wenn nämlich einseitige Verehrer des Alterthums die neue Zeit als nach einem unbedingten Muster modeln wollen, oder doch geringschätzig auf dieselbe herabsehen. Dies führt zu einem anmaßenden Schulmeisterrepublikanismus, welcher die Köpfe der Jugend verdreht, für den ächten Staatsmann aber durchaus unbrauchbar ist.

Angenommen, es sei gelungen auf unseren Gymnasien eine breitere, umfassendere Kenntniß der alten Schriftsteller zu erlangen, und man habe hiedurch eine lebenslängliche, liebevolle Beschäftigung mit denselben herbeigeführt; so bleibt doch die alte Welt für die ungeheuere Mehrzahl der Menschen ein unerschlossenes Geheimniß. Wahrlich (werden Viele entgegnend ausrufen), es wäre doch die höchste aller Thorheiten, das Volk in diese für dasselbe ganz unnütze, ja schädliche Weltgegend auf irgend eine Weise einzuführen. Aus jener alten Welt ist für die Massen nur das eine Sprichwort brauchbar: Schuster, bleib bei deinem Leisten!

Einverstanden bin ich, daß für diejenigen, welche man als Unstudirte bezeichnen kann, das Erlernen der alten Sprachen unzweckmäßig und ein viel zu großer Zeitauf-

wand wäre; hieraus folgt aber keineswegs, daß ihnen um deswillen die vollendete Form und der lehrreiche Inhalt der alten Schriftsteller ganz unbekannt bleiben müsse. Soll niemand das lesen, was zu Mißdeutungen Veranlassung geben kann, so müßte man auch das Lesen der Bibel weder in den Ursprachen noch in Uebersetzungen erlauben. Denn daraus sind ärgere Folgen (Verfolgungen und Religionskriege) entstanden, als jemals aus dem Lesen des Plutarch, oder Cornelius Nepos hervorgehen können. Der häufige rechte Gebrauch überwiegt aber dort wie hier den seltenen Mißbrauch, und das übermäßige Lesen schlechter Romane, oder verführerischer Tagesschriften ist viel gefährlicher und schädlicher, als was Abgeneigte aus Kenntniß der bewährten Classiker ableiten möchten. Deshalb habe ich dafür gestimmt, die jetzt so vervollkommneten Uebersetzungen derselben in unsere zu gründenden Volksbibliotheken aufzunehmen, und mehrjährige Erfahrungen (insbesondere in den vereinigten Staaten von Nordamerika) haben erwiesen, wieviel hiedurch für die geistige Bildung des Volkes gewonnen ist. Diese Uebersetzungen vermitteln zwischen Gelehrten und Ungelehrten, bilden eine Brücke zu nützlicher Verständigung, erweitern den Gesichtskreis, erheben den Blick über die letzte Gegenwart und schützen gegen Verachtung, so wie gegen Ueberschätzung der eigenen und der vergangenen Zeiten.

Unter Volksbibliotheken verstehe ich übrigens nicht Büchersammlungen bloß für die niedrigsten Classen der bürgerlichen Gesellschaft, sondern für alle Gebildete, welche nicht im Stande sind, sich aus eigenen Mitteln viele Bücher anzuschaffen. Daß in Berlin, einer Stadt von

400,000 Einwohnern, die eine königliche Bibliothek und viele Lesebibliotheken gewöhnlicher Art den vorhandenen löblichen Lesebedürfnissen nicht genügend abhelfen, wird wol jeder Unbefangene einräumen müssen: — es ist in der That offenbar und unleugbar!

Zwanzigster Brief.

Panofka an Raumer.

Berlin, 20. Juli 1850.

Die Klagen, die Ihr Brief (Nr. 19) über das jetzige Lesen der Alten auf Schulen erhebt, sind gewiß vielen Lesern aus der Seele geschrieben, und gar manche Eltern, die an der geistigen Entwickelung ihrer Kinder noch einen regeren Antheil nehmen, als die bloße Auszahlung des Schulgeldes bezeugt, werden mit der Sophokleischen Antigone V. 857 ausrufen:

„Du berührtest die schmerzlichste meiner Sorgen!"

Dem Vorwurf des Uebertreibens haben Sie fürwahr sich nicht ausgesetzt, wenn Sie den Erklärern der Classiker auf Gymnasien erstens vorhalten, sie sprächen über eine grammatisch schwierige Construktion oft mehr als eine Stunde, während ideenreiche, auf Weltansicht, Moral und ewige Wahrheiten bezügliche Stellen Boscoartig escamotirt werden; zweitens beim Abgang vom Gymnasium nehme der Schüler selbst von den ersten Dichtern und Prosaikern nicht den so wünschenswerthen Eindruck eines größeren Ganzen ins Leben mit, sondern nur spärlich zugemessene S t ü c k c h e n Homer, Sophokles, Plato, Herodot, Xenophon,

die in der bezeichneten Weise vorgetragen nur wenig Geschmack und Neigung zu weiterer Bekanntschaft mit den Classikern einzuflößen vermögen. Deshalb werden in der jetzigen Generation Juristen, Theologen und Mediciner, die trotz ihrer Amtsthätigkeit noch der Lecture der Classiker ein kleines Opfer ihrer Muße bringen, immer seltener werden.

An wem liegt die Schuld? gewiß nicht an den Schülern! aber auch nicht ausschließend an den Schullehrern! vielmehr an den Unterrichtsgesetzgebern. Dankbar erinnere ich mich der guten alten Zeit, wo man auf der Schule noch drei bis vier Tragödien des Sophokles, einen halben Thucydides, mehrere Gesänge Homer's, einige Bücher Herodot und Xenophon gründlich erklärt bekam: vor beinah dreißig Jahren schlug dieser Unterrichtsmethode letzte Stunde, weil die sogenannte Partei des Fortschritts eine Reform des Unterrichtswesens dringend forderte. Hatte bisher ein Schullehrer sich ausschließend mit Griechisch und Lateinisch beschäftigt und für die Erklärung der Classiker selbständige Forschungen zu machen vermocht: so mußte derselbe von nun an Naturwissenschaft, Mathematik, Französisch, wol auch Hebräisch, besonders aber Sanskrit auf der Universität hören, um sein Oberlehrerexamen glücklich zu bestehen und dann auf Gymnasien in diesen verschiedenen Fächern je nach Bedürfniß zu unterrichten. Kenntniß alter Religion und Mythologie sowenig als alter Kunst brauchte er dagegen weder für sich noch für seine Schüler sich anzueignen, obwol diese Disciplinen einem Mann, der die Alterthumswissenschaft zu seinem Lebensberuf wählt, nicht bloß ein dringendes Bedürfniß, sondern auch ein

heilsamerer Beistand sein dürften als sämmtliche vorgenannte ihm ungleich ferner liegende Wissenschaften. Mit dieser Reform trat bei den Lehrern eine scheinbar allseitige Bildung an die Stelle der früheren einseitigen, deren Segen nothwendig auch über die zu unterrichtenden Schüler sich ergoß. Was Böckh am Schluß seines Briefes Nr. 6 über den Universalismus der Neuzeit im Gegensatz der freiwilligen Beschränkung der alten Historiker in der Aufgabe ihrer Werke äußert: „die Alten wollten nur von dem schreiben, was sie verstanden, daher ihre abgerundeten Werke und plastischen Gestalten," das hätten die damaligen Schulreformatoren gewissenhaft bedenken sollen, damit nicht bei dieser Umwälzung der Schaden den Gewinn in so hohem Grade überwiege. Die Folgen blieben nicht lange aus: qui trop embrasse mal étreint, ist eine Wahrheit für alle Zeiten und Menschen. Von gründlichen, die Wissenschaft durch neue Ideen und würdige Forschungen fördernden Gelehrten ward bei dem Anwuchs der letzten Jahrzehnde die Zahl immer kleiner; dagegen Schwärme von Encyklopädisten auf Lehrstühlen und im Buchhändlersold die Luft bis zur heutigen Stunde frohlockend verunreinigen.

Ganz anders dachten die Alten, was das Lesen ihrer Classiker auf Schulen anbelangt. Obwol Homer und ihre andern großen Dichter bei Schilderung von Sitten und Einrichtungen griechischen Lebens ihnen lange nicht so fern standen, als uns heutzutage: so gaben sie doch den Knaben in die Schule Tafeln von billigem Material (gebrannter Erde, Horn, Elfenbein, Marmor) mit, welche in kleinen Reliefbildern die Hauptmomente der Ilias, Odyssee und anderer Dichtungen mit

drunter geschriebenem Hauptinhalt der Gesänge[1]) lebendiger veranschaulichten und leichter dem Gedächtniß einprägten. Die neuen Schulreformatoren dagegen ahnden nicht, welch unmittelbar mächtigen und wärmenden Einfluß auf Knabe und Jüngling das die Phantasie ansprechende Bild im Gegensatz der nur dem Verstand zugänglichen todtkalten Rede auszuüben vermag.

Deshalb haben auch die Bedenken, welche Sie als Nichtphilologe bei verschiedenen Stellen des Xenophon geäußert, keinen der bisherigen Herausgeber ernstlich beunruhigt. Von dem Tage, wo die Erklärer der Alten anfangen würden, im Lesen derselben sich bei jedem Schritt die Frage vorzulegen: „wie habe ich mir dies zu denken?" während jetzt sie sich dabei völlig beruhigen, jede Periode worttreu zu übersetzen, sehr oft ohne sie im geringsten zu verstehen: von dem Tage an würde die durch fette Pfründe und Macht wohlgenährte Selbstgenügsamkeit an den Sonnenstrahlen der Wahrheit dahinschmelzen und das demüthigende Gefühl ihres Nichtwissens, das bei Prosaikern sich häufig wie ²/₃ zu ¹/₃ Wissen, bei Dichtern in noch weit ungünstigerem Verhältniß herausstellen dürfte, sie bald überzeugen, daß das völlige Verständniß der Alten ohne die Hilfe der Bildwerke unerreichbar ist.

Lassen wir z. B. einen Gymnasiallehrer an die Stelle bei Herodot V, 87 und 88 ankommen: „ihr Kleid vertauschen sie mit dem ionischen. Die Athenerinnen trugen nämlich anfangs eine dorische Kleidung, sehr ähnlich der korinthischen; sie vertauschten sie gegen den linnenen Chiton, um keine Agraffen zu gebrauchen.

In Wahrheit war diese Kleidung vor Alters nicht ionisch, sondern karisch: denn alle alte hellenische Frauenkleidung war dieselbe, welche wir jetzt die dorische nennen," so wird er sich wahrscheinlich in gleicher unbefangener Unwissenheit mit seinen Schülern befinden, und mit ionischer, dorischer, karischer Tracht, Chiton und Agraffen so wenig einen klaren Begriff verbinden, oder ein bestimmtes Bild vor Augen haben, als die er belehren soll. Und doch war die Herausgabe meiner Bilder antiken Lebens vorzugsweise dazu bestimmt, diese offenkundige Impotenz zu beseitigen, indem den Gymnasiallehrern für Classikererklärung ein Hilfsbuch dargeboten ward, in welchem diese und tausend ähnliche Fragen, z. B. die für Xenophonlecture wichtigen Unterscheidungen der Kriegerbewaffnung und Nationaltrachten durch den Anblick alter Bildwerke ihre unmittelbare und befriedigende Erledigung finden. Allein dies Werk blieb von denen, für die es berechnet war, so unbeachtet und unbenutzt, daß der Buchhändler nicht einmal die Kosten der Herausgabe gedeckt hat.

Die praktischen Engländer dagegen, welche großentheils als Hauptmoment ihrer Bildung eine vertraute Bekanntschaft mit den Alten betrachten, sodaß mehr als eine Engländerin sogar Virgil und Horaz auswendig weiß, beeilten sich das spätere kleinere Werk „Griechinnen und Griechen," in ihre Sprache überzutragen, mit so glänzender Ausstattung, daß die Zahl (nicht der Inhalt) der Tafeln der meines größeren Werkes gleich kömmt, sodaß dieses nun in den Schulen Englands die Anwendung finden wird, welche ich bei dem größeren Werk in meinem Vaterland bezweckte.

Demselben ernsten und praktischen Sinn, der diese Nation [2]) auszeichnet, verdankt man im vorigen Jahr die Erscheinung eines Bilderhoraz, den Herr Milman, Canonikus von St. Peter und Rector von St. Margaret in London, bei John Murray herausgab. Hinter der gelehrten Philologenarbeit, Leben des Horaz, chronologische Tabellen, Personen, die in seinen Werken erwähnt werden, betreffend, folgt der Text mit nicht weniger als 465 Antiken zur Erklärung einzelner Stelle ausgestattet und offenbar für den Gebrauch in Schulen vorzugsweise berechnet. Dafür spricht sowol die Zusammendrängung des Werkes in einen vielleicht allzudicken Band, die Migniaturcodices copirende farbige Ausschmückung der Titel und Ränder des ersten Abschnitts, endlich der billige Preis (14 Rthlr.), im Verhältniß zum Reichthum der meist von G. Scharff im Geiste der Originale gezeichneten Bilder, die in Holzschnitt im Text eingedruckt sind.

So glücklich und zeitgemäß aber auch der Gedanke dieses Buches erscheint, so wenig sich auch in künstlerischer Ausführung diese Publication übertreffen läßt, so wünschte ich doch, es fände sich irgendwo in Europa ein zweiter Murray geneigt, ein Bilderbuch zu Horaz (dessen Text oder Uebersetzung ja in jedes Gebildeten Händen sich voraussetzen läßt) zu übernehmen: ich wollte ihm versprechen, nicht blos keine Ilias nach Homer zu schreiben, sondern ein Muster aufzustellen, wie Bilderbücher zu den auf den Schulen gelesenen Classikern eingerichtet sein müssen, wenn sie reiche Früchte tragen, d. h. den Schülern Lust und bei den Lehrern Licht zugleich entzünden sollen.

An dem genannten Werke machen sich aber zwei Fehler

besonders bemerkbar. Der eine, der Mangel an umfassender Bilderkenntniß und tieferer archäologischer Forschung, verleitet oft, statt schlagend zutreffender vorhandener Antiken solche zu publiciren, die auf andere Zustände sich beziehen und daher statt als rechte Wegweiser rasch und sicher ans Ziel zu führen, vielmehr auf falsche Seitenwege ableiten; z. B. das Gastmahl des Ikarius für Ode II, 7. Bei andern verleiten falsche und ältere, jetzt aufgegebene Deutungen zu unpassender Benutzung wie Ode II, 4, wo das pompejanische Wandgemälde der Kriegsgefangenen Manto vor Apoll noch irrthumlich als Kassandra zur Beleuchtung von V. 7 eine Stelle findet.

Wenn aber falsche Bildererklärungen der Jugend einzuprägen fast noch schlimmer erscheint als keine, so folgt hieraus, daß es „nicht jedermann freisteht nach Korinth zu reisen,“ und daß der Milman'sche Horaz neben der lobenswerthen Absicht und der oft sehr glücklichen Bilderwahl auch sehr viel Irrthümer zu verbreiten geeignet ist. Wenige Beispiele mögen genügen. Daß in Griechenland die Saiteninstrumente sehr verschiedene Formen, Saitenzahl, Namen und Sanctionirung für gewisse Gattungen Poesie hatten, ist eine Thatsache, die noch viel zu wenig zum Bewußtsein gekommen ist, als daß nicht die Gelegenheit, sie zur Geltung zu bringen, mit Dank ergriffen werden sollte. Statt dessen findet man hier keine Spur von Sonderung. Ueber die an die Lyra überschriebene Ode I, 32, worin der Barbitos (dreieckiges Saiteninstrument) angerufen wird, den der lesbische Dichter Alcäus zuerst gespielt hat, erblickt man eine prächtige Kithara eines Münztypus von Chalcis, die wie die Faust aufs Auge paßt, während die zu Ode II, 13

publicirte Vase hieher gehörte, theils weil Alcaeus durch Inschrift gesichert darauf abgebildet ist, theils weil sie diesen Sänger nicht mit Lyra oder Kithara, sondern grade mit dem Barbitos, der für Dithyramben, Elegien und erotische Poesien zur Begleitung diente, darstellt. Einen ähnlichen Fehler muß ich bei Ode II, 10 rügen, wo ein Apoll mit der Lyra abgebildet ist, obschon V. 16 einen Apoll mit Kithara erfordert.

Als zweiten noch mehr ins Gewicht fallenden Fehler betrachte ich die ungenügende Kenntniß antiker Religion. Ueber der Ode an die Glycera I, 20 muß im höchsten Grade ein Gemmenbild der siegreichen bewaffneten Venus, der Amor einen Helm bringt, befremden. Je unzweifelhafter diese Gemme Venus Urania mit Eros Uranios vergegenwärtigt, desto weniger ist das Bild dieser reinen himmlischen Göttin als Vignette einer Ode an eine Geliebte von entgegengesetztem Charakter an seinem Platze. Allein auch abgesehen hievon, lehren die Worte der ersten Strophe:

„Die rasende Mutter der Liebesgötter
und der thebanischen Semele Sohn
und die lascive Licentia
heißen mich geendeter Liebe wieder neuen
Athem zu geben"

deutlich, es gelte hier nur der sinnlichen Venus, der Geliebten des Dionysos, zu deren Bunde die Göttin zügelloser Ausgelassenheit (Ὕβρις) sich als drittes Glied gesellt. Für diese Götterdreiheit des Horaz standen aber mehr als ein treffendes Vasenbild zu Gebote.

Nicht minder beklage ich, daß Herr Milman die vielen schönen Stellen, wo Horaz moralische Eigen=

schaften als Personen mit passenden Prädicaten glücklich zeichnet, gar keiner Beachtung würdigt, z. B. Ode I, 24:

„Also drängt ewiger Schlaf den Quinctilius?
Dessen Gleichen die Scham und der Gerechtigkeit
Schwester, die unbestochne Treue, und die nackte
Wahrheit nie finden werden!"

Verdienten diese edeln Frauen, heilige Scheu, Gerechtigkeit, Treue und Wahrheit, nicht in jetziger Zeit um so mehr eine Vergegenwärtigung in Bildern, je weniger man in der Wirklichkeit ihnen begegnet? und pflegt man nicht in allen civilisirten Ländern, die sich unbemerkt aus dem Staub gemacht, sobald man ihrer nicht habhaft werden kann, wenigstens in effigie aufzuhängen?

Je mehr Sie selbst und Freund Böckh noch diesen Frauen vor wie nach Ihre Huldigung darbringen, desto weniger werden Sie es mir verargen, wenn ich zum Schluß meines vielleicht unklugen, aber nur allzuwahren Briefes zu ihrer Ehre eine Lanze gebrochen habe.

---

1) Das bedeutendste, ein Relief in Stucco, die ilische Tafel genannt, im Capitolinischen Museum (Mus. Capitol. IV, 68. Millin Gal. myth. CL, 558). Drei Fragmente solcher homerischer Tafeln befinden sich im Cabinet des Médailles zu Paris, das eine in den Ruinen eines alten Tempels an der Appischen Straße bei den Frattocchie gefunden (Montfauc. Ant. expl. T. IV zu Ende), das andre aus dem Mus. Veronense. Bruchstücke ähnlicher Tafeln, auf die Odyssee bezüglich zu gleichem Zwecke des Schulunterrichts, so wie die Herakleïs erläuternde sind uns ebenfalls erhalten. Hieran reihen sich die Mailänder Miniaturhandschrift des Homer, die Vaticanische des Virgil und die des Terenz. Inghirami's

Galleria Omerica hatte die gute Absicht, ein Schulbuch für Homer darzubieten; allein Aufnahme vieles Ungehörigen und Unkenntniß werthvoller beweisfähiger Bildwerke sind Schuld, daß dieser Versuch keine erheblichen Früchte trug. Daß aber der Imperialfoliant „Homer nach Antiken" von Tischbein und Schorn so wenig als Raoul-Rochette's übermäßig dicker Foliant Achilleide und Odysseide diesem Schulzweck zu entsprechen vermag, werden Sachverständige ohne Schwierigkeit einräumen.

2) So hatte Paine schon 1793 den Virgil von Heyne mit mehr als 50 Vignetten erläutert, in einer dreibändigen Oktavausgabe in London erscheinen lassen.

Einundzwanzigster Brief.

Böckh an Raumer.

Ihre letzten Briefe, theuerster Freund, habe ich in Einer Sendung empfangen. Von allen Seiten mit allerlei Arbeiten und Geschäften gehetzt, komme ich zu keiner rechten Sammlung meiner Gedanken, muß immer nur dem Strome der gegebenen Anlässe folgen; als einen solchen wollte ich Ihre Briefe nicht ansehen, sondern sie mit Sammlung meiner Gedanken lesen, und sie nicht wie ein Geschäft von der Hand schlagen. So habe ich sie denn bis jetzt liegen gelassen. Nachdem ich sie nun gelesen habe, antworte ich auf den neunten, zehnten und eilften (15, 16, 17), daß ich von denselben im höchsten Grade angezogen worden, und daß mir Ihre Bemerkungen ein gleich großes Licht auf die alte wie auf die heutige Geschichte zu werfen scheinen, obgleich ich nicht glaube, daß die Lehrer der alten Geschichte das Volk oder die Staatsmänner unserer Zeit bessern werden, so wenig als die Zeitgenossen des Demosthenes durch die Geschichte des peloponnesischen Krieges, oder die Griechen zur Zeit des Achäischen und Aetolischen Bundes durch die Geschichte

eben jenes Krieges und durch die Lehren der Philippischen Zeiten auf einen bessern Weg geführt worden sind. Der dreizehnte (19.) Brief könnte mich zu allerlei Bemerkungen verführen; aber ich fürchte, daß ich mich in deren Vortrag zu weit verlaufen möchte, und unterdrücke sie daher lieber. Der zwölfte reizt mich aber unüberwindlich zu einigem Widerspruch.

Wenn ich auch nicht zu denen gehöre, welche Jefferson einen Philister schelten, so bin ich doch der Ansicht, daß es bessere Gründe für die Unsterblichkeit der Seele nicht gibt als die Platonischen: wie weit sie reichen, mag jetzt dahingestellt bleiben: aber alle anderen reichen entweder nicht weiter, oder sind gar keine Gründe, sondern nur Glaubensartikel, entweder positive eines Religionssystems, oder subjektive Einzelner. Bei Ihrer Kritik der Platonischen Ansicht, stoße ich mich gleich daran, daß Sie einen Kreisschluß in diesen Worten von Schleiermacher finden: „die Ewigkeit der Seele ist die Bedingung der Möglichkeit alles wahren Erkennens für den Menschen; und wiederum die Wirklichkeit des Erkennens ist der Grund, aus welchem am sichersten und leichtesten die Ewigkeit der Seele eingesehen wird.“ Wie Schleiermacher die Worte, sehr vorsichtig, gestellt hat, liegt darin gar nicht, daß abwechselnd in dem Einen dieser Sätze der Beweisgrund aus dem vorausgesetzt wird, was in dem andern das zu Beweisende ist; es ist nur gesagt, von der Voraussetzung der Ewigkeit der Seele komme man auf die Möglichkeit des Erkennens, und von der Voraussetzung der Wirklichkeit des Erkennens komme man auf die Ewigkeit der Seele, woraus Schleiermacher nur die Verbindung der Lehre von der Unsterblichkeit mit der Lehre von

der Erkenntniß rechtfertigen will, welche Verbindung sich im Platonischen Phädon vorfindet. Setzen wir nun, Platon habe die Wirklichkeit des Erkennens erwiesen (ohne jedoch diese aus der Ewigkeit der Seele abzuleiten), und die Ewigkeit der Seele sei eine nothwendige Voraussetzung für die Möglichkeit des Erkennens, so wird er die Ewigkeit der Seele ohne alle petitio principii erwiesen haben. Die Fragen, welche Sie dem Platonisch-Schleiermacherschen Doppelsatze entgegenstellen, enthalten nun freilich dem Wesentlichen nach die Verneinung der vorausgesetzten Prämissen, daß es ein wirkliches Erkennen gebe, und daß unser Erkennen von der Art sei, um nur unter der Voraussetzung der Ewigkeit der Seele möglich zu sein; nach der Platonischen Lehre erkennt aber der menschliche Geist unwandelbare und ewige Einheiten, welche von einem Nicht-gleichen nicht anerkannt werden können. Diese ewigen Einheiten sind im Geiste selbst, der darum kein endlicher sein kann; er vergeht ebenso wenig als er entstanden ist. Wer nun dem Platon die Erkenntniß des Seienden durch den Geist verneint hätte, von dem würde er auch nicht verlangt haben, daß er eine Unsterblichkeit der Seele annehme; und was damit wesentlich zusammenhängt, wer die Einheit des Geistes mit dem Ewigen, also die Präexistenz der Seele verneint hätte, von dem würde er auch die Anerkennung ihrer Fortdauer nicht verlangt haben. Diese Unsterblichkeitslehre ist die einzige folgerichtige, und nichts inconsequenter als ein Gewordensein der Seele anzunehmen, aber die Fortdauer des Gewordenen zu setzen. Der Gedanke, den Sie anführen: „wir sind nicht von Gottes Natur und Kraft, sondern seiner Hände Werk,“ inwiefern damit die Unsterblichkeit

verbunden sein soll, ist unphilosophisch. Wenn nun Platon die Präexistenz der Seele behauptet, so ist auch klar, daß seine Behauptung, die Lebendigen entstünden aus den Todten, unbillig von Ihnen kritisirt wird. Denn er hat damit die Behauptung verbunden, die Todten seien, und Tod und Leben sind bei ihm nicht absolut entgegengesetzt, sondern nur in Beziehung auf das besondere Werden, nicht auf das absolute Sein. Mit der Platonischen Verachtung des Leibes hat es so viel eben auch nicht auf sich: denn niemand hat mehr als er die Gymnastik empfohlen; doch ist es ihm freilich nicht eingefallen, mit Fleisch und Blut, mit Haut und Haaren in den Himmel kommen zu wollen. Allerdings sagt er im Phädon, daß Kriege und Unruhen und Schlachten nichts anderes als der Leib und seine Begierden erregten; denn über den Besitz von Geld und Gut entständen alle Kriege, und diese müßten wir des Leibes wegen haben. Sie werfen dagegen ein, die Seele bestimme nicht selten den gehorsamen Leib zum Verkehrten, und Religionskriege z. B. würde doch Platon nicht den Armen und Beinen oder den fünf Sinnen zuweisen können. Ich weiß nicht, wie Platon hierauf würde geantwortet haben; aber so viel ist mir klar, daß ihm, auch ohne daß Religionskriege in seinem Gesichtskreise lagen, Beispiele genug vorlagen, die nicht minder scheinbar als die Religionskriege gegen den von ihm angegebenen Grund der Kriege sprachen, ich meine gegen ihren Ursprung aus dem Bedürfniß von Geld und Gut für die Erhaltung des Leibes. Er mußte wohl erkennen, daß Xerxes genug des Geldes und Gutes für die Pflege seines Leibes hatte, auch ohne daß er nöthig gehabt hätte, die Griechen unterjochen zu wollen.

Platon nennt aber freilich nicht bloß den Leib, sondern auch seine Begierden. Die Begierden aber entspringen auf keinen Fall aus der Vernunft, sondern aus der persönlichen Eigensucht, die eine Mitgabe der sinnlichen Existenz ist, und diese persönliche Eigensucht ist es, die den Xerxes und seines Gleichen zu ihren Kriegen angetrieben hat. Ob nun nicht auch die Religionskriege eben dieselbe Wurzel haben, überlasse ich Ihrer Ueberlegung: schwerlich werden Sie behaupten, daß sie in der Vernunft begründet sind. Und so denke ich, würde auch Platon sie nicht in der Vernunft, sondern in der Unvernunft begründet gefunden haben, in einer Art von Begierde, welche man Fanatismus nennt, in einer Eigensucht, welche ein Heraustreten aus der allgemeinen Vernunft ist, in der Sinnlichkeit, nicht in dem reinen Gedanken. Wir müssen uns, ohne lediglich die nächsten Worte, wie sie im Phädon vorliegen, zu drücken, an das Ganze des Platonischen Systems halten, an seinen Gegensatz zwischen dem Reingeistigen und dem Sinnlichen (νοητὸν und αἰσθητόν); substituiren wir letzteres statt des Leibes, so werden wir seinen Sinn viel richtiger treffen: aller Krieg ist eine Folge der Sinnlichkeit und der in ihr liegenden Differenz, während das Geistige schlechthin harmonisch ist und ohne Differenz.

Der Anhang Ihres zwölften (18.) Briefes berührt noch einmal das Rhythmische; seltsam bin ich gerade am Schluß meiner Beantwortung auf das Harmonische gerathen, freilich nicht im musikalischen Sinne, in welchem den Griechen Rhythmus und Harmonie die Elemente der Musik sind. Um nun jenes Rhythmische ebenfalls zu berühren, bemerke ich, daß ich mich über Mendelssohn

nicht minder wunderte als Sie, als er mir die zwei Trochäen in zwei Jamben umsetzte, um das zu geben, was ich verlangte; aber ich weiß gewiß, daß er das that, und er muß seinen guten Grund gehabt haben. Ich muß aber hinzufügen, daß er freilich dies that, um die beiden Trochäen mit dem übrigen in gleichen Takt zu bringen; was ich in meinem vorigen Briefe nicht gesagt, aber stillschweigend vorausgesetzt habe. Es tritt also hier ein, was Sie sagen, daß der kürzeren Note des guten Takttheils mehr Gewicht gegeben ist, als der längern des schlechten, „wo die Musik den Takt anwendet.“ Ueberdies muß ich wiederholen, daß die Trochäen, von welchen ich rede, getrennte sind, welche ebenso wol durch Spondeen vertreten werden können, und daß die zweite Silbe dieser Trochäen oder Sponden gerade wie die letzte Silbe eines Verses zu betrachten ist, die durch das folgende keine feste Begrenzung hat. Dies entzieht jedoch der Anwendung, die ich von dieser Sache in meinem vorigen Briefe gemacht habe, nichts von ihrem Gewicht.

Zweiundzwanzigster Brief.

Raumer an Böckh.

Berlin, 5. Juni 1850.

Ihre lehrreichen Bemerkungen über Platon's Unsterblichkeitslehre geben mir Veranlassung noch einige Worte hinzuzusetzen.

Nicht bloß der amerikanische Präsident Jefferson, sondern auch der römische Consul Cicero fand die Beweise des Griechen unzureichend. Dieser sagt (Tuscul. I, 11): so lange ich den Phädon lese, stimme ich bei; lege ich das Buch aber zur Seite und fange an über die Unsterblichkeit der Seele nachzudenken, so entschlüpft mir alle jene Zustimmung. — Ebenso wenig vertraut Galen den platonischen Beweisen und gesteht: noch habe niemand wissenschaftlich nachgewiesen, worin das Wesen der Seele bestehe.

Dennoch will ich Ihnen einräumen, daß es für die Unsterblichkeit der Seele keine besseren theoretisch-philosophischen Gründe gibt, als die platonischen. Zwar hat (anderer philosophischen Ansichten nicht zu gedenken) Marsilius Ficinus dieselben, insbesondere mit Rücksicht auf die Neuplatoniker zu vermehren und zu verstärken

gesucht. Ich möchte aber glauben: eben die große Vermehrung der Zahl jener Gründe erweise ihr geringes Gewicht und daß keiner zur vollen Ueberzeugung führt. Auch ist die entgegenstehende Entwickelung des Pomponatius zwar viel von Gläubigen gescholten, aber nicht von Wissenschaftlichen widerlegt worden.

Allerdings hat Schleiermacher seine Worte sehr vorsichtig gestellt; doch bleiben Erkenntniß und Ewigkeit der Seele gegenseitige Voraussetzungen; und selbst der Erweis der einen oder der anderen gibt noch keine genügende Causalverbindung zwischen beiden.

Daß das zeitliche Geschöpf nicht zur Wahrheit und zum Begriffe der Ewigkeit gelangen, daß nur Gleiches sich gegenseitig erkennen könne, scheint mir (in solcher Ausdehnung und Schärfe aufgefaßt) mehr als zweifelhaft, — und daß der Gedanke „Gott", Theilnahme an seinem Wesen voraussetzt, zum mindesten sehr kühn. Oder wenn man sich in diese Bahn hineinwagt, ist man fast gezwungen noch weiter zu gehen und mit Jordanus Brunus zu sagen: es gibt gar keinen Tod, weder für uns noch für irgend etwas Substantielles, — weil nichts Substantielles vernichtet wird, sondern im unendlichen Raume sich bewegend nur seine Gestalt verwandelt.

Deute ich Platon in solcher Weise, daß zwischen Leben und Tod nur ein untergeordneter relativer Gegensatz bleibt, und ein stetes Werden und Verwandeln neben dem Sein stattfindet; so sieht es mit persönlicher, bewußter Fortdauer schwach aus. Und wenn Sie die Präexistenz der Seele als unentbehrlich verlangen, um auf ihre Fortdauer folgerecht schließen zu können; so ist jene eben noch immer unerwiesen, oder doch ohne persönliche Erin-

nerung und Bewußtsein. Reihe ich nun an die voraus- gesetzte Vorzeit eine ähnliche Fortdauer und Zukunft, so langen wir fast nothwendig an bei dem allgemeinen un- sterblichen Verstande des Aristoteles und den sich daran reihenden Folgerungen des Averroes.

Pantheistisch betrachtet, läuft Leben und Tod auf dasselbe, auf bloße Verwandlung hinaus; von jedem ein- zelnen Standpunkte und für jeden Einzelnen, läßt sich jener hochwichtige Gegensatz aber nicht hinwegdisputiren.

Der Untergang ganzer Völker, im Gegensatze zur Lehre von der Unsterblichkeit der Einzelnen, brachte den Cardinal Richelieu zu einer merkwürdigen Aeußerung und Folgerung. [1]) Er sagt: „das ewige Wohl und die Selig- keit des Menschen wird schließlich in der anderen Welt bestimmt, weshalb Gott ganz natürlich fordert, daß jeder Einzelne ihm Strafe und Rache überlasse; die Staaten haben dagegen keine Dauer außer dieser Welt, ihr Heil ist hier oder nirgends, weshalb die zu ihrer Erhaltung nöthigen Strafen nicht erlassen werden können, sondern hier stattfinden müssen."

Der Gedanke, daß man in jener Welt Morgens auf- stehe, wie man hier Abends zu Bette gegangen ist, mag kindisch und lächerlich erscheinen; aber die Lehre von un- bedingter Geistigkeit, ohne räumliche und materielle Zu- that, ist weder dem gemeinen noch dem philosophischen Verstande leicht begreiflich zu machen.

Sind die Seelen rückwärts ewig, so werden keine neuen geschaffen, woran sich gar viele unbeantwortliche Fragen anreihen; sind sie gleich dem Wesen und aus der Substanz Gottes (was Clemens von Alexandrien nicht zugeben wollte), so bleibt Individualität und Freiheit ein

Geheimniß. So werden wir, wo theoretische Demonstrationen und Beweise nicht ausreichen und uns das bloße Leugnen nicht genügt, immer wieder zu einer unmittelbar gegebenen Gewißheit, oder zum Glauben hingewiesen.

Nicht bloß der Leib und seine Begierden führen zu verdammlichem Streite und Kriegen aller Art; vielmehr hat die Seele (ohne alle Rücksicht auf eigentliche Bedürfnisse des Leibes) auch ihre eigenen verkehrten Begierden. Die Unvernunft gehört (neben der Vernunft) ihr an, und nicht dem Leibe, und jene wird, wenn man diesen hinwegdenkt oder hinwegnimmt, damit nicht aufgehoben und plötzlich in lauter Weisheit und Tugend verwandelt. Es ist bloße Hypothese, daß alles Uebel lediglich Folge der Sinnlichkeit und der in ihr liegenden Differenz sei; während sich doch im vorgeblich rein Geistigen der bösen Differenzen gar viele hervorthun. Es gibt unleugbare Seelenkrankheiten, neben Leibeskrankheiten. Halten wir deshalb im Leben, Leib und Seele harmonisch beisammen, hüten wir uns voreilig anzunehmen, durch ihre unbedingte Trennung würden lauter consonirende Harmonien herbeigeführt und begründet.

Sie sagen: alle anderen Gründe für die Unsterblichkeit reichen nicht weiter als die platonischen, oder sind gar keine Gründe, sondern nur Glaubensartikel u. s. w. — Dies erinnert mich an den Schluß von Ritter's Geschichte der alten Philosophie, wo er behauptet: „Nur die Gesinnung des Menschen gibt seiner Lehre sicheren Halt und geschlossenen Zusammenhang. Die rechte Tiefe und der rechte Umfang der Gesinnung hat nun durchweg dem Alterthum gefehlt. Erst das Christenthum hat

diese Güter den Menschen gebracht; erst mit seiner Verbreitung konnte daher eine folgerichtige Entwickelung der Philosophie sich einleiten."

Bisher habe ich in unserem Briefwechsel jedesmal (wie man sagt) die Initiative ergriffen und mich vorgewagt; diesmal wünschte ich, daß Sie vorangingen und mir über jene Aeußerung Ritter's Ihre Ansicht mittheilten.

1) Raumer's Geschichte Europas VI, 68. Richelieu Mém. II, 15.

Dreiundzwanzigster Brief.

Böckh an Raumer.

Berlin, den 7. Juni 1850.

Sehr gerne, theuerster Freund, hätte ich Ihnen das letzte Wort gelassen; aber Sie wollen es anders, ja Sie scheinen mich aufs Eis führen zu wollen, wenn Sie verlangen, ich solle mich über H. Ritter's von Ihnen angeführtes Schlußurtheil erklären. Daß ich der Meinung bin, das Christenthum habe der Menge die Liebe und den Trost gebracht, deren sie im Alterthum entbehrte, habe ich selber anderwärts, und auch am Schluß eines Werkes (Staatshaushaltung der Athener), ausgesprochen; ich werde mich also freuen, wenn gezeigt wird, daß auch die Philosophie erst eine folgerichtige Entwickelung erlangen konnte, nachdem das Christenthum „die rechte Tiefe und den rechten Umfang der Gesinnnung" den Menschen gebracht hat. Daß dieser Beweis schon geliefert sei, ist mir unbekannt; ich bescheide mich aber, sehr vieles nicht zu wissen, und so geht es mir vielleicht auch mit diesem Beweise. Doch trage ich kein Bedenken zu sagen, daß nach meiner Ansicht eine positive Religion, die geoffenbart ist, mit der Philosophie gar nichts zu thun hat, und die

folgerichtige Entwickelung der letzteren unmöglich ist, wenn diese durch Glaubensartikel sich bestimmen läßt; das wird wol auch H. Ritter zugeben, und also wol unter „der rechten Tiefe und dem rechten Umfange der Gesinnung" etwas von den Glaubensartikeln unabhängiges verstehen. Eine von Glaubensartikeln bestimmte Philosophie kannten die Alten nicht; und sie verdienen deshalb Entschuldigung. „Man muß den Alten verzeihen," sagt Leibniz, „wenn sie den Anfang der Dinge oder die Schöpfung, und die Auferstehung unserer Leiber verneinen: denn diese kann man nur durch Offenbarung wissen." Also nicht durch Philosophie! Ich führe diesen sonst eben nicht unerhörten Ausspruch von Leibniz, mit dem ich mich, wie Sie wissen, bisweilen von Amtswegen beschäftige, um so lieber an, da er auf das Thema zurückführt, von welchem Ihr vierzehnter Brief (22.) ausgeht; eben dieser Ausspruch beweist zugleich, daß Leibniz, wenn anders ihm ein Antheil an der rechten Tiefe und dem rechten Umfange der Gesinnung zukommt, die ihm das Christenthum darbieten konnte, dennoch durch diese nicht gefördert worden ist in der Lösung der von ihm berührten Probleme auf dem Wege der Philosophie, sondern der Offenbarung ihre Lösung zugute schreibt.

Vierundzwanzigster Brief.

Ritter an Raumer.

Göttingen, 29. Juni 1850.

Für die Uebersendung Ihrer Spreu, für die Mittheilung Ihres gelehrten Briefwechsels mit Böckh bin ich Ihnen, verehrter Freund, wie für so manche ältere Gaben und Belehrungen verbunden, und dagegen etwas aufbringen zu können, was Ihnen genug thäte, würde ich vergeblich versuchen. Sie haben wol meine Kräfte zu günstig abgewogen, wenn Sie mich nun auffordern auch meine Meinung über einen Streitpunkt abzugeben, welcher in jenem Briefwechsel sich erhoben hat. Sie und Böckh werden von mir als meine Lehrer, wenn auch in weiterem Sinne, geschätzt und verehrt; schon deswegen muß ich meine Bedenken haben; dann aber betrifft auch die Sache zwei Gebiete, von welchen jedes für sich mir Bedenken erregt, die Geschichte und die Philosophie. Die Geschichte macht mich besorgt, weil Sie und Böckh, jeder für sich, ein so viel größeres Gebiet von ihr übersehen, als ich, die Philosophie, weil über sie so gut wie nichts

gesagt werden kann, wenn man nicht auf die ersten Principien zurückgeht. Doch darf ich gegen Ihre Aufforderung mich nicht sträuben; ich will kurz meine Meinung sagen.

Sie haben eine Stelle meiner Geschichte der Philosophie angeführt, gegen welche Böckh einige Beschränkungen geltend macht. An jenem Orte ist meine Rede nur andeutend, und meine Worte würden daher noch viel mehr Beschränkungen unterliegen können, als die angeführten; aber auch Böckh's Beschränkungen hätte ich andere zur Seite zu setzen. Auf diesem Wege würden wir jedoch schwerlich weiter kommen, er führt zum Mäkeln an Worten, welche in unserer unvollkommenen Welt nicht leicht von Zweideutigkeiten befreit werden können. Gehen wir lieber geradezu auf die Sache ein.

Wir scheinen darüber einig zu sein, daß die Verbreitung des Christenthums eine Umwandlung in der Geschichte, und zwar zum Bessern hervorgebracht hat. Ein solches ist nicht möglich, ohne daß die Denkweise der Menschen im Allgemeinen sich bessert, Vorurtheile abwirft, und neue Freiheit, neue Aussichten gewinnt. Es frägt sich, ob diese Besserung auch die wissenschaftlichen Elemente der Denkweise, namentlich die Philosophie berührt, ob sie alle Menschen trifft oder nur die Menge, aber nicht die wissenschaftlichen Männer oder die Weisen. Böckh scheint das letztere anzunehmen und die erste Frage zu verneinen. In der von ihm angeführten Stelle aus dem Staatshaushalt der Athener sagt er: „Rechnet man die großen Geister ab, die in der Liebe ihres Gemüths eine Welt einschließend sich selbst genug waren, so erkennt man, daß die Menge der Liebe und des Trostes entbehrte, die

eine reinere Religion in die Herzen der Menschen gegossen hat.“ In seinem Schlußbriefe bezweifelt er am Beispiel Leibnitzens, ob die Gesinnung auf dem Wege der Philosophie fördern könne. Es ist folgerichtig von ihm gedacht, daß er auf beide Fragen, welche ich zusammengestellt habe, verneint. Soll die Besserung durch das Christenthum die wissenschaftlichen Elemente nicht getroffen haben, so wird sie auch die wissenschaftlichen Männer als solche nicht getroffen haben, und umgekehrt. Für diese Meinung Böckh's lassen sich gar manche Gründe anführen; dennoch kann ich sie nicht theilen. Es gibt gewiß Theile der Wissenschaft, welche von dem allgemeinen sittlichen Charakter eines Menschen so entfernt stehen, daß man einen Zusammenhang zwischen beiden nicht leicht wird nachweisen können; aber andre stehen ihm desto näher. Ich will nur die Geschichte nennen. Es ist gewiß nicht gleichgültig, ob ein besserer oder ein schlechterer Mensch sie behandelt. Wir sehen auch, daß die Alten sie ganz anders behandelten, als wir Neuern, kunstmäßiger, aber nicht wissenschaftlicher. Wenn man nun die Philosophie als die allgemeine Wissenschaft betrachtet, so glaube ich, sie kann von dem Geiste, in welchem die übrigen Wissenschaften betrieben werden, auch nicht unberührt bleiben. Sollte es wol gleichgültig sein, ob die Ethik von einem besseren oder von einem schlechteren Manne angegriffen wird? Wenn ich dem Platon folge, oder dem Aristoteles, so kann ich das nicht bejahen, auch ganz abgesehen von unzähligen historischen Beweisen, welche uns zeigen, daß der sittliche Charakter eines Menschen auf seine sittliche und wissenschaftliche Denkweise den stärksten Einfluß auszuüben pflegt. Nehmen wir also

an, daß die christliche Religion zur Besserung der Menschen beigetragen, so sollte ich glauben, die Folgerung läge sehr nahe, daß sie auch zur Besserung ihrer Philosophie beigetragen haben müsse. Wollen Sie ein Paar Beispiele, hier sind sie. Die alten Philosophen, Platon und Aristoteles, hielten die Sklaverei für natürliches Recht. Dies ist für den Umfang ihrer menschlichen Gesinnung, ihrer Menschenliebe kein günstiges Zeugniß. Die alten Philosophen hielten die Religion für eine Sache nur der Menge. Dies spricht nicht für die Tiefe ihrer Gesinnung. Sollen wir nun glauben, die großen Geister der Alten hätten sich über die Vorurtheile ihrer Zeit erheben können? Wenn sie in der Tiefe ihres Gemüths, eine Welt einschließend, sich selbst genug waren oder zu sein glaubten, so kann ich darin nur einen Mangel an Gemüth, einen Mangel an Gemeingeist finden, und halte dagegen den Christen in Ehren, welcher, auch hierin dem Beispiele seines Meisters folgend, die Sünden der Welt trägt, d. h. sie empfindet, als wenn sie seine eigenen wären, als wenn er den Schwächen sich nicht entziehen könnte, in welche sie unsere menschliche Gemeinschaft und mit ihr einen jeden Einzelnen von uns verwickeln. Uebrigens will ich weder Böckh noch die alten Philosophen beschuldigen, daß sie von dem Grundsatze, welcher jeder philosophischen Beurtheilung der Geschichte zur Richtschnur dienen muß, sich losgesagt hätten, daß nämlich jeder einzelne Mensch als ein Glied seines Volkes und seiner Zeit zu betrachten ist.

Der Streitpunkt, welcher Sie und Böckh auf die erwähnten allgemeinen Betrachtungen geführt hat, ist meiner Ansicht der Dinge zu günstig, als daß ich nicht

einiges über ihn hinzufügen sollte. Ethik und Politik und was die weiteren Kreise dieser Wissenschaft berührt, liegen der sittlichen Denkweise am nächsten. Von ihnen habe ich meine Beispiele entlehnt. Man wird aber einwenden, daß andere Theile der Philosophie mit der Besserung der Menschen weniger zu thun haben; sie hätten daher von den Alten ebenso gut betrieben werden können, wie von uns. Dagegen pflegt wenig zu verfangen, daß man auf den systematischen Zusammenhang der Philosophie verweist. Man meint, Logik, Metaphysik, Physik könnten von Sittlichen und Unsittlichen gleich gut begriffen werden. Nun gibt es aber Lehren der Philosophie, in welchen alle ihre Theile sich auf das Innigste berühren; diese werden am besten zeigen, daß jene Absonderung der Theile der Philosophie nicht statthaft ist. Den umfassendsten Complex solcher Lehren gibt die Seelenlehre ab, und daß in dieser wieder die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele einen recht auffallenden Knotenpunkt bildet, wird nicht leicht jemand verkennen. Von der Seelenlehre will ich im Allgemeinen nur erwähnen, wie verschieden sie von Alten und Neuern behandelt worden ist. Die erstern haben sie als einen Theil der Physik betrachtet, weil sie die Seele vorherrschend als bewegende Kraft betrachteten; die Neuern sehen vorherrschend darauf, daß sie durch ihre reflexive Thätigkeit vom Körper sich unterscheidet; sie haben die Untersuchungen über sie entweder zur Metaphysik geschlagen, oder aus ihnen einen eigenen Theil der Philosophie gemacht. Die Lehre des Platon von der Unsterblichkeit der Seele, hat von jener alterthümlichen Ansicht von der Seele ihre Färbung empfangen.

Sie werden daraus abnehmen können, was ich von seiner Beweisführung halte. Ohne Böckh widersprechen zu wollen, welcher behauptet, daß es bessere Gründe für die Unsterblichkeit der Seele nicht gebe, als die platonischen, glaube ich doch seine Meinung nur so deuten zu können, daß die platonischen Gründe einer genügenden Entwickelung fähig sind; daß sie dieselbe von ihm empfangen hätten, würde ich nicht sagen können. Platon's Beweise berührten die reflexive Thätigkeit der Seele, indem die Seele als das sich selbst Bewegende erklärt wird. Dies würde, weiter ausgeführt, zur Lehre von der Freiheit geführt haben. Denn sich selbst bewegen heißt, sich selbst bestimmen, sich selbst bestimmen, heißt frei sein. Hierdurch, meine ich, würden wir in das Gebiet der Metaphysik gerückt werden, um mich einer gebräuchlichen Bezeichnungsweise zu bedienen. Platon aber geht in dieses Gebiet nicht ein; er verwickelt uns vielmehr in die alterthümlichen Vorstellungen vom Kreislaufe der Dinge, vom Wechsel zwischen Tod und Leben und bringt seine Lehre von der Unsterblichkeit der Seele in Verbindung mit der Lehre von der Seelenwanderung. Dies ist der physische Charakter seiner Seelenlehre. Hierin aber drückt sich auch deutlich aus, daß die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele nicht ohne Berücksichtigung der Frage nach dem Fortleben der Seele nach dem Tode und nach ihrem sittlichen Zwecke sich durchführen läßt. Wie sehr nun in diesem Punkt die Ansichten der Alten und der Neuern voneinander abweichen, ist bekannt. Es kommt darauf an, welche von ihnen die richtigen sind, unstreitig aber wird nur mit den richtigen Ueberzeugungen über diesen Punkt und mit Befreiung von den entgegen-

gesetzten Vorurtheilen eine folgerichtige Philosophie sich verbinden lassen.

Hier haben Sie meine Meinung, wie ich sie im Drange meiner Arbeiten über den 10. Band meiner Geschichte der Philosophie nur kurz habe abgeben können. In freundschaftlichster Verehrung

Ihr ergebenster
H. Ritter.

Fünfundzwanzigster Brief.

Panofka an Raumer.

30. October 1850.

Wenn im Alterthum bei den heiligen Festtagen der Dionysien an die Dreizahl erschütternder Tragödien ein erheiterndes Satyrspiel unmittelbar sich anschloß, weil der richtige Sinn der Hellenen in Scherz und Ernst nicht die im Zweikampf gegenseitig sich vernichtenden thebanischen Brüder erblickte, sondern vielmehr der verborgenen Urmutter Zwillingssöhne, welche mit ihrer Sternenleuchte jeder zu seiner Zeit und auf seine Weise die Welt geistig und sittlich erhellen: so ermuthigt mich ein solches Vorbild, in ähnlichem Sinne den letzten Briefen Ihrer Sammlung, welche der höchsten Aufgabe menschlicher Forschung gewidmet sind, eine darauf bezügliche Mittheilung aus dem Gebiete der Mythologie als Schlußbrief hinzuzufügen, welche, insofern sie aus einer sehr verlegenen und wenig gelesenen Quelle fließt, auf den Reiz der Neuheit einigen Anspruch macht, durch die Einzelheiten ihres Inhalts aber mehr als viele andre Alterthumszeugnisse zu genauerer Beachtung einladet.

Bei Johannes Malala Chronograph. Bd. II, S. 46

lesen wir: Er rief aus der Verbannung den böotischen Philosophen Tiresias zurück, den Thiertödter, der reich an Vermögen und an Weisheit war, der bei den Hellenen das Dogma einführte, Alles werde von selbst gebracht, und die Welt sei ohne Vorbedacht. Und die Priester machten ihn zur Abreise fertig, und er wurde verbannt in das Heiligthum des Apollo Daphnaios, weil er einen frauenartigen Sinn hatte.

Diese merkwürdige Stelle wirft ein unerwartetes Licht auf die Worte des Apollodor III, 6, 7: Andre sagen, er (Tiresias nämlich) sei von den Göttern geblendet worden, weil er, was sie verheimlichen wollten, den Menschen denunzirte.

Das byzantinische Zeugniß von der gottlosen Gesinnung des Tiresias mahnt zugleich den Cultus des Apollo Daphnaios gründlicher zu erforschen, der, nach dieser Stelle zu urtheilen, solchen Freigeistern in seinem Heiligthum nicht blos Zuflucht, sondern auch Anstellung gewährte. Daß ferner ein solcher irreligiöser Sinn des Materialisten Tiresias als frauenartig von Malala bezeichnet wird, dürfte Leserinnen dieses Briefes gewiß umsomehr überraschen, als in unsern Tagen er mit größerem Recht als männerartig sich definiren ließe.

Dagegen gehört die Erscheinung eines Philosophen, der zugleich an Vermögen und an Weisheit reich ist, im Alterthum wie in der Neuzeit gewiß zu den seltenen Ausnahmen, läßt sich aber hinsichtlich des Tiresias umsoweniger bezweifeln, als Kreon in des Sophokles Antigone V. 1055:

„Denn alle Seherbrut liebt gar zu sehr das Geld."

und auch V. 1035, 1036 darauf anspielt.

Das Prädikat Thiertödter (θηρολέτην) wird man anfangs versucht, Wildtödter übersetzend, von einem Jagdliebhaber, wie z. B. Chiron es war, zu verstehen und mit des Kreon Schmähworten an Tiresias, Antigone V. 1020, 1021:

„Ihr Alle schießt wie Bogenschützen nach dem Ziel,
Nach diesem Mann hier"

in Verbindung zu setzen, wenn irgend sonst ein litterarisches Zeugniß dieser für einen Philosophen und Seher nicht besonders geeigneten Beschäftigung zu Gebote stände. In Ermangelung eines solchen bleibt nur übrig, den Ausdruck Thiertödter auf die merkwürdige Sage seiner Schlangentödtung [1]) zu beziehen.

Was endlich den Namen Teiresias anbelangt, den ich Zeichenkundiger (von τέρας und ἵημι, ξυνετός) übersetze, so verdanke ich diese Belehrung dem Euripides, der in den Bacchantinnen V. 248 dem Pentheus die Worte leiht:

„Doch siehe da, ein andres Wunder schau ich,
Den Zeichenspäher (τερασκόπον) Teiresias Nebrisgestirnt."

---

1) Apollod. III, 6, 7. Hyg. f. 75. Ovid. Metam. III, 320 u. f. Tzetz. Lykophr. 682.

Sechsundzwanzigster Brief.

Raumer an Böckh.

Berlin, 11. October 1850.

Ich habe Ihre am 4. Juli 1850 gehaltene, mir gütigst mitgetheilte Rede mit größtem Interesse gelesen, und trete (wie immer) in allen Hauptsachen Ihrer Meinung bei. Daß ich aber auch diesmal zu allerhand Randglossen veranlaßt werde, gilt mir für ein erhebliches Lob ihrer Arbeit: denn nur das Gedankenreiche fördert andere Gedanken und nöthigt zu eigener, erwünschter Thätigkeit.

Mit Recht heben Sie hervor die unermeßlichen Fortschritte der Erfahrung, besonders auf der Naturseite; eine fast unausbleibliche Folge der durch mehr als ein Jahrtausend fortdauernden Vernachlässigung; — Forschungen und Ergebnisse mußten sich ins Gleichgewicht setzen. Schon jener raschern Bewegung und verdoppelten Thätigkeit halber, erschien auf der Seite des Innerlichen, Geistigen kaum irgend ein Fortschritt stattzufinden, und die Tiefe der geistigen Anschauung nirgends vermehrt.

Sollten die Griechen aber nicht Veranlassung zu einer entgegengesetzten Bemerkung gehabt haben? Von Thales bis Aristoteles hatte man die Tiefen des menschlichen

Geistes mit größerem Erfolge durchforscht, als die Tiefen der Natur; und wie man auch über die Zeiten der Scholastik denke, der bewundernswerthe Scharfsinn der damals verehrten Meister ist auf dem Boden des Geistes (wie auch Leibnitz einsah) keineswegs ohne Erfolg geblieben; wogegen man Roger Bakon nur als den Anfangspunkt einer neuen verschiedenen Richtung betrachten kann.

Stellen wir den Entdeckungen auf der Naturseite (den Dampfmaschinen, Eisenbahnen, Sternenheeren u. s. w.) etwa die politischen Versuche des letzten Jahrhunderts gegenüber; so erscheinen diese thöricht, lächerlich, mißglückt, und während der Naturhistoriker von lauter Siegen und Triumphen berichtet, erzählt der Menschengeschichtschreiber fast nur von Niederlagen, Dummheiten und Verbrechen.

Sollen wir uns deshalb vom Menschen hinweg, lediglich zur Natur wenden, und alle Hoffnung für die Zukunft aufgeben? Mit Nichten! Solch eine Verzagtheit wäre weder a priori noch a posteriori zu rechtfertigen.

Zuvörderst erinnere ich daran, daß die Fortschritte auf der Naturseite, ja auch durch den Geist des Menschen hervorgetrieben werden, und seine Herrschaft mächtig und wesentlich erweitern. Frage ich nach den Fortschritten der gesammten Menschheit, so darf ich mich aber nicht mit dem Betrachten der einen oder der andern Richtung begnügen; ich muß die Summe ziehen aus allen Richtungen menschlicher Thätigkeit.

Auch entscheidet nicht der bloße Schein der größeren Beweglichkeit und Schnelligkeit. Der Secundenzeiger läuft schneller wie der Minutenzeiger, dieser schneller wie

der Stundenzeiger; dennoch langen alle drei zuletzt an demselben Punkt an und zeigen dasselbe Resultat: sie sind um gleich viel fortgeschritten.

Geistige Ergebnisse lassen sich nicht so leicht wie naturgeschichtliche darthun; sie sind Zweifeln, Angriffen u. dergl. noch mehr ausgesetzt; obgleich man irrige physische Hypothesen wol eben so lange angebetet und vertheidigt hat, als theologische und politische Götzenbilder. Zuletzt geht aber die Wahrheit aus allem Fegefeuer siegreich hervor. Schauen wir um uns, ob im Vergleiche mit dem Alterthume sich nicht auch auf der vorzugsweise geistigeren Seite ächte Fortschritte nachweisen lassen. Um nicht allzuweit über meinen Leisten hinauszugehen, stelle ich eine Würdigung alter und neuer Gesammtsysteme zur Seite, stimme Ihnen aber aus eigener Erfahrung und aus vollem Herzen bei, wenn Sie sagen: die Späteren können, zumal bei der immer mehr wachsenden Herrschaft kalter Verständelei und zersetzender Kritik, Geist und Gemüth an jener heiligen Flamme immer neu erwärmen und nähren.

Zu den großartigen, wichtigen Fortschritten auf der geistigen Seite zähle ich: 1) daß im Privatrechte, ganz anders wie ehemals, eine Gleichheit vor dem Gesetze zu Grunde gelegt und zur Anwendung gebracht wird. Die Sklaverei (welche selbst Platon und Aristoteles rechtfertigten) vertheidigt Niemand mehr; und wo sie noch fortdauert, wird sie doch wie ein Uebel betrachtet, dessen Vertilgung man bezwecken müsse, obwol plötzliche Ausrottung aus vielen Gründen unmöglich erscheine. Ebenso geht die Leibeigenschaft ihrer Auflösung entgegen; übertriebene Vorrechte einzelner Stände werden ermäßigt,

und es fällt Niemanden mehr ein, daß Personen niederer Herkunft in Rechtsstreitigkeiten viel mehr Zeugen zur Bewahrheitung herbeischaffen müßten, als Vornehme. Diese, in sehr vielen Beziehungen sich zeigende größere Anerkenntniß des Geistigen am und im Menschen, ist ein unermeßlicher Fortschritt, der Millionen ebenso zugute kömmt als materielle Fortschritte auf der Naturseite.

2) Die alte Welt kannte nur Stadtverfassungen; die Erweiterung derselben zu Staatsverfassungen steht jenen Verbesserungen des Privatrechts vollgewichtig auf dem Boden des Staatsrechts gegenüber, und die den Alten unbekannte Lehre von der Repräsentation ist eine der wichtigsten Entdeckungen, obwol Misverständnisse und Misbräuche sich noch daran reihen.

3) Religiöse Duldung hat im Vergleiche mit früheren Zeiten unleugbar zugenommen, obgleich ich mit Ihnen einverstanden bin, daß der Fortschritt im Innerlichsten, dem Religiösen, der allerschwierigste und langsamste sei.

Allerdings tritt der Gedanke, geistige Zustände frühe-herer Zeiten unbedingt herzustellen (z. B. den gestorbenen und begrabenen Bundestag) auf dem Boden der Menschengeschichte viel öfter hervor, als auf der Seite der Naturgeschichte. Doch fehlt es auch hier (ich erinnere an Tycho Brahe) nicht ganz an ähnlichen Beispielen. Jene Versuche, die Weltgeschichte zurückzuschieben, sind fast immer als thöricht befunden worden, und dienten alsdann nur dazu, die Wahrheit in doppelt helles Licht zu stellen. Es ist unnöthig, hiefür Beweise aus der Staaten- und Kirchengeschichte aufzuzählen.

So viel als Nebenbemerkung zu Hauptsachen, worüber wir einig sind. Jetzt zu etwas Anderem.

Wie viel hat der große Aristoteles für das von ihm gebrauchte Bild der Tabula rasa, der unbeschriebenen Tafel des menschlichen Geistes, leiden müssen. Ist es ihm denn jemals eingefallen, die Seele sei ein leeres Blatt Papier, oder eine Holztafel, worauf ohne ihr eigenes Mitwirken, ohne eigene Thätigkeit lediglich von außen etwas aufgeschrieben oder eingegraben werde? Selbst wenn er gewußt hätte, wie jetzt auf Tafeln Lichtbilder entstehen, würde er jenen Vergleich nicht dergestalt aufgefaßt und aufgestellt, sondern sich gegen Misverständnisse, die er nicht voraussah, mit doppelter Vorsicht und Bestimmtheit gesichert haben.

Zuvörderst wirken materielle Kräfte (Licht, Luft u. dgl.) auf verschiedene Gegenstände ganz verschieden, und erfahren ganz verschiedene Rückwirkungen; noch viel merkwürdiger und verschiedener wird dies Alles, sobald lebendige Kräfte, oder gar Geister ins Spiel kommen. Licht und Schall wirken nichts auf einen gemalten Ochsen; die leere Tafel des lebendigen Ochsen bleibt aber keineswegs ohne eigene Thätigkeit, wenn durch Auge und Ohr ihr von außen etwas zugeführt wird. Und nun gar der Mensch! Die Seele ist gebend und empfangend, erzeugend und fortbildend; sie besitzt Fähigkeiten, Thätigkeiten, Schätze, die sich sonst nirgends finden, und trotz alles Aufnehmens von außen führt sie die Herrschaft über das Aeußere. Nur der platonischen Ansicht widersprach Aristoteles, als besitze die Seele Alles und Jedes aus einem früheren Dasein, und ihre wesentlichste Thätigkeit sei das bloße Wiedererinnern des Vergessenen. Abgesehen von der Frage: auf welchem Wege die Seele in früheren Zuständen zu Kenntnissen und Erkenntnissen gekommen

sei? fehlt es an allen genügenden Beweisen für ein solches früheres Dasein.

Die Untersuchung, wie viel der Seele durch jeden einzelnen Zugang, insbesondere durch jeden Sinn zugeführt werde, ist schwerer als es scheint, und insbesondere noch nicht ermittelt, in wiefern durch Aehnlichkeiten und Analogien sich Lücken einigermaßen ausfüllen lassen. In wiefern z. B. gewisse Farben den Begriff von gewissen Tönen veranlassen können, oder gewisse Töne mit Farben gleichsam parallel gehen.

Noch schwieriger wird die Sache beim Mangel mehrerer Sinne. Deshalb war es mir im höchsten Grade merkwürdig, was Hr. Dr. Howe in Boston mit der seit ihrer Geburt blinden, tauben und stummen Laura Bridgman zu Stande gebracht hat. Man muß die Abstraktion auf einen unerhörten, ganz ungewöhnlichen Gipfel treiben, wenn man wirklich alles das zur Seite legen, oder ausstreichen will, was durch Auge, Ohr und Rede zum Menschen kommt und wieder von ihm ausgeht. Zu der außerordentlichen Kunst des Lehrers mußten in dem (übrigens gesunden und heiteren) Mädchen sehr ausgezeichnete Anlagen hinzutreten, um zu solcherlei Ergebnissen zu führen. Da die Sinne des Geruchs und Geschmacks fast gar keine Mittel darboten, auf die unbeschriebene Tafel Laura's zu wirken, so mußte alle Wirkung und Rückwirkung lediglich durch einen einzigen Sinn, durch das Gefühl herbeigeführt werden. Die Hand des Lehrers und der Schülerin mit ihren mannigfaltigen Bewegungen, hatte Gesicht und Gehör, Sprache, Mittheilung ersetzt; Denken, Fühlen, Theilnahme, Freude, Schmerz von außen erkennen lassen, und das innerlichst Erzeugte nach

außen geführt. Noch immer steht mir (wie man sagt) der Verstand still, wenn ich bedenke, daß Laura unzählige Worte kannte, deklinirte und conjugirte, von äußeren Verhältnissen und Gegenständen Kenntnisse hatte, Urtheile fällte, sich mittelst der Finger so schnell unterhielt, als sonst nur mittelst geübter Sprech- und Hörorgane möglich ist, und im Schreiben geübter ist als unzählige Sehende.

Ohne ihren trefflichen Lehrer wäre die Tabula rasa der armen Laura von außen unbeschrieben geblieben, ohne ihren thätigen, mitwirkenden, mitschreibenden Geist wäre alle Mühe und Arbeit des Dr. Howe vergeblich geblieben. So verständigt sich, beides inhaltsreich, das Aeußere und das Innere, und Rangstreitigkeiten sind in dieser Stelle so überflüssig als anderwärts.

Sie sagen von Leibnitz: „die Form seiner Philosopheme ist zerbrochen, wie jede sterbliche Form zerbricht; ihr Inhalt ist ewig und unvergänglich.“ Verstehen Sie hierunter (wie ich anzunehmen Grund habe), daß jeder spekulative Gedanke, ich möchte sagen seinen Leib haben muß, so bin ich damit vollkommen einverstanden. Dieser Leib, diese Form der Monadologie, der prästabilirten Harmonie kann alsdann sterben, und dennoch etwas Ewiges übrig bleiben; etwa hier die Lehre von der Persönlichkeit, und von der Weltharmonie.

Erlauben Sie mir aber (um einige Bemerkungen daran zu knüpfen) unter Form zu verstehen, die künstlerische eigenthümliche Vollendung in Sprache und Darstellung? also bei Platon, die philosophische Gesprächsform mit all ihrem dichterischen Schmucke; bei Aristoteles den tiefsinnigen, concisen, streng abgeschlossenen Gedankenreichthum; bei Spinoza den mathematisch strengen Gang der

Entwickelung; — so findet sich bei Leibnitz keine in ihrer Art gleich eigenthümliche Vollendung der Form; was zum Theil schon sehr natürlich daraus folgte, daß er in drei verschiedenen Sprachen schrieb. Diese menschliche Form ist nicht sterblicher und vergänglicher, als der ebenfalls von Menschen herrührende Inhalt; ja die vortreffliche Form verlängert zuweilen (wie bei manchen Werken Platon's und Cicero's) das Leben des Inhalts. Bei den Schriften Leibnitzens ist dies nicht der Fall; ja, der Inhalt mancher Theile seiner Philosophie ist, meines Erachtens, in keinem andern Sinne ewig und unvergänglich geblieben, als alles der Geschichte zu dankbarer Aufbewahrung Ueberwiesene. Die Monadologie, die prästabilirte Harmonie gehört nicht bloß ihrem zeitlichen Leibe nach zur Leibnitzischen Philosophie, sondern auch vom Geiste und Inhalte ist Manches als vergänglich befunden worden. Gleiches Sinnes haben Sie selbst die Mängel der Theodicee ans Licht gezogen, und bestreiten schwerlich, was ich in meiner Spreu (Nr. 605) sage: Leibnitzens Theodicee ist vollkommen genügend für jeden, der aus Faulheit nicht fragen will, oder aus Beschränktheit nicht zu fragen versteht?

Trotz dieser Einreden bin ich von der Größe Leibnitzens durchdrungen und stimme vollkommen bei, daß sein Name in der Geschichte der Philosophie niemals untergehen wird. Wenn er aber weniger gelesen wird als andre, vielleicht unbedeutendere Philosophen, so hat dies mancherlei erhebliche, hier nicht zu erörternde Gründe. — Da ich nicht mehr Sekretär der philosophischen Klasse der Akademie bin, so werden Sie meine Rederei wenigstens nicht als Empörung und Apostasie betrachten.

Ich komme zu meiner letzten Bemerkung. Sie sagen: „in den Anfängen erscheint die Philosophie fast nur als das erhöhte Gesammtbewußtsein des Volksstammes, welchem der Philosoph den Ausdruck gibt; in der weiteren Ausbildung dagegen verschwindet dies immermehr, und ist auch bei den Hellenen schon in der aristotelischen Zeit verschwunden gewesen." — Ohne Zweifel ist der Charakter älterer Philosophie hellenischer Volksstämme (das Ionische, Italische) allmälig verschwunden, und etwas Höheres, Allgemeineres an die Stelle getreten. Soweit nun aber auch der Gesichtskreis des Aristoteles über den seiner Vorgänger hinausreichte, blieb er doch in denjenigen Theilen der Philosophie, wo dies überhaupt möglich war (Ethik, Politik, Poetik), wesentlich ein Grieche, und was man weitere Ausbildung der griechischen Philosophie nennen kann (Stoiker, Epikuräer, Neuplatoniker), ist meinethalben allgemeinere Entwickelung, jedoch ohne frühere Lebensfrische und Lebenskraft. Daher möchte ich Ihren folgenden Satz näher bestimmen; „haftet der Philosophie, die sich zum Unbedingten erheben soll, von dem Volksthümlichen und Individuellen etwas an, so ist sie eben dadurch mangelhaft." — Zugegeben, daß dies ein Mangel sei, so erscheint mir der Gewinn auf der entgegengesetzten Seite dennoch größer. Nach dem, was Sie S. 14 über Leibnitzens allgemeine Sprache sagen, sind Sie wol derselben Meinung?

Die Logik, die Mathematik mag jenes höchste Ziel erreichen (wenn es anders das höchste ist); aber selbst in der nächsten praktischen Anwendung d i e s e r Wissenschaft tritt das Volksthümliche und Individuelle merkwürdig hervor. Oder zeigte sich dies nicht, wenn der Ae-

gypter mit Hilfe der Statik und Mechanik Pyramiden, der Grieche kunstschöne Tempel, der Deutsche erhabene Kirchen baute? Ethik, Politik, Aesthetik gehen rückwärts, wenn sie nichts Volksthümliches mehr zeigen und achten; der scheinbare Fortschritt ist ein Hinwegnehmen charakteristischer Eigenschaften und ein Götzendienst mit dem Allerweltsgesicht unbestimmter Allgemeinheit. Eben weil Platon und Aristoteles so glänzend griechisch, Cicero so bestimmt römisch sind, verdoppelt sich Werth und Interesse; und selbst Philosophen geringeren Ranges bekommen Leben und Haltung, sofern sich in ihnen die eigenthümliche Nationalität (z. B. der Franzosen und Engländer) abspiegelt. Es war ein Mangel, daß den Scholastikern ein solcher Zusammenhang mit den Völkern fehlte, daß sie gar nicht in denselben wurzelten. Auch bei Leibnitz vermisse ich das volksthümlich Belebende; jedoch keineswegs das Individuelle. Nicht wo die Philosophie vollkommener wird, sondern wo das Alter sie ergreift und ihr die rechte Zeugungskraft ausgeht, verschwindet jene charakteristische und charakerisirende Physiognomie, und sie freut sich ihrer abstrakten Allgemeinheit und kosmopolitischen Unbestimmtheit. Daß ganz dasselbe bei der Poesie stattfinde, würde ich zu beweisen unternehmen, wenn es mir heute nicht an Zeit und Raum fehlte.

Siebenundzwanzigster Brief.

Loebell an Raumer.

Bonn, im December 1830.

Sie verlangen, mein theurer Freund, einen Beitrag zu Ihren antiquarischen Briefen von mir. Hier haben Sie einen, der Zweifel wo nicht löſ't, doch ins Licht stellt. Denn auch das frommt gewiß der Wiſſenſchaft, wenn an die Stelle trüglicher Befriedigung das Bewußtſein von Lücken tritt, die entweder ausgefüllt, oder als unausgefüllte, als Fragen ohne genügende Löſung, ſcharf hervorgehoben werden müſſen.

Zu ſolchen Lücken rechne ich, wie manches Andere in unſerer Kenntniß der Zuſtände des alten Sparta, ſo beſonders die mangelnde klare Vorſtellung von der Verſchiedenhet der politiſchen Berechtigung unter den Bürgern dieſes Freiſtaats. Wunder nehmen kann das Dunkel, welches auf dieſen Verhältniſſen ruht, freilich nicht, da zu dem Untergange ſo vieler Quellen das Geheimnißvolle im ſpartaniſchen Staatsweſen, von welchem die Alten ſprechen, tritt, ſo daß es alſo ſchon den Zeitgenoſſen aus andern griechiſchen Landſchaften ſehr ſchwer geweſen ſein muß, ſich von allen dortigen Einrichtungen ausreichende Vorſtellungen zu verſchaffen.

Wenn ich mit der Verschiedenheit der politischen Berechtigung auf eine politische Gliederung deute, so habe ich, wie sich wol von selbst versteht, die Periöken nicht im Sinn, da für ausgemacht gelten kann, daß diesen in Bezug auf das Staatsganze gar keine Rechte zustanden. Die Frage ist von einem Unterschiede, der unter den spartanischen Vollbürgern, den Spartiaten, bestanden haben muß, besonders in Bezug auf die Fähigkeit, zu den höchsten Staatswürden zu gelangen. Es ist einleuchtend, daß ohne eine nähere Kenntniß hierüber die Grundlage, auf welcher die verschiedenen Staatsgewalten ruhten, nur sehr unvollkommen erkannt werden kann.

Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, daß ich hier besonders die Ephorie und ihr Verhältniß zum Rath der Alten im Sinne habe. Auch weiset Aristoteles in seiner scharfen Kritik der Beschaffenheit jener Magistratur (Politik II, 6, 14—16) ausdrücklich auf die Grundlagen der Gewalten hin, indem er sagt, daß die Kalokagathoi im Rathe der Alten, der Demos in der Ephorie repräsentirt gewesen seien.

Die durch das ganze angeführte 6te (oder 9te) Capitel des zweiten Buches der Politik durchgeführte Kritik des spartanischen Staatswesens ist eine sehr absichtliche, und scheint mir gegen Die gerichtet, welche damals noch in andern griechischen Staaten von einer Nachahmung lakonischer Einrichtungen das Heil erwarten mochten. Der große Staatslehrer spricht bittern Tadel darüber aus, daß die Stellen in einer so hochwichtigen Magistratur wie die Ephorie sämmtlich (πάντες) aus dem Demos besetzt werden, so daß oft sehr arme Menschen, und daher käufliche, dazu gelangen. Mit diesem Tadel habe

ich es hier gar nicht weiter zu thun, nur mit der thatsächlichen Belehrung, die wir in Bezug auf die Stellung der Ephoren daraus schöpfen. Sie ist freilich kärglich genug. Aber die Bücher der Politik, oder der Entwurf, in dessen Gestalt die köstliche Verlassenschaft auf uns gekommen ist, setzen offenbar die Kenntniß der großen Sammlung von Verfassungsbeschreibungen des Meisters, die wir leider nicht mehr lesen, durchweg voraus. Es wird dem Historiker verziehen werden, wenn ihm zuweilen scheinen will, daß unter allen Verlusten der prosaischen Litteratur des Alterthums dieser der bedauerlichste ist.

Und nicht nur kärglich ist jene Belehrung, sondern auch räthselhaft. Sie ist es, die das Räthsel, von dem ich spreche, erst setzt, und fast allein setzt. Denn wie sollen wir uns den Gegensatz denken, dessen Kenntniß Aristoteles hier voraussetzt?

Wir sehen uns nach Hülfe bei den Neuern um, und wenden uns billig zuerst an den Mann, welcher der spartanischen Alterthumskunde mit der des ganzen dorischen Stammes neue Grundlagen gegeben hat. Allein vergeblich. Ueber keinen Punkt der Staatsalterthümer ist Otfried Müller so unbefriedigend. Man muß glauben, daß er es absichtlich vermieden hat, auf eine Erörterung einzugehen, die eine empfindliche Lücke in einem Bau nachgewiesen haben würde, den er als einen in seiner ganzen Zusammenfügung wohl erkundeten darstellen wollte.

Andere sind auf die Frage allerdings eingegangen. Ich nenne zuerst Niebuhr, der von keiner einzelnen Einrichtung etwas Genügendes zu wissen glaubte, wenn er sich nicht ein lebendiges Bild von ihrem Zusammen-

hange mit dem Ganzen entwerfen konnte. Hier bekennt er seine Unwissenheit (Vorträge über alte Geschichte Bd. I. S. 312). Bis auf den heutigen Tag, sagt er, ist die Frage nicht beantwortet, was in Sparta der Demos ist; daher wisse man auch nicht, was die Nachricht heißen solle: die Ephoren seien aus dem Demos genommen worden.

Daß diese Nachricht noch nicht unzweifelhaft gedeutet ist, ist vollkommen richtig, aber, wie ich glaube, nicht darum, weil man, was der Demos in Sparta war, sondern vielmehr weil man, was sein Gegentheil war, nicht weiß. Denn das erstere zu bestimmen, ist doch nicht so gar schwer, wenn man einen weitern und einen engern Sinn unterscheiden will. Im erstern müssen sämmtliche Nachkommen der dorischen Eroberer Lakoniens darunter verstanden worden sein, denn sie waren es, welche in der Volksversammlung stimmten, und die stimmende Gemeinde wird Demos genannt. Der alte Adel der Heroenzeit war bis auf das Geschlecht der Herakliden ausgestorben, entweder schon vor der Eroberung, oder doch gewiß kurz nachher. Die Meinung, welche einem Stamme der lakonischen Dorier noch in der historischen Zeit einen von den Ursprüngen des Volkes herstammenden politischen Vorrang zuschreiben will, ist gänzlich aus der Luft gegriffen, und hinreichend widerlegt. Nichtsdestoweniger gab es, innerhalb dieses Demos im weitern Sinne, eine Classe von angesehenen Bürgern, dem enger gefaßten Demos gegenüberstehend. Aber von welcher Art sie waren, was sie auszeichnete, zu bestimmen, das ist die Schwierigkeit. Aristoteles, auf dessen oben angeführte Stelle wir hier fast allein angewiesen sind,

nennt sie Kalokagathoi. Aber wie erstaunlich weit ist dieser Begriff! Er entspricht ziemlich Allem, was der Engländer unter gentlemen verstand, ehe die Höflichkeit unserer Tage die Bedeutung so gänzlich abschliff und abstumpfte: Leute von guter Erziehung, Sitte, Bildung, Gesinnung, aber auch solche, denen die Bedingungen dazu durch ihre gute Herkunft schon gegeben sind. Was waren es nun für Spartaner, die sich als solche von der größern Masse nicht in jenen Eigenschaften unterschieden, sondern als eine bestimmte Classe von Staatsbürgern?

Es waren die Homöen, antwortet der um die Kenntniß spartanischer Zustände besonders verdiente K. F. Hermann (De Homoeis in den Antiquit. Lacon. p. 125. 141). Unter Homöen aber, deren Wesen an und für sich gleichfalls nichts weniger als klar ist, will Hermann alle spartanischen Bürger verstanden wissen, insofern sie wegen Nichterfüllung gesetzlicher Pflichten nicht ausgeschlossen waren, der Pflichten nämlich, welche in regelmäßiger Leistung der Beiträge zu den gemeinschaftlichen Speisungen, und in der Einrichtung der Erziehung und der ganzen Lebensweise nach den Staatssatzungen bestanden. Und diese Erklärung Hermann's hat bei andern Forschern Beifall gefunden, namentlich bei Schömann (Antiquit. Jur. publ. Graec. p. 119) und bei Haas in der Anmerkung zu einer in der Xenophontischen Schrift vom Staat der Lacedämonier (10, 7) enthaltenen beiläufigen Aeußerung, welche die Hauptstütze der ganzen Ansicht ist. Es ist aber dort nur von der Ausstoßung aus den Homöen, wenn den gesetzlichen Pflichten nicht genügt ward, die Rede. Folgert man daraus, daß alle Bürger, welche aus dem Kreise der

Homöen nicht ausgeschlossen waren, zu demselben gehörten, so ist dies nicht sehr logisch geschlossen. Eine andere oft angeführte Stelle des Demosthenes in der Leptinea (§. 88) erwähnt der Homöen so, daß man bei dem Ausdrucke nur an einen besonders hervorragenden Ehrenstand denken kann, nicht an die Gesammtheit der Bürger mit Ausnahme der ihren Pflichten nicht genügenden. Und wer dagegen einwenden will, daß der Redner das Wort hier in einem allgemeinen Sinn genommen haben kann (wie die Engländer Peers), der wird doch zugleich zugeben müssen, daß bei so mangelhaften Nachrichten der schwankende Sprachgebrauch eine genaue und sichere Bestimmung des staatsrechtlichen Begriffs unmöglich macht. So daß mir noch immer aller Grund vorhanden scheint, mit F. A. Wolf zu jener Stelle zu sagen: qui fuerint οἱ ὅμοιοι valde dubito an ex veteribus satis sit compertum.

Gesetzt aber die Hermannsche Hypothese habe ihre Richtigkeit, die Kalokagathoi seien die Homöen, der Demos im Sinne des Aristoteles folglich die diesen entgegengesetzten Bürger; so würde damit die Verlegenheit, die oben angeführte Stelle desselben zu verstehen, erst beginnen. Denn der Demos hätte dann nur aus Ausgestoßenen bestanden, aus Leuten, welche die volle Ehre des Bürgerstandes nicht genossen, keineswegs also den römischen Plebejern vergleichbar, sondern vielmehr Denen, welche Appius Claudius der Blinde aus Haß gegen die ehrenhafte Plebs in die Tribus aufnahm, und dadurch die ganze römische Verfassung in Gefahr brachte. Und aus einer solchen Volksclasse sollen die mächtigen Ephoren hervorgegangen sein? Als Repräsentanten einer solchen, und einer solchen allein, sollen sie ihren alle andern Gewalten

überwiegenden Einfluß erlangt haben? Etwas der ganzen spartanischen Eigenthümlichkeit Widersprechenderes kann es kaum geben.

Sollte die Wahl der Ephoren aus den Nichthomöen aber etwa nur eine spätere Abirrung von der ursprünglichen Einrichtung und dem wahren Geist der Verfassung sein? Fast scheint es, daß Hermann zu einer solchen Annahme geneigt ist, da er an einem andern Orte (Jahrb. f. wissenschaftl. Kritik Bd. II. S. 161) meint, die Ephorie habe ihren demokratischen Charakter ursprünglich nur dem Königthum, nicht der Aristokratie gegenüber getragen. Eine Behauptung, die sich schwer begründen lassen möchte. In der Bedeutung, welche die Staatsveränderung des Theopompus der Ephorie gab, liegt der Beweis vom Gegentheil. Denn Königthum und Rath der Alten erscheinen in der ihnen durch diesen König zugesprochenen Befugniß, einen willkürlichen Beschluß der Gemeindeversammlung durch Auflösung derselben ungültig zu machen, als eng zusammengehörig und dasselbe Interesse vertretend. Wären sie es nicht gewesen und hätte die in der Gerusia repräsentirte Aristokratie mehr den Königen als dem Demos entgegengestanden, wie es Hermann anzunehmen scheint; warum hätte es dann eines neuen Gegengewichts gegen die königliche Macht bedurft? — Uebrigens kann Aristoteles in unserer Stelle die in Sparta durch Neuerungen veränderten Zustände nicht vor Augen gehabt haben. Denn an mehreren Orten seiner Kritik (im angef. Capitel §. 8. 10. 12. 22) führt er Veränderungen an, welche im Laufe der Zeit entstanden waren; warum würde er es bei einem so wichtigen Punkte wie das Verhältniß der Ephorie zum Demos und zu den

Angesehenen unterlassen haben, wenn sie auch hier stattgefunden hätten?

Doch was bedarf es überhaupt erst vieler Schlüsse, um darzuthum, daß die Nichthomöen im Sinne Hermann's weder vor Aristoteles noch zu dessen Zeiten zur Ephorie gelangen konnten? Sagt er doch (§. 21) ausdrücklich, daß wer den Beitrag zu den öffentlichen Mahlzeiten nicht leiste, am Bürgerrecht (τῆς πολιτείας) keinen Theil mehr habe.

Wachsmuth, der die Homöen nicht für die Kalokagathoi, sondern für die Gesammtheit der Altbürger, reicher und armer, im Gegensatze zu den Neübürgern hält, sieht in den Ephoren die Vertreter dieser Gesammtheit, und glaubt, daß der Sinn der Kalokagathoi die Richtschnur ihres Handelns gewesen, da die bedürftigen Altbürger sehr wohl einerlei Standessinn mit den Angesehenen und Begüterten haben konnten (Hellenische Alterthumskunde B. I. S. 692). Diese Meinung würde sich dadurch empfehlen, daß sie die am Ende der Republik so stark hervortretende Vertretung der oligarchischen Richtung durch die Ephoren zu erklären scheint, wenn sie nur nicht mit dem großen Gewicht, welches Aristoteles auf den Demokratismus der Ephorie legt (δημοκρατία γὰρ ἐξ ἀριστοκρατίας συνέβαινεν), im Widerspruch wäre.

In Uebereinstimmung mit demselben scheint dagegen eine von Dr. Arnold (in einer Abhandlung On the constitution of Sparta hinter seinem Thucydides Vol. I. p. 640) vorgetragene Meinung zu sein. Sie betrachtet nämlich die sämmtlichen Spartaner in ihrem Verhältniß zu den besiegten Landeseinwohnern als eine Körperschaft von Edeln, welche durch die Könige und den Rath aus

dem ihr gebührenden Antheil an der Regierung gedrängt gewesen sei, bis sie denselben durch die Einführung der Ephorie erlangt habe. Von diesem Punkte aus sei die Ephorie, wie in England das Haus der Gemeinen, im Laufe der Zeit zum bewegenden Triebwerk der Regierung geworden. In Bezug auf die spätere Entwicklung der Ephorie ist diese Anschauung gewiß richtig, und die Vergleichung treffend. Aber die Gemeinen gingen in England von einer den Edlen gegenüberstehenden Classe der Bevölkerung aus, sie hatten also vom Anfang an wo nicht entgegenstehende, doch abweichende Interessen. Wo aber sollen diese in Sparta nach Arnolds Ansicht hergekommen sein? Hätte der Rath, durch den er die Gesammtheit der Edeln von dem ihr zukommenden Antheil an der Regierung ausgeschlossen sein läßt, sich durch Cooptation ergänzt, so würde eine Verschiedenheit der Grundsätze von denen des ganzen Standes, die sich in der Behörde fortpflanzte, begreiflich sein. Nun aber wählten doch sämmtliche Spartiaten, oder Arnolds Edle, in den Rath, und brachten also ganz von selbst ihre Grundsätze und Bestrebungen hinein; und eben dieselben wählten auch wieder die Ephoren. So hebt Arnold den Unterschied, von dem er ausgegangen, in seinen Wirkungen, ohne daß er es bemerkt, selbst wieder auf, und läßt die Frage, worin er bestanden habe, ungelös't.

Daher hat denn auch sein Excurs einen andern englischen Gelehrten, Lewis (im Philol. Museum Bd. II. S. 38) Anlaß zu einer andern Lösung derselben gegeben. Die Ansicht, welche dieser aufstellt, oder vielmehr andeutet, geht dahin, that the equals were an aristocratical class within the body of Spartans, who were

much employed in public offices, and had great influence on the government; originally perhaps selected for their merit, and afterwards their rank becames hereditary.

Wenn sich eine historische Hypothese schon dadurch empfiehlt, daß sie zweifelhafte Zustände begreiflich und anschaulich macht, ohne dem, was man sonst von ihnen weiß, und bestimmten Zeugnissen zu widersprechen, so wird diese auf Beifall Anspruch machen können. Während nach Hermanns Ansicht die Kalokagathoi zahlreicher gewesen sein müssen, als sein Demos, weil er nur aus Ausgestoßenen bestand, kehrt jene, was ungleich natürlicher gefunden werden muß, das Verhältniß zwischen den Angesehenen (welche, was hier nicht in Betracht kommt, für Lewis mit den Homöen zusammenfallen) und den Geringeren um. Die Unbestimmtheit, die man ihr allerdings vorwerfen kann, liegt in der Natur der Sache oder, genauer zu reden, der Nachrichten und Zeugnisse. Auch lassen sich noch einige schärfere Bezeichnungen auffinden, welche sie ergänzen und ausbilden.

Die eine derselben ist aus jener Stelle des Aristoteles von der Ephorenwahl selbst mit Leichtigkeit zu entnehmen. Der Gegensatz nämlich zwischen den beiden Classen der Bürger, auf welchen sie hinweis't, ist der zwischen Reichen und Armen. Nicht darin, daß Untüchtige, sondern daß Bedürftige durch die Wahl aus dem ganzen Demos zur Ephorie gelangen können, sieht der Philosoph die Gefahr. Von Denen, die er als Kalokagathoi bezeichnet, muß also die Voraussetzung gegolten haben, daß sie begütert waren.

Wenn freilich, wie Plutarch (Lyk. C. 24, 5) zu

preisen weiß, es in Sparta weder Reichthum noch Armuth gab, oder doch, wie die gewöhnliche Meinung lautet, bis auf die Zeiten späten Verfalls, ein gewisser mittlerer mäßiger Grundbesitz der Bürger die Regel war, von der Verarmung nur eine seltene Ausnahme machte; so wären wir mit dem aufgestellten Unterschiede wieder nur auf die Meinung von den Nichthomöen als Ausgestoßene zurückgewiesen. Aber jenes Lob ist nichts als der Nachhall eines sophistischen Rhetors, der den Gemeinplatz von der Gleichheit der Güter in Sparta ausbeutete, um ein Gemälde daran zu knüpfen, wie dort die Tage, gleich denen des goldenen Weltalters, ohne Trachten nach Erwerb und ohne Streit, hingeflossen seien. Und diese Lehre von der Gütergleichheit gründet sich wiederum auf die von dem Fortbestande des Ackerbesitzes, wie er durch die berühmte Landvertheilung des Lykurg geregelt war, und ist für alle folgenden Jahrhunderte darauf gegründet geblieben.

Aber von diesem Fortbestande nicht nur, sondern auch von der Ackervertheilung selbst will ich bekennen, daß Grote's Gründe gegen die Richtigkeit der Ueberlieferung (History of Greece Vol. II. p. 520 fg.) mich vollkommen überzeugt haben. Grote zieht seine Schlüsse aus folgender Beweisführung: 1) Lykurg kann das Gebiet von Lakonien nicht vertheilt haben, weil der größere Theil desselben zu seiner Zeit noch gar nicht erobert war. 2) Kein Schriftsteller bis auf den Aristoteles herab weiß von dieser Landvertheilung etwas. Aristoteles müßte sie in der Politik erwähnen, wenn er sie gekannt hätte. 3) Herodot und Thucydides sprechen von Reichthum und Armuth in Sparta, wie von einem allbekannten Verhältnisse. 4) Es läßt sich nachweisen, wann und zu

welchem Zwecke die Sage von einer Landvertheilung durch Lykurg gestaltet und ausgebildet wurde. Es war ein Jahrhundert nach dem Aristoteles, als König Agis, der so unglücklich und schmachvoll endete, in einem Ackergesetze die einzige Rettung für den tief verderbten Staat sah. Er und die, welche mit ihm und nach ihm für die Wiederherstellung der alten Lykurgischen Zucht schwärmten, hielten für höchst wahrscheinlich, daß die Gleichheit in Sitte und Lebensweise, durch welche sie allein ins Leben hatte gerufen werden können, sich auf eine Gleichheit des Besitzes gründete, die der Gesetzgeber angeordnet, die sich aber in spätern Geschlechtern wieder verloren hatte. Was sie vermutheten, wurde zur Unterstützung ihrer Absicht als eine auf Ueberlieferung gegründete Thatsache verkündet, die als solche alsbald in die Geschichtsbücher überging.

Diese Beweisführung dünkt mich eine so vollständige, allen Forderungen und Regeln der Kritik so entsprechende, daß man es in der That aufgeben muß, Kritik gegen eine historische Ueberlieferung, sie sei wie und wann auch entstanden, anzuwenden, wenn man eine so begründete und durchgeführte verwerfen will. Wer sich indeß dennoch von jener Sage nicht losmachen kann, wer sie namentlich dadurch retten zu können glaubt, daß er die Verwechselung der ursprünglichen dorischen Landestheilung mit einer Lykurgischen Institution annimmt (wodurch indeß wenig gewonnen wäre, da man das Maß und die Verhältnisse der erstern schwerlich kannte); der wird wenigstens zugeben müssen, daß noch in den Zeiten hoher Blüthe des spartanischen Gemeinwesens das Bestehen sehr verschiedener Vermögensstufen unter den Bürgern

eine im übrigen Griechenland wohlbekannte Thatsache war.

Hiernach wird man nicht bezweifeln können, daß die Kalokagathoi des Aristoteles dem Demos im engern Sinne gegenüber die Begüterten waren; gewiß hat aber dieser Unterschied allein die Grenzlinie zwischen ihnen nicht gezogen. Es muß für die Ersteren ein sonstiges Ansehen hinzugekommen sein, sei es durch eigene hervorragende Verdienste um den Staat, oder — was gewiß weit häufiger der Fall war — durch Verdienste der Vorfahren. Mit andern Worten: es werden meistens illustrirte Familien gewesen sein. Und dies ist der zweite Punkt, wo die von Lewis aufgestellte Ansicht einer nähern Bestimmung bedarf. An eine eigentliche, strenge Erblichkeit, an einen wahren Erbadel der Kalokagathoi darf man so wenig denken, als an ein bestimmtes gesetzliches Recht derselben auf die Stellen im Rath. Darüber würden Zeugnisse und Andeutungen kaum fehlen können. Aber das Herkommen sicherte den durch Ahnenruhm und Reichthum hervorragenden Geschlechtern, wahrscheinlich mit seltenen Ausnahmen, diese Stellen, ohne daß ihre staatsrechtliche Gleichheit mit den übrigen Spartiaten dadurch aufgehoben wurde. Es war ein Stand sehr ähnlich dem der römischen Nobilität, ein Adel, aber kein geschloßner, so wenig wie es der sich bildende fränkische unter den Merowingern war, oder der venetianische vor der Schließung des großen Raths. Daß in der letztern Republik schon einige Jahrhunderte vorher die höhern Staatsämter in der Regel durch die Glieder einer Anzahl mächtiger Familien besetzt wurden, ist deutlich, aber nichts bezeugt, daß sie eigentliche Vorrechte besaßen.

Wenn nun die Ephoren in der Periode der Republik, welche Aristoteles im Auge hat, den Angesehenen gegenüber standen, am Ende derselben aber die Führer und Häupter der Oligarchen waren; so kann es nicht anders sein, als daß diese sich selbst allmälich an sie angeschlossen und zur Wahrung ihrer Interessen ihnen untergeordnet haben. Wie und bei welchen Anlässen dies geschehen, wissen wir nicht, der historische Faden fehlt uns hier gänzlich. Dagegen sind einige Winke vorhanden über die Machterweiterung der Ephorie den durch den Rath vertretenen Kalokagathoi gegenüber. König Kleomenes sagt in einer Rede beim Plutarch (C. 10, 4), daß der Ephor Asteropus viele Menschenalter nach der Einsetzung des Amts die Macht desselben zuerst erweitert und vergrößert habe. O. Müller (Dorier Abth. II. S. 124) findet wahrscheinlich, daß dies in der Befugniß, die Volksversammlung zu leiten, bestanden habe, und daß Asteropus nicht lange vor Chilon gelebt habe. Von dem Letztern vermuthet Urlichs (Ueber die Lykurgischen Rhetren, im Rheinischen Museum Bd. VI. S. 230) mit vielem Scharfsinn, daß er es gewesen, welcher die Ephoren von den Königen ganz unabhängig machte, indem er diesen allen Einfluß auf ihre Erwählung nahm. Da nun die erste Erhebung der Ephorie durch den Theopompus nach Eusebius in die 5. Olympiade fällt, und Chilon in der 55. oder 56. Ephor war, so würden nach dieser Annahme zwei Jahrhunderte während eines gewissen, dem Staate gewiß sehr zuträglichen Gleichgewichts unter den verschiedenen Gewalten verflossen sein; mit Chilon würde das allmälig immer mehr zunehmende Uebergewicht der Ephorie über Könige und Rath beginnen.

Daß diese Entwickelung auf einem ganz friedlichen Wege stattgefunden habe, wird man schwerlich annehmen dürfen; diese Siege des Demokratismus im lacedämonischen Sinne werden ohne Hader und Kampf schwerlich errungen worden sein. Aber von der innern Geschichte Sparta's sind nur Fragmente auf uns gekommen, und was wir von Reibungen im Innern des Staats aus dem Zeitraum von Theopompus bis auf das Ende des peloponnesischen Krieges wissen, wird in den Nachrichten der Schriftsteller nur auf persönliche Verhältnisse bezogen. Nur eine solche Begebenheit, auf die Urlichs in der eben angeführten Abhandlung aufmerksam gemacht hat — ohne jedoch die Schlüsse, zu denen sie berechtigt, aus ihr zu ziehen — zeigt uns im Hintergrunde einen bis zur heftigsten Leidenschaftlichkeit gesteigerten politischen Parteihader. Es ist der tragische Ausgang einer spartanischen Familie, welchen Plutarch in den Liebeserzählungen (p. 775) berichtet. Alkippos, ein angesehener Bürger, wird durch den Haß seiner Feinde verleumdet und zur Verbannung verurtheilt; seiner Gemahlin Damokrita und ihren Töchtern wird verwehrt, ihm zu folgen, und als sich, trotz des eingezogenen väterlichen Vermögens, für die letzteren Freier finden, geht ein Volksbeschluß durch, daß Niemand sie ehelichen dürfe. So große Bedrängniß und Schmach zu enden, tödtet Damokrita ihre Töchter und sich selbst in einem Tempel, an den sie vorher Feuer gelegt. Es wird, setzt Plutarch hinzu, erzählt, daß die zürnende Gottheit den Lacedämoniern zur Strafe das große Erdbeben gesandt habe.

Hiernach muß diese Begebenheit sich gegen die Zeit der 79. Olympiade ereignet haben, ein Jahrhundert ungefähr

nach dem Ephorat des Chilon. Angeklagt wird aber Alkippos bei den Ephoren von seinen politischen Gegnern (ὑπὸ τῶν ἀντιπολιτευομένων), daß er damit umgehe, die Verfassung umzustürzen (τοὺς νόμους καταλῦσαι). Da ihn nun die Ephoren verdammten, und das ruchlose Eheverbot vermittelst eines Volksbeschlusses (διὰ ψηφίσματος) durchgesetzt ward; so muß er zu den Anhängern des Aristokratismus, oder vielmehr des Gleichgewichts unter den verschiedenen Staatsgewalten, welches die Ephoren aufzuheben strebten, gehört haben. Daß die Partei derselben, um zu ihrem Ziele zu gelangen, auch sehr schlimme Mittel nicht scheute und das Volk zu schreienden Ungerechtigkeiten aufstachelte, sehen wir hier deutlich, wie denn überhaupt diese Begebenheit, die schwerlich die einzige ihrer Art war, ganz geeignet ist, starke Zweifel zu erregen an der Stetigkeit der harmonischen Ordnung und Maßhaltung, von der alte und neue Lakonenfreunde so viel rühmen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.







